UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Katholische Erzähler der Neuzeit

Keiter, Heinrich

Paderborn, 1880

urn:nbn:de:hbz:466:1-15316

Visual Library

P 03

1881.

Ladenpreis K 2,50. *M.*

Schmitz	Welter
Conrad	Mülhens
Mertens	Dr. Braubach
Blum	
v. Linde	A. Braubach
Michels	Cafitz
Schülgen	v. Geyr
Hopmann	Schmitz
Toell	Birnbaum
Schenk II	Heusgen
Schenk I	Nolden
Eisenberg	Kamper
Saedt	Wirtz
M. Braubach	Theisen

Lieferung Nr. 20.

J. P. Bachem in Cöln. 23010.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Statuten
des
katholischen Lesevereins.

1. Die neuern Werke aus dem Gebiete der Belletristik, Geschichte, Naturwissenschaft und Kunst werden möglichst angeschafft. Wünsche der Mitglieder in Bezug auf Anschaffung von Büchern werden gerne berücksichtigt.
2. Ausgeschlossen sind alle Werke, welche gegen Religion und gute Sitten verstoßen. Für einzelne Stellen kann der Dirigent nicht verantwortlich gemacht werden.
3. Jedem Mitgliede werden alle 14 Tage regelmäßig 4 bis 5 Bücher zugestellt; am 14. Tage müssen dieselben zum Abholen bereit liegen.
4. Die Bücher können von den Mitgliedern zur Hälfte des Ladenpreises käuflich erworben werden. Das auf ein Buch reflektirende Mitglied muß seinen Namen auf dem Umschlag des Buches an der betreffenden Stelle notiren, und wird ihm dasselbe, nachdem es bei den übrigen Mitgliedern circulirt hat, zugestellt werden.
5. Jedes Mitglied zahlt jährlich 15 Mark; dieser Betrag wird Anfangs Januar abgeholt.
6. An- und Abmeldungen für den Verein haben im Oktober zu geschehen.

Köln, Oktober 1876.

Thyeisen, Domvikar,
Laurenzplatz 7—.

58715

63/25
inv. 258

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Katholische Erzähler

der Neuzeit.

Geschildert

von

Heinrich Keiter.

Paderborn.

Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.

1880.

Universitätsbibliothek Paderborn
03
SR
3785
14/1555
CHWE

Dem Sänger von „Dreizehnlinden"

Herrn Dr. F. W. Weber

und

dem Herausgeber des „Literarischen Handweiser"

Herrn Dr. Franz Hülskamp

als Zeichen inniger Verehrung

gewidmet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ihnen, hochgeehrte Herren, wage ich dies anspruchslose Büchlein mit den Gefühlen tiefster Verehrung zu widmen. Beide ragen Sie hoch hervor aus der immer wachsenden Zahl unserer katholischen Schriftsteller. Mit freudiger Erhebung blicken Tausende auf den gottbegnadeten Sänger von „Dreizehnlinden", der mit einem Schlage sich den besten seiner edlen Zunft an die Seite gestellt und katholischer Dichtkunst einen hochgeachteten Namen verschafft hat auch in gegnerischen Kreisen; mit freudiger Erhebung aber auch auf den feinsinnigen Leiter des „Literarischen Handweiser", der, unentwegt und unbeeinflußt, das Werden und Wachsen unserer katholischen Literatur beobachtet, furchtlos die Spreu vom Waizen gesondert und manch' bescheidene Blume unserer Dichtkunst an's Licht gezogen hat — immer im Auge die Principien unserer katholischen Religion und die Normen des einzig wahrhaft Schönen.

Demgegenüber ist es in der That nur eine unscheinbare Gabe, die ich Ihnen bieten kann. Mein Wollen war groß, mein Können klein. Erwarten Sie nicht von mir, daß ich Ihnen ein umfassendes Bild unserer bellettristischen Literatur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in allen katholischen Landen liefere — wie vermöchte ich das? — ja, erwarten Sie nicht einmal von mir, daß ich Ihnen eine lückenlose Gallerie unserer deutschen katholischen Erzähler vorführe — gern hätte ich das erreicht, doch war des Stoff's zuviel für meine schwache Feder.

So beschränkte ich mich auf einige Auserwählte, ohne damit sagen zu wollen, daß nur diese eines Platzes würdig seien. Vielleicht, schmeichle ich mir, giebt diese Auswahl ein kleines Bild des höchst erfreulichen Aufschwunges unserer belletristischen Literatur: eines Aufschwunges, der gleichen Schritt zu halten verspricht mit dem mächtigen Erwachen und Wachsen katholischen Geistes auf allen Gebieten.

Schon vor mehreren Jahren hatte ich mir — da ich gerade diesen Zweig unserer Literatur mit besonderer Vorliebe verfolgte, und Erziehung und Stellung mich nachdrücklich auf ihn hinwiesen — aus der großen Zahl katholischer Erzähler jene herausgegriffen, die in der Weltliteratur eine unbestrittene Stellung sich errungen hatten, und sie in verschiedenen Zeitschriften kritisch — allzu kritisch — behandelt. Sie finden

diese Aufsätze in nachfolgenden Blättern wieder — aber nicht in ihrer früheren Gestalt. Diese beibehalten — hätte ich nicht wagen dürfen, sie Ihnen, echtkatholischen Männern, zu widmen. Nehmen Sie deshalb diese Versuche nicht allein als das, was sie ihrer Natur nach sind, sondern auch als Zeichen einer Gesinnung, die jetzt mit Ihnen die gleichen religiösen Ueberzeugungen zur Grundlage hat.

Möchte mein Büchlein seinen doppelten Zweck voll und ganz erreichen, und Ihnen meinen Namen dauernd in freundlicher Erinnerung erhalten!

Paderborn, November 1879.

Heinrich Reiter.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

I.

Der sociale Roman.

Ferdinande v. Brackel.
Sebastian Brunner.
Hernan Caballero.
Lady Fullerton.
Gräfin Hahn-Hahn.
Philipp Laicus.
Franz von Seeburg.

Ferdinande Freiin von Brackel. [1])

„Nicht wie alle Andern" lautet der Titel einer kleinen Novelle der westfälischen Dichterin Ferdinande von Brackel. Wie auf die Heldin der Novelle, so paßt jene Bezeichnung genau auch auf die Dichterin. Denn in der That ist sie in hohem Grade verschieden von ihren großen und kleinen Colleginnen katholischer und anderer Richtung, so sehr verschieden, daß man, stände es nicht auf dem Titel, aus den Büchern nicht herauslesen könnte, man habe es mit einer Dame zu thun. Und das will viel sagen. Liest man z. B. in „Die Tochter des Kunstreiters" die Schilderungen rheinischen Studentenlebens, so glaubt man, sie seien von einem bemoosten Haupte aus seligen Erinnerungen niedergeschrieben. Sicher bedeutet es etwas, wenn eine Dame von „abfällig" werden bei Commersen, von „anschlängeln" an diese und jene Person spricht.

Nur eine Eigenheit deutet auf die Dame hin. Diese Eigenheit hat sich aber — soll ich sagen, seltsamer- oder unglücklicherweise? — erst in den zuletzt erschienenen Novellen und in „Daniella" gezeigt, hier aber in unangenehmer Weise: es ist die Neigung wo es geht Sentenzen anzubringen. Manchmal sind diese gewöhnlicher Art, z. B. in den Novellen: „Wer es beobachten will, kann die Bemerkung machen, daß

[1]) Die Tochter des Kunstreiters, Roman 1876. Zwei Novellen 1876. Daniella, Roman 1879.

im ersten Stadium eines Balles um die Schönsten meist die übrigen ihrer Mitschwestern sich gruppiren 2c."

„Denn der Mensch hört gern und will auch gern besprochen werden, und wer nicht selbst Zeit oder Talent zum Beobachten hat, nimmt um so lieber die Beobachtungen anderer hin."

„Nachklänge hat ein Ball immer."

„Es ist selten, daß Frauen in der Ruhe und schweigend diesen (männlichen) Eindruck hervorrufen; gemeiniglich beruht derselbe auf Aeußerlichkeiten, Stimme, Sprache, Kleidung.

Wenn sich nun auch manche glänzende Sentenzen wie: „Anerkennung der eigenen Kraft ist dem Manne süß wie Liebesrausch" oder „Mag der Mann auch noch so stolz auf sein eigenes Aeußere sein, in Wirklichkeit oder in seiner Phantasie wenigstens soll die, die er liebt, ihn darin immer überstrahlen," gar nicht selten finden lassen, so wirkt ihre Anwesenheit doch störend, weil sie in den schönen Fluß der Erzählung hindernd eingreifen.

Im Uebrigen aber ist unsere Dichterin ganz Mann, und das ist für eine Schriftstellerin stets ein großes Lob. Was dichtende Frauen am wenigsten können, ist: wahre Männergestalten vorzuführen. Die große Mehrzahl verfällt in einen ganz unmotivirten Enthusiasmus und stellt Männer hin, von denen man wünscht, daß sie gelebt haben möchten. Aber leider sind solche Männer so selten wie weiße Raben. Aeußerlich sind sie eben nicht schön zu nennen, dafür aber haben sie eine imponirende Gestalt, ein „mächtiges" Auge mit den bekannten olympischen Blitzen, eine weiße Stirn, braune Wangen, einen dichten Vollbart und — unendlich viel schmerzliche Erfahrungen, die sie den Töchtern Eva's verdanken. Offen gestanden, viele Schriftstellerinnen haben sich ihre Pensionsideale bewahrt und weil nun die rauhe Wirklichkeit ihnen nicht vergönnt hat, ein solches Ideal für

ihre Häuslichkeit zu erobern, so lassen sie dieselben zum Entzücken aller schwärmerischen Seelen in den Feuilletons unserer Blätter umgehen.

Zu diesen gehört Ferdinande von Brackel durchaus nicht und sie kann es auch nicht als echtes Kind der rothen Erde. Als solches hat sie derartige Phantastereien nicht im Kopfe, am wenigstens fällt es ihr ein, in ihren Dichtungen von den „Herren der Schöpfung" ein so schmeichelhaftes Bild zu entwerfen — im Gegentheil, sie zeigt dieselben so, wie sie sie kennen gelernt. Aber mit dem großen Unterschiede, daß sie für die mittelmäßigen keinen Raum gelassen. Sowenig wie sie selbst jemals die Mittelmäßigkeit anziehend gefunden, sowenig muthet sie auch dem Leser zu, sich für triviale Köpfe zu interessiren. Die Dichterin hat also die rechte künstlerische Mitte gehalten zwischen sentimentalem Uebermaß und der nüchternen Wirklichkeit.

Unter den Männern aber hat sie reiche Abstufungen, selbst humoristische Charaktere fehlen nicht. Allen ist eine gewisse Solidität eigen, die auch vom wildesten Sturme der Leidenschaft nicht vernichtet, eine Charakterreinheit, die wohl für einige Augenblicke verdunkelt, nicht aber beschmutzt werden kann; endlich aber besitzen alle ein reiches Gemüthsleben, und namentlich die Helden haben die Kraft, mit Leidenschaft und Ausdauer zu lieben. Alle ihre Helden sind jung, stattlich schön und — verliebt, sterblich verliebt sogar. Trotz dieser Ähnlichkeit aber wird Niemand den einen für den anderen nehmen können. So kopflos wie Dagobert[1]) würden Alfred[2]) und Velden und Rother[3]) nie gehandelt haben. In Juan Perez[4]) wiederum würden, wenn ihm Nora so viel Beweise

[1]) „Tochter des Kunstreiters."
[2]) „Nicht wie alle Andern."
[3]) „Daniella."
[4]) „Aus fernen Landen."

ihrer Liebe gegeben hätte, nie Zweifel an ihrer Treue aufgestiegen sein. Umgekehrt besitzt Dagobert wenig von Alfred's beherrschendem Auftreten und Juan Perez nichts von Beider Feinfühligkeit.

Von diesen vier jugendlichen Helden hat Dagobert von Degenthal die beste und eingehendste Zeichnung erfahren. Wenn der junge Mann sich auch unsere Sympathien nicht in dem Maße zu erwerben versteht, wie es der Held eines Romanes eigentlich muß, so wird doch Niemand deshalb der Dichterin grollen, denn sie hat diesen Charakter mit größter psychologischer Wahrheit, wie sie selten bei Zeichnung männlicher Charaktere in den Werken dichtender Frauen zu finden ist, dargestellt und durchgeführt. Schon in dem Knaben Dagobert zeigt sich die ganze spätere Entwicklung des Jünglings, schon im Keime ist der große Conflict angedeutet, der später sein Lebensglück zerstören und ihn zu einem gebrochenen Manne machen soll. In einem Gasthofe hat er die kleine Nora getroffen und mit ihr gespielt. Das reizende Kind zieht den langen Knaben mächtig an. Aber es verletzt ihn, daß sie Tochter eines Kunstreiters, wenn auch eines vornehmen, ist und vielleicht einmal vor einem applaudirenden Publikum ihre Künste zeigen müsse. Mit kindlichem Eifer sagt er zu ihr: „Wenn man mal von dir als Kunstreiterin spräche, thäte es mir sehr leid. Das wäre wahrhaftig traurig genug für dich," und beim Abschiede fügt er noch einmal dringend hinzu: „Und nicht wahr, du wirst keine Reiterin?"

Einige Jahre vergehen. Dagobert ist Student in Bonn, ein ernster, gedankenvoller Student. Er hat die kleine Nora noch nicht wieder vergessen, wenngleich ihr Andenken nicht mehr sehr lebendig ist. Eines Tages aber sieht er sie selbst wieder, im ganzen Reize der Jugend. Sie sehen und sich zu ihr hingezogen fühlen, ist eins. Bald hat er die Be-

kanntschaft erneuert, nach einigen Wochen ist der Liebesbund geschlossen. Beide lieben heiß und innig. Aber Dagobert's Freund, der kühle Dahnow, sieht aus dieser Liebe nur Unheil erstehen; denn wenn auch Nora's Vater, Director Karsten, der Fürst unter den Kunstreitern ist, so steht er doch noch tief unter Dagobert, dem Grafen. Nach langem Nachdenken theilt er sowohl der Mutter Dagobert's als auch dem Director die Sachlage mit. Dagobert hat indessen seiner Mutter selbst bereits Mittheilung gemacht und ist im Begriff, den Director um die Hand Nora's zu bitten. Ein Brief des Directors zeigt ihm zu seinem Erstaunen, daß dieser schon alles weiß und im Namen seiner Tochter die Ehre ablehnt. Dagobert glaubt verzweifelnd, man habe Nora gezwungen, so zu antworten. Als seine Mutter anlangt, fällt kein Wort über Nora, doch hat die Gräfin ihren Entschluß gefaßt: sie will die Beiden trennen durch ihre kleine Nichte Lilly, welche sie von jeher ihrem Sohne zugedacht. Sie bittet deshalb Dagobert, sie nach dem Kloster zu begleiten, in welchem Lilly erzogen wird. Als sie dort ankommen und schweigend im Sprechzimmer sitzen, geht plötzlich Nora vorüber. Dagobert sieht sie, springt auf sie zu und schließt sie vor den Augen seiner Mutter in die Arme, schwörend, Niemand solle sie ihm entreißen. Die Oberin trennt beide. Die Gräfin ist so erregt, daß sie Lilly's Ankunft nicht abwarten kann, sie überläßt es dem Caplan, sie mitzubringen. Dagobert geht noch einmal zum Director, erhält aber dieselbe Antwort. Die Gräfin schreibt inzwischen einen flehenden Brief an Nora, appellirt an ihr edles Herz und bittet sie, abzulassen von ihrer Liebe. Nora antwortet stolz ablehnend. Die Gräfin, einsehend, daß vorläufig alles vergebens ist, willigt scheinbar ein unter der Bedingung, daß die Liebenden eine Prüfungszeit von zwei Jahren, in welchen sie sich nicht sehen und schreiben dürfen, durchmachen. Dann sorgt sie

dafür, daß ihr Sohn, ohne von Nora Abschied nehmen zu können, als Gesandschaftsattaché nach Konstantinopel abreist. Dort hat Dagobert jedoch keine Ruhe. Er findet sie erst, als er heimlich nach Deutschland gereist und Nora seiner Treue und sich der ihren versichert hat. Bald wird jedoch die seinige auf die Probe gestellt und sie besteht nicht. Nora's Vater ist dem Ruin nahe. Eine leistungsfähige Concurrenz droht ihn ganz in den Hintergrund zu drängen. Da hört er denn nur zu gerne auf die Einflüsterungen seines Dirigenten Landolfo: nur Nora könne ihn retten. Wenn sie aufträte, in all' ihrer Schönheit, im Besitze aller equilibristischen Künste, dann, nur dann könne er seinen Gegner zu Boden werfen. Es gelingt nach langen Kämpfen Nora zum Auftreten zu bewegen. Unter heißen Thränen schreibt sie an Dagobert und sendet den Brief zur Weiterbeförderung an die Gräfin. Diese hat jedoch schon durch die Zeitungen von Nora's baldigem Auftreten erfahren. Sie legt deshalb Nora's Brief mit einiger Befriedigung unter die Zeitungen und sendet alles an Dagobert. Als dieser die Blätter durchfliegt, findet er jene Nora betreffenden Notizen — er ist außer sich vor Zorn und Scham. Seine einstige Gattin im Circus, den gierigen Blicken von tausend jungen Wüstlingen ausgesetzt! Ohne den Brief Nora's zu öffnen, läßt er ihn mit der Bemerkung „Retour nach Deutschland" in den Kasten werfen. Die Aufregung ist zu groß für ihn, er wird krank und liegt monatelang. Als er genesen, vermag er nicht zu seiner Mutter zurückzukehren, erst nach drei Jahren trifft er mit der Mutter auf Lilly's Gute zusammen. Im Eisenbahncoupé sieht er sich plötzlich Nora gegenüber — er sieht die vermeintliche Ungetreue kalt und stolz an; aber zu Hause angelangt, fällt er in seine Krankheit zurück. Lilly pflegt ihn mit rührender Sorgfalt. Bald steht er wieder auf und empfängt Besuche von theilnehmenden Freunden. Bei einem

solchen kommt auch die Rede auf Nora, man spricht eben nicht zart über sie, nur Lilly vertheidigt ihre ehemalige Schulgenossin. Am andern Tage bittet sie ihren Vetter, sie in die Residenz zu begleiten, zu welchem Zweck, sagt sie nicht. Erst als sie dort ihren geheimnißvollen Besuch gemacht, gesteht sie ihm, daß sie bei Nora gewesen. Sobald Dagobert es gehört, eilt er zu ihr, ihr bittere Vorwürfe machend; Nora ihrerseits wirft alle Schuld auf ihn, so daß Dagobert sein Unrecht einsieht. Vollständige Aufklärung zu geben, ist keinem von beiden möglich, weil Nora in den Cirkus gerufen wird. Dagobert verspricht wieder zu kommen und reist selig mit seiner Cousine nach Hause. Ehe er aber Nora wieder sehen kann, kommt ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, in welchem von Nora's Flucht mit Landolfo berichtet wird. Nun hält er sie für eine vollendete Betrügerin. Er sucht sie aus seinem Herzen zu reißen und, fast wie von selbst, stiehlt sich seine kleine Cousine Lilly hinein. Er eilt zu ihr, seine Mutter beschleunigt die Sache, nach einigen Wochen sind sie ein Paar. Erst viele Jahre später erfährt Dagobert, wie unschuldig Nora gewesen, wie jener Zeitungsbericht erlogen gewesen. Er fühlt sein Unrecht tief und bitter — ein Vermächtniß Nora's aus dem fernen Westen, wo sie als Klosterfrau gestorben, tröstet ihn.

Sympathisiren können wir kaum mit Dagobert. Sein Mangel an Vertrauen zeugt von zu wenig männlicher Kraft. Aber seine tiefe, innige Liebe, sein selbstverschuldetes Leiden erregt unsere Theilnahme. In mehr als einer Hinsicht erinnert Dagobert's Liebe an die wahnsinnige Leidenschaft des Chevalier Desgrieux zu Manon Lescaut, doch steht Dagobert's Liebe unendlich höher, weil sie auf sittlichem Boden entsprossen ist, der dem Chevalier völlig abgeht.

Aehnliche Empfindungen bringt die schicksalvolle Liebe Juan Perez' in uns hervor. Er liebt die schöne stille Salud;

aber die glänzende, üppige Lola verdrängt für lange Zeit ihr Bild aus seinem Herzen, und als er sich endlich von ihr betrogen sieht, will er in einem Anfall von Wahnsinn seinem Leben ein Ende machen. Der Versuch mißlingt jedoch, er leidet nur Schaden, der nach langem Krankenlager geheilt wird. Der Zufall hat ihn in Salud's Haus gebracht, die ihn mit blutendem Herzen pflegt, nach seiner Genesung aber verläßt, um mit ihrem Onkel nach Europa zu reisen. Juan Perez findet keine Ruhe. Erst als Salud nach Mexiko zurückgekehrt, fleht er sie nochmals um Vergebung an, und sie verzeiht ihm und schenkt ihm von Neuem ihre Liebe.

Die Schilderung südlichen Liebeslebens ist ganz vortrefflich. Bei dem schönen tapfern Stierkämpfer Juan Perez bildet die augenblickliche Leidenschaft das Ein und Alles; sie macht ihn blind für das, was das oberflächlichste Auge sieht, taub macht sie ihn gegen alle vernünftigen Einwendungen. Und als er sich betrogen fühlt, ist der Rückschlag eben so stark, als seine Liebe war.

Neben diesen beiden reinen Gefühlsmenschen hat die Dichterin aber noch eine kräftige Mannesgestalt geschaffen, Alfred von Rotteck. Er hat lange allen Angriffen schöner Augen getrotzt, selbst die reizende Hedwig Reusch hat ihn nur für sehr kurze Zeit an ihren Siegeswagen fesseln können, dann schließlich erobert ihn die „unscheinbare", aber charaktervolle Anna von Kilmenau. Auch hier wieder beweist die Dichterin ihren psychologischen Scharfblick. Wie trefflich hat sie das anfänglich freundschaftliche Verhältniß zwischen Alfred und Anna dargestellt, wie sich aus dieser Freundschaft bei ihr zuerst stille Liebe entwickelt, während Alfred erst durch die Eifersucht über seine wahren Gefühle klar gemacht werden muß.

Mit nicht minderem Talente sind die verschiedenen Frauen-Charaktere dargestellt. Soll ich einen von diesen

als den besten bezeichnen, so nenne ich unbedenklich die kleine rosige Lilly. Es war eine schwere Aufgabe für die Dichterin, die kleine Dame so zu zeichnen, wie sie es sich vorgesetzt. Viel Geist sollte Lilly nicht haben, auch nicht viel Weltgewandtheit, dafür aber ein zähes Köpfchen, ein gutmüthiges Herzchen, in welchem Niemand anders Platz hat, als ihr Vetter Dagobert. Die Dichterin hat ihre Aufgabe aber mit solcher Geschicklichkeit gelöst, daß wir die kleine Lilly vor uns zu sehen glauben. Ihren Vetter Dagobert zu heirathen, ist das Ziel ihres Lebens, so hat es die Gräfin ihr gesagt und dabei bleibt sie. Deshalb liebt sie ihn. Aber sie liebt sehr egoistisch. Sie will Dagobert ganz haben, selbst seine eigene Mutter soll kein Anrecht mehr an ihn haben; ja sie ist sogar böse auf die Gräfin, weil sie ihn allzusehr „bemuttert". Sie ist glücklich, ihn zum Gatten zu haben, sie pflegt ihn mit größter Zärtlichkeit, ohne von seiner Seite ein Aequivalent zu verlangen.

Da ist Nora doch aus ganz anderem Holze geschnitzt! Wenn sie liebt, liebt auch sie ganz, dann verlangt sie vom Geliebten aber auch die gleiche Hingebung. Ueber ihre Liebe geht ihr aber die Ehre. Als ihr Vater ihr das inhaltsschwere Wort hinwirft: „Sie werden glauben, wir hätten ihn angelockt," da bittet sie ihn, mit ihr abzureisen und eine weite Strecke zwischen ihn und sie zu legen. Und der Gräfin setzt sie ein gleiches festes Auftreten entgegen. Stolz erwiedert sie auf jenen Brief, in welchem die Gräfin sie um Entsagung bittet:

„Ihr Herr Sohn ist heute frei, wie er es gestern war . . . . . Kein Wort, kein Schritt meinerseits wird Ihren Sohn zurückrufen, wie ich ihm schon ausgewichen bin. Aber ich kann keine Unwahrheit sagen und die würde es sein, wollte ich das Versprechen der Liebe zurücknehmen, das er als sein Glück von mir gefordert, wollte ich das Gefühl verleugnen, das ich tief im Herzen erkenne, und, ich glaube es, ewig für ihn empfinden werde. . . . . Möge Gottes Wille geschehen,

möge er alles leiten, wie es uns zum Heile gereicht; aber auch meine Liebe ist stark genug, zu warten und auszuharren."

Sie wartet, sie harrt aus! Während Dagobert bei jedem Anlaß sein Vertrauen verliert, baut sie auf ihn wie immer, alle Schuld Mißverständnissen zuschiebend. Und als sie endlich alles verloren, den Vater durch den Tod, den Geliebten durch eine Andere, da sucht sie nicht durch ein zurückgezogenes Leben ihren Verlust zu vergessen, nein, sie verlangt nach Thätigkeit, nach Arbeit für Andere. Wie sie einst zu ihrer mütterlichen Freundin, der Oberin, gesagt: „ich kann nicht Maria sein zu den Füßen des Herrn," so denkt sie auch jetzt, wo all' ihr Glück in Trümmer zerschlagen. Sie eilt nach Amerika und hier, wo werkthätiger Liebe sich ein so weites Feld eröffnet, beschließt sie als Klosterfrau allverehrt und beweint ihr Leben.

Nora's Charakter findet sich in seinen Grundzügen wieder in Anna von Kilmenau, auch hier dieselbe Festigkeit, Selbstlosigkeit und treue Liebe.

In eine andere Gefühlssphäre führt uns die Gräfin Degenthal, Dagobert's Mutter. Sie ist eine starre Aristokratin, die jedes Gefühl, welches nicht mit ihren Ansichten von adliger Gesinnung harmonirt, verbannt wissen will. Daß dabei das Glück ihres Sohnes zu Grunde geht, achtet sie nicht weiter, sie thut ja ihre Pflicht. Ein solcher Charakter würde den Leser kaum befriedigen, vielleicht sogar abstoßen, wenn die Dichterin ihn nicht in eine tragische Beleuchtung gerückt hätte. Die Gräfin leidet schwer. Sie leidet an der Liebe ihres Sohnes. Und dieses Leiden hat die Dichterin in höchst ergreifender Weise dargestellt. Neben diesen Hauptpersonen der Brackelschen Erstlingswerke könnte noch eine Reihe brillant gezeichneter Nebenfiguren aufgezählt werden, so der gemüthvolle Dahnow, der Director Karsten, der Caplan, die Oberin in „Tochter des Kunstreiters"; Gleiwitz und die

Plaudertasche Fräulein Ellinor in „Nicht wie alle Andern", endlich die alte Carlotta in „Aus fernen Landen". Lebenswahr und dichterisch wie diese Charaktere, so sind auch die äußeren Erscheinungen der inneren Leidenschaft dargestellt. Nirgend verfällt die Dichterin in hohle Phrasen, nirgend in sentimentale Ergüsse. So stark die Liebe auch in den Herzen der jugendlichen Helden Wurzel gefaßt — nirgend ist ihre Macht so groß, sie zu ungesunden Aeußerungen zu verleiten. Wohl aber entwickelt die Dichterin, wo es sein muß, eine Beredsamkeit, die durch ihre Wärme, ja Begeisterung, den Leser unwillkürlich hinreißt.

Das ist viel des Lobes! dürfte mancher Leser sagen. Aber es ist in der That schwer, etwas Tadelnswerthes zu entdecken. Selbst im Aufbau der Handlung, in der „Mache", ist kaum eine Schwäche zu finden. Im Gegentheil muß alles vortrefflich genannt werden. Wie meisterhaft ist z. B. die Exposition in „Die Tochter des Kunstreiters". Wie wird da schon so leise und ungezwungen angedeutet, welche Schicksale den hier harmlos spielenden Kindern einst widerfahren, welche Stellung der Caplan und die Gräfin dabei einnehmen werden. Und wie ungezwungen, wie kunstvoll wächst später Ereigniß auf Ereigniß aus diesem Samen auf!

Besonders muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Dichterin das Auftreten Nora's in feiner Weise vorbereitet hat. Das nächste Ziel der Dichterin ist Nora's Auftreten, mit ihm beginnt der Conflict. Aber nicht allein Nora wird sich sträuben, auch der Director Karsten ist in Noth, indeß, er denkt nicht daran, sich durch sein Kind retten zu lassen. Erst Landolfo bringt ihn auf den Gedanken. Dieser aber hat wieder den geheimen Wunsch, Nora auf gleicher Stufe mit sich zu sehen, um sie zur Frau begehren zu können. Deshalb bringt er selbst den Director in stete Geldverlegenheiten. Wer da weiß, wie leichtfertig Romandichter

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit den Motiven umspringen, wird solche Gründlichkeit recht zu würdigen wissen.

Um nun auch noch den letzten Punkt zu berühren, die Darstellung modernen Lebens, so kann man überall, wo die Dichterin auf deutschem Boden sich bewegt, seine Anerkennung nicht versagen. Sobald sie aber in die Ferne schweift, möchte man doch wohl den Kopf schütteln. Bei der Darstellung fremdländischen Lebens ist es kaum, ja nie, zu vermeiden, zum Verständniß der Darstellung historische oder ethnographische Notizen zu geben. Das ist aber Prosa in der Poesie. Es berührt deshalb nicht angenehm, wenn unsere Dichterin in „Aus fernen Landen" ehrliche Anstrengungen macht, ein anschauliches Bild mexikanischen Lebens zu entwerfen und dabei in die Prosa geräth. Möchten doch unsere Dichter stets auf heimathlichem Boden bleiben und nicht ferne Lande ohne jeglichen Nutzen für sich oder den Leser zum Schauplatz wählen!

Dies war geschrieben, als der neueste, zweibändige Roman Ferdinande's, „Daniella", erschien. Der Anlage nach hätte diese Dichtung weitaus bedeutender werden müssen als „Die Tochter des Kunstreiters". Hatten wir in diesem nur den Kampf der Liebe und um die Liebe in zwei leidenschaftlichen jungen Herzen, so führt uns „Daniella" in die Regionen geistiger und leidenschaftlicher Conflicte. Es wird gekämpft um das höchste im Leben und um das höchste im Tode. Weltgeschichtliche Ereignisse ragen in die Handlung hinein, das geistige und politische Leben der Gegenwart wird in wenigen aber kräftigen Umrissen dem Leser vorgeführt, und angedeutet wird in wenigen Bildern der große Kampf zwischen Glauben und Unglauben, wie er im modernen Frankreich unter seltsamen Auswüchsen sich ausspielt. Das ist eine weit großartigere Gesellschaft wie in „Die Tochter des Kunstreiters", ganz andere Charaktere mit weit höher gesteckten

Zielen und ganz anderen Leidenschaften. Mit diesem Romane hat Ferdinande von Brackel die katholische Belletristik in Deutschland auf eine Stufe gebracht, wie sie vom Kühnsten nicht geträumt werden konnte. Auch die Gräfin Hahn-Hahn hat trotz ihrer zahlreichen Dichtungen Aehnliches nicht geleistet.

Um das aber leisten zu können, dazu gehörte neben einem reichen Dichtergeiste ein offenes, aufmerksames Auge für die zahlreichen, manchmal seltsam verworrenen Strömungen unseres geistigen und politischen Lebens, vor allem auch ein vorurtheilsfreies Betrachten derselben. Das geht aus dem neuesten Romane unserer Dichterin hervor. Wie wohlthuend berührt das immer und überall maßvolle Urtheil selbst über Personen, welche der extremen Richtung huldigen; wie edel ist dieser Patriotismus, der nie zu Ungerechtigkeiten gegen den Feind verleitet! Wie anerkennenswerth ist das Bestreben, verwerfenswerthe Thaten eines Charakters nicht als eine Eigenheit desselben darzustellen, sondern als Folgen einer augenblicklichen Verkehrtheit! Solche Unparteilichkeit und Milde gibt Zeugniß von einem durchgebildeten künstlerischen Geiste.

Dagegen kann dem Aufbau der Handlung nicht gleiches Lob gezollt werden, wie dem ersten Romane unserer Dichterin. Dort hatten wir eine nach den strengsten Regeln der Kunst überlegend gebildete Handlung, hier dagegen zwei von Anfang bis zu Ende neben einander sich entwickelnde Begebenheiten, die nicht in einander übergreifen, sondern nur die Personen mit einander gemein haben. Höchstens könnte man als das beide Aktionen mit einander verbindende Mittelglied den Baron Holdern ansehen. Auch hält der zweite Band den Vergleich mit dem ersten nicht aus. Im zweiten Bande entwickelt sich die Handlung nur träge mit langen Intervallen zwischen dem einen und andern Ereigniß. In „Die Tochter des Kunstreiters“ dagegen war beständige rasche Entwicklung, die den Leser in Spannung erhielt. Wie reichhaltig übrigens

die Handlung ist, mag aus folgender Wiedergabe zu ersehen sein.

Anton Rother und Hermann von Velden, Beide Studenten und zusammen von Frau von Velden erzogen, befreien eines Tages in Bornstadt eine kleine Jüdin aus den Händen der rohen Straßenjugend. Anton Rother, angezogen durch die schönen dunkeln Augen des Mädchens, geleitet sie nach Hause und erfährt, sie heiße Daniella Hirsch und sei bei ihrem Großvater Veitel zum Besuch. Er spricht von da an mehrfach in dem düstern Hause vor trotz der Neckereien seines Freundes Velden und der gräflichen Familie Asten. Daniella sieht den hübschen Studenten gern, sie kann ihn aber gar nicht mehr missen, als sie einmal sein Clavierspiel gehört. Mit stürmischen Bitten wirft sie sich ihrem Großvater zu Füßen, und beschwört ihn, Rother zu ersuchen, ihr Unterricht zu geben. Seltsam berührt von des Kindes wilder Leidenschaftlichkeit, geht Rother gern auf ihre Bitte ein und findet nach und nach tiefes Gefallen in der Gesellschaft Daniella's. Die kleine Jüdin liebt den schönen Studenten innig; sie erschrickt, als sie hört, katholische Priester dürften nicht heirathen und Rother wolle Priester werden.

Nach Vollendung seiner Studien bittet Frau von Velden ihren Sohn die Staatscarriere einzuschlagen, damit er als Verwalter seiner Güter nicht so bedauerlichen Verirrungen anheim falle, wie einst ihr Gemahl. Velden's freies Gefühl hingegen wehrt sich mächtig gegen den Zwang der Staatscarriere. Er findet indessen weder bei Graf Asten noch bei dessen ältesten Tochter Helene Beistand; letztere ahnt mit weiblichem Scharfsinn, welche Beweggründe die Mutter geleitet haben. Schließlich giebt Velden nach.

Für Rother erwirkt Daniella's Vater eine Freistelle am Conservatorium in Berlin. Daniella ist von einem wahren Feuereifer ergriffen sich auszubilden nach allen Richtungen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

um später in der Welt eine bedeutende Rolle spielen zu können.

Dazu ist sie nach einigen Jahren im Stande. Sie ist erblüht zu hoher Schönheit, glänzt in allen Fächern menschlichen Wissens und hat sich als ausgezeichnete Musikerin in weiten Kreisen berühmt gemacht. Bald sammelt sie im Hause ihres Vaters einen, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller umfassenden Cirkel um sich und übt Gastfreundlichkeit in reichem Maße. Mit Rother verkehrt sie wie mit einem Bruder, in ihrem Innern aber lodert heiße Leidenschaft für ihn. Für Andere, selbst für Graf Holdern, ist sie kalt.

Holdern spielt doppeltes Spiel. Seine Finanzen sind so zerrüttet, daß nur eine reiche Heirath ihnen aufhelfen kann. Er huldigt deshalb in stolzer Weise nicht allein der schönen Jüdin, sondern auch Helenen von Asten. Und bei letzterer gewinnt er sein Spiel. Helene liebt ihn tief und innig und der weltkundige Holdern hat das bald erfahren. Er schwankt zwischen Daniella und Helene. In dieser Zeit bricht der Krieg von 1866 aus. Rother und Velden müssen eintreten, gelangen aber beide nicht in Activität. Daniella widmet sich indessen in Bornstadt eifrig der Unterstützung der Verwundeten. Täglich verkehrt sie mit Rother, der mit inniger Freude bemerkt, wie sehr ihr Geist sich jetzt mit ernsten Dingen beschäftigt. Er spricht häufig mit ihr über den christlichen Glauben und sucht sie leise zu diesem hinüberzugeleiten. Daniella aber hat nur ein Ziel im Auge: Rother's Liebe zu gewinnen. Gegen Helene Asten empfindet sie wüthende Eifersucht, weil sie glaubt, sie sei ihre Nebenbuhlerin. Holdern bemüht sich eifrig um sie, ohne freilich Helene aus dem Auge zu lassen, er glaubt sie für die Pläne der Socialisten gewinnen zu können und ladet sie ein, nach Paris, dem Hauptsitz der Partei, zu gehen. Daniella's stolzem Geiste schmeichelt die Aussicht, eine hervorragende

Rolle im politischen Leben spielen zu können; sie schlägt deshalb Holdern's Anerbieten nicht aus, sondern erbittet sich einige Tage Bedenkzeit. Ihr Schicksal entscheidet sich. In einem Augenblicke stürmischer Leidenschaft gesteht sie Rother nicht allein, sie wolle katholisch werden, sondern auch, daß sie ihn mit aller Glut ihres Herzens liebe. Rother ist aufs tiefste erschüttert. Dann aber durchzuckt ihn der Gedanke, sie wolle nur deshalb convertiren, um die Seine werden zu können: er wendet sich kalt von ihr weg.

Scham, Entrüstung, verzweifelte Liebe durchtoben Daniella's Seele. Das ist ein günstiger Moment für Holdern: er erhält von ihr das Versprechen, daß sie sich ihm anschließen wolle. Dann reist sie schleunigst nach Berlin ab.

Auch Velden's Liebe erfährt die bitterste Enttäuschung: er sieht, daß Helenens Herz Baron Holdern gehört, und daß für ihn keine Hoffnung bleibt. Tief gebeugt, tritt er sein Amt in einer fernen Provinz an. Rother geht mit Herbert von Asten auf Reisen in die südlichen Länder.

Damit schließt der erste Band. Im zweiten finden wir Daniella in Paris, dieselbe Stellung einnehmend wie ehedem in Berlin. Auch die Familie Asten befindet sich dort, um die Wunder der Weltausstellung von 1867 in Augenschein zu nehmen. Helene möchte gern Daniella kennen lernen, ihr Onkel ladet sie ein. Holdern beginnt wieder sein altes Spiel, so daß Daniella meint, sie habe ihn ganz gefesselt. Holdern's Bewerbungen werden aber erst dann ernsthaft, als Daniella's Vater todt und sie Erbin eines ungeheuren Vermögens ist. Auch werden seine Aussichten gut, seit Rother den Entschluß gefaßt, sich dem geistlichen Berufe zu widmen, dem er sich doch von Anfang an bestimmt hatte. Daniella lebt, seit sie das gehört, ganz den Zwecken der radicalen Partei. Ihnen opfert sie ihr Geld und ihre ganze Kraft, durch ihre Schriftstellerei geht ein fanatischer Haß

gegen den christlichen Glauben, der ihr, wie sie wähnt, den Geliebten geraubt. Rother will noch einen Versuch machen, sie zu retten, sie weist ihn aber ungehört ab.

Helene ist indessen an Holdern irre geworden, er bemüht sich zu sehr um Daniella. Sie schreibt an Rother, scheinbar, um Nachrichten über Daniella zu erbitten, in Wahrheit, um etwas Genaues über Holdern's Verhältniß zu der schönen Jüdin zu erfahren. Sie erfährt genug, ihre Liebe schwindet, in derselben Zeit, in welcher Holdern von Daniella abgewiesen wird. So reist sie mit ihrem Bruder Herbert nach Südfrankreich. Kurze Zeit darauf bricht der Krieg mit Deutschland aus. Helene und ihr Bruder schweben in äußerster Gefahr. Hermann Velden vergißt aber, daß seine Liebe hoffnungslos, er denkt nur an die Gefahr Helenens, quittirt sein Amt und holt Helene aus Frankreich ab — Herbert bleibt als Leiche zurück. Zwischen Helene und Velden fällt aber kein Wort über die Vergangenheit.

In Paris ist inzwischen die Herrschaft Napoleons gestürzt, die Commüne herrscht, die Partei Daniella's führt das Regiment. Zahlreiche Gefangene werden gemacht, unter ihnen auch Rother. Das hören in Deutschland die Freunde, Helene beschwört Daniella in einem Briefe, all ihren Einfluß zur Rettung Rother's aufzubieten. In Daniella erwacht die alte Liebe, sie eilt zum amerikanischen Gesandten, unter dessen Schutz die Deutschen gestellt sind, dieser erwirkt einen Gnadenerlaß für Rother; ehe aber Daniella in der Kirche, in der man die Geißeln gefangen hält, anlangt, sinkt Rother erschossen zu Boden. Da umnachtet der Wahnsinn Daniella's reichen Geist.

Holdern ist wieder in Deutschland; er versucht sein Glück bei Helene, wird aber abgewiesen. Es bleibt ihm nun nichts mehr übrig, als seinen Bankerott einzugestehen, oder mit dem Reste seines Vermögens zu entfliehen. Er wählt das Letztere.

Velden und Helene werden doch ein Paar. Ihre Herzen finden sich, nachdem sie die Leiche ihres Freundes Rother zu Grabe getragen.

Das ist der Gang der Handlung in den äußersten Umrissen. Wie man sieht, bietet der zweite Band bedeutend weniger wesentliche Momente als der erste, und doch ist er ebenso umfangreich. Die Verfasserin ist eben hier sehr in die Breite gegangen. Auch muß noch gesagt werden, daß manche kleine Begebenheiten resultatlos verlaufen. Daß Rother z. B. nach Berlin kommt, um mit Daniella zusammen zu concertiren, ist für den Verlauf der Erzählung ohne jede Wichtigkeit. Ebenso wenig kann der Reise Helenens nach Frankreich und ihrer Heimkehr mit Velden eine nothwendige Stellung im Romanganzen zuerkannt werden. Man könnte sagen, die Verfasserin hatte diese Episode nöthig, um die Gesinnungen kund zu geben, die in den Herzen der beiden jungen Leute gegen einander schlummerten. Das ist ein Irrthum, das wußte der Leser längst, die Reise klärt ihn durchaus nicht weiter auf, es bleibt alles wie es ist.

In anderer Hinsicht dagegen hat sich die Dichterin zu große Beschränkung auferlegt. Weshalb tritt z. B. die Partei, der Holdern anhängt, und die später auch Daniella's Partei wird, nicht gleich zu Anfang klarer und greifbarer hervor? Weshalb dieses Verhüllen des Thatbestandes? Und später die Partei selbst! Was ist sie, was will sie? Das erfährt der Leser nicht eher, als bis die Schrecken der Commüne heraufbeschworen werden. Ich will hiermit durchaus nicht sagen, daß es nicht in der Macht der Dichterin gelegen, hier greifbar anschauliche Bilder zu geben — im Gegentheil, ich bin fest davon überzeugt, daß sie für ihre Unterlassung Gründe gehabt hat, ich vermag sie aber nicht zu entdecken und zu würdigen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das sind Ausstellungen an der Handlung, die nothwendig zu machen waren, und nach diesen kann ich nur meine Freude äußern über die schön gegliederte Composition des ersten Bandes. Mit, ich möchte sagen, dramatischer Berechnung hat die Verfasserin die beiden Katastrophen — Daniella abgewiesen durch Rother, Velden von Helene — vorbereitet und mit echt künstlerischem Tact an den Schluß des ersten Bandes verlegt. So ist es recht, jener Abschnitt mußte schließen mit einem bedeutenden Effect, der für die Zukunft weite Perspectiven eröffnete. Wir sehen zwei Paare, die bis jetzt in inniger Freundschaft verbunden durch's Leben gingen, für, wie es scheint, ewige Zeit getrennt. Beiderseitig ist die Trennung meisterhaft motivirt: an Daniella tritt der Versucher heran mit der für einen stolzen Geist sinnberückenden Verheißung, sie werde in der Weltstadt an der Seine eine beneidete Rolle spielen — sie zögert, wenn auch eine innere Stimme ein lautes „Ja" jubelt, die Liebe zu Rother hält sie zurück — diese Liebe aber wird nach wenigen Stunden zerstört — da bricht sie ab mit der Vergangenheit und wirft sich einem neuen Dasein in die Arme.

Die psychologische Entwicklung Daniella's ist meisterhaft dargestellt. Wie der echte Roman es verlangt, verfolgen wir ihre Lebensbahn von den ersten Regungen ihres reichbegabten Geistes bis zur vollen Entfaltung aller seelischen Kräfte; die Dichterin zeigt uns diese Entwicklung aber nicht in einzelnen Bildern, wie die Biographie, die nur die Einheit der Helden kennt, sondern in künstlerischem Zusammenhange mit ihrer Neigung zu Anton Rother. Daniella ist ein Charakter, der weit hinausragt über die Alltäglichkeit. Schon der tief blickende Student Anton Rother liest in den dunkeln, glühenden Augen der kleinen Jüdin, daß sie Kraft des Geistes und des Willens in sich birgt, aber auch die leidenschaftliche Glut der Orientalin. Tausend kleine künstlerisch

eingefügte Vorkommnisse bestätigen dem Leser das Bild, welches Daniella in Rother's Geiste zurück gelassen. Die Umgebung in dem alten düstern Judenhause verstärkt den Eindruck bis zur Illusion. Man glaubt das Judenkind leibhaftig neben dem heißen Ofen kauern zu sehen, mit glühenden Augen der Ankunft des leidenschaftlich geliebten Studenten entgegensehend und hin und wieder an die alte Jetta eine Frage richtend, die von der rastlosen Thätigkeit seiner Seele zeugt und der guten Wärterin nicht selten einen heillosen Schrecken einjagt. Dann kommt Rother — verschwunden ist plötzlich die anscheinende Apathie, sie eilt zum Piano und spielend ist sie Feuer und Flamme, Feuer und Flamme aber auch, wenn Rother spielt. Dann kommt hin und wieder der alte Veitel, mit verwunderten Blicken seine vergötterte Enkelin betrachtend und den feinen Studenten, der mit „Grafens und Barons" verkehrt. Einen Schatten wirft in dies holde Treiben die hartnäckige Behauptung der alten Jetta, daß Rother Priester werden wolle. Priester? Das ist für Daniella ein mysteriöses Wort, nur das eine ist ihr vorläufig verständlich, daß Priester allein durch's Leben gehen müssen. Kindlicher Groll ergreift sie gegen die christliche Religion, gleichzeitig aber auch gegen die Familie Asten, deren Einfluß sie Rother's Entschließung zuschreibt. Namentlich erzürnt ist sie auf Helene, welche sie mit Rother freundlich verkehren sieht. Sie vermag nicht einzusehen, daß nichts als Freundschaft die beiden jungen Leute verbindet, sie kennt als Band zwischen Jüngling und Jungfrau nur die Liebe. Und doch feiert sie den Triumph, Rother, wie sie wähnt, den Asten's entrissen zu sehen, indem er dem geistlichen Berufe entsagt und auf's Conservatorium geht!

Ihre Liebe zu dem schönen Musiker bleibt nicht allein die alte, sie wächst zu höherer Glut. Was nur dunkel im Herzen des Mädchens schlummerte, steht nun klar vor der

Seele der Weltdame: sie will den schönen Künstler ganz für sich gewinnen. Dahin zu gelangen, gibt es keinen anderen Weg für sie als durch die katholische Kirche. Energisch, zögert sie keinen Augenblick, ihn einzuschlagen. Kaum aber hat sie einige Schritte auf dem neuen Pfade gethan, als ihre Leidenschaft sie überwältigt und gegen ihren Willen den geliebten Mann zwingt, sich von ihr loszusagen.

Bis hier ist die Entwicklung meisterhaft und psychologisch richtig. Es ist auch trefflich motivirt, daß Daniella sich dem geheimnißvollen Treiben Holdern's anschließt. Der harte Schlag, der sie getroffen, mußte Daniella nach einer anderen Seite stoßen, in eine ganz andere Sphäre. Sie war zerfallen nicht allein mit dem Abgott ihres Herzens, sondern mit dem christlichen Glauben, dem sie die Schuld ihres herben Verlustes zuschrieb. Nun glaube ich aber, daß es ein gewagtes Experiment war, Daniella unter die Communisten zu schicken — alles ist glänzend motivirt, nur daß sie gerade zu diesen geht, ist nicht gut begründet. Es kann ja sein, daß Holdern sie durch glänzende Schilderungen berückt hat, aber das weiß der Leser nicht, ihm werden nur Andeutungen gegeben, nicht Facta. Daniella hat im bisherigen Verlaufe der Handlung sehr wenig politischen Geist gezeigt und nun geht sie auf einmal zu einer Partei über, die sich die höchstliegenden Ziele gesetzt? Die Dichterin begnügt sich mit der lakonischen Notiz: „Ihre innere Anlage sympathisirte mit freien Bestrebungen dieser Art." Das mußte dem Leser aber schon vorher durch Thaten gezeigt werden, so ist es nicht ganz richtig. Nun, wir müssen es hinnehmen und uns Daniella so gefallen lassen, wie die Dichterin sie uns vorführt. Leider ist es nicht mehr die alte liebe Gestalt. Sie ist herbe geworden, ein anderer Geist wohnt in ihr, der Geist des Hasses und der Rache. Nur ein Lichtgedanke ist ihr geblieben, die Liebe zu Rother. Und diese ist es, die sie uns trotz aller

Mängel und Verirrungen in milderem Lichte erscheinen läßt. War es doch die Liebe, die sie in den Abgrund riß. Ihr endliches Schicksal kann natürlich nicht Sühne sein, aber es bringt sie dem Leser menschlich nahe.

Ich finde in dem Romane keinen zweiten Charakter, der so glänzend gezeichnet, doch muß man auch den übrigen alle Anerkennung zollen. Die kleine Henny ist eine allerliebste Gestalt; Helene ist nicht so anziehend, sie zwingt uns aber volle Achtung ab; Graf Asten, Baron Hohenwaldau, Frau von Velden werden uns liebe Bekannte. Selbst Personen, die nur vorübergehend in die Handlung eintreten und spurlos wieder verschwinden, bleiben lebhaft in der Phantasie des Lesers haften, z. B. der alte Veitel, Gaston de Bussy u. A.

Doch genug! Ferdinande von Brackel ist ein Talent ersten Ranges, wir haben alle Ursache, stolz auf sie zu sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sebastian Brunner.

Sebastian Brunner wurde am 10. December 1814 zu Wien als Sohn eines Zeugfabrikanten geboren. Nach Besuch eines Wiener Gymnasiums und des Lyceums zu Krems widmete er sich an der Universität zu Wien dem Studium der Theologie und wurde 1838 Caplan in Neudorf. Dort und an einer anderen Caplanei wirkte er mehrere Jahre, um schließlich Caplan an der Wiener Pfarrei Altlerchenfeld zu werden. 1844 wurde er Doctor der Philosophie, 1848 der Theologie, 1853 auf einstimmige Wahl des Senates Universitätsprediger. 1865 ernannte ihn Papst Pius IX. zum Hausprälaten. Am 10. October 1875 wurde er fürsterzbischöflicher Consistorialrath in Wien.

Brunner hat eine ungemein vielseitige literarische Thätigkeit entwickelt. Die Beschreibungen seiner ausgebreiteten Reisen nehmen eine stattliche Reihe von Bänden ein; seine historischen, manchmal unter eigenthümlichen Titeln erschienenen Werke haben Beifall gefunden in weiten Kreisen; seine poetischen endlich, die uns hier allein angehen, haben ihm den besten Ruf im ästhetisch interessirten Publikum verschafft, auf jeden Fall den Ruf eines ganz originellen Poeten.

Der österreichische Dichter ist aber auch eine so eigen geartete Erscheinung unserer katholischen Literatur, daß sie mit keiner anderen verglichen werden kann. Er vertritt eine der liebenswürdigsten Eigenschaften eines guten Erzählers, den Humor, der mit überlegenem, gutmüthigem Lächeln auf

die Misere der Menschheit hinabblickt; dem Haß und Verachtung fremde Begriffe sind; der für alle Mängel der Erdenpilger eine Erklärung findet und eher bereit ist zu vergeben als zu verdammen; der auf die Gegner lieber mit der Waffe des Witzes und der Satire eindringt als mit verletzendem Hohne; der allen Lagen des Lebens eine gute Seite abzugewinnen vermag und mit schallendem Gelächter über Situationen hinweggeht, die manchen Andern in gelinde Verzweiflung versetzen würden. In solcher Weise steht Brunner einzig da unter unsern katholischen Erzählern. Wollen wir Analogien suchen, wie es nun einmal Mode ist, so müssen wir uns in andere Lager bemühen. Da haben wir Sterne und Jean Paul. Offen gestanden, konnten die „Blätter für literarische Unterhaltung" keinen unglücklichern Vergleich anstellen als zwischen dem englischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts und dem katholischen des neunzehnten. Sterne's Humor bewegt sich auf einem ganz anderen Gebiete. Wo finden wir bei Brunner den Humor des unendlich Kleinen, der eben dies Kleine zu gleicher Höhe erhebt mit dem Bedeutenden, der quantitative und qualitative Unterschiede nicht gelten läßt, sondern die erquickende Strahlen seiner Sonne leuchten läßt über Klein und Groß? Bei Sterne finden wir den Ueberfluß, das Uebermaß, den Mangel jeglichen Gleichgewichts; bei Brunner strenges Abwägen des Bedeutenden und Geringen, überall Proportion und Symmetrie. Sterne's Humor bleibt am Kleinen haften, Brunner versucht sich am Kleinen und Großen.

Nehmen wir Jean Paul, so gelingt es wiederum nicht, Vergleiche anzustellen, bei denen jedes Glied sich deckt. Jean Paul gegenüber vermissen wir an Brunner jene gewaltige Phantasie, die in ihrem Riesenfluge verachtend über die Grenzen von Zeit und Raum hinwegsetzt und die Unendlichkeit zu ihrer Flugbahn erkiest, wogegen Jean Paul's Werken

der feste Pol, der unerschütterliche Mittelpunkt fehlt, um den sich in Brunner's Schriften Alles dreht. Brunner erreicht Jean Paul nicht an Tiefe und Lebendigkeit des Gefühls, an Größe des Humors — trotzdem aber ist der Humor des Wiener Dichters so echt wie der des Dichters der „Flegeljahre". Jean Paul umfaßt die Welt; Brunner nur einen Theil der Welt, diesen aber mit derselben Schärfe und demselben goldigen Humor. Und wollten wir uns in Details verlieren, so dürfte der Nachweis nicht schwer sein, daß unser Dichter Jean Paul nicht selten übertrifft da, wo es sich um einen „todtschlaglaunigen" Witz, um den pointirten Ausdruck eines Gedankens handelt.

Das sind Besonderheiten Brunner's, die sich durch Vergleiche mit anderen Dichtern leicht finden und genau bestimmen lassen. Wenn es aber darauf ankommt, ein Bild unseres Dichters nach seinen Werken zu entwerfen, wollen wir ihn charakterisiren, so stehen wir vor dem großen Geheimniß des Humors! Wer hat je vermocht, diese köstliche Gabe des Himmels zu definiren, sie in eine Kategorie zu zwängen? Omnis determinatio est limitatio sagt der alte Spruch, — wer aber vermag den Anfang und das Ende des Humors zu finden, wer die Grenzen seines unermeßlichen Reiches abzustecken? Viele haben es versucht, und keinem ist es gelungen. Der Humor ist ja nicht greifbar, wie die Tragik und die Komik; jene berühren nur eine Seite des menschlichen Herzens; der Humor, wie Brunner sagen würde, spielt auf allen Saiten. Es ist deshalb ein vergebliches Beginnen, das Nationale des lockeren Gesellen festzustellen; er ist ein Proteus, der jede steckbriefliche Untersuchung zu Schanden macht; ein Chamäleon, das in allen Farben spielt; er vermag wie ein Kaleidoskop die wunderbarsten Gestaltungen und Formen hervorzuzaubern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So ist Brunner, und nur das können wir von ihm sagen. Hier ist er ernst wie ein strafender Richter, dort voll toller Lustigkeit; auf dieser Seite zeigt er uns tiefergreifende Bilder menschlichen Elends, auf der andern die lachendsten Scenen.

So steter Wechsel, beständige Aenderung der Gefühls-Anregung. Daß trotzdem der Geist des Lesers nicht in ungesunde Aufregung geräth, sondern stets mit innigem Gefallen der Darstellung des Dichters folgt — ist ein Geheimniß des Dichters. Er fesselt nicht durch originelle Erfindung, nicht durch kunstvollen Aufbau einer spannenden Handlung, durch schwierige Verwicklung und überraschende Lösungen; nicht durch romantisch angelegte Charaktere und große Leidenschaften. Im Gegentheil, die Handlung ist in jedem der vier Romane von größter Einfachheit, die Charaktere erheben sich nicht über das Maß des Ordentlichen. Und doch solche Wirkungen!

Um das begreifen zu können, muß man den Dichter selbst lesen. Bei jedem andern Erzähler als dem Humoristen, selbst beim Komiker kann man durch Analyse der betreffenden Werke einen Begriff von dem Reize des Ganzen geben, denn da spricht der mehr oder minder gut erfundene Stoff ein gewichtiges Wort mit; beim humoristischen dagegen ist ja gerade die Subjectivität des Dichters alles, sie giebt dem Werke Glanz und Farbe und macht auch das Kleinste für den Leser schön und anziehend.

Und trotzdem muß ich, um meiner Aufgabe zu genügen, zur Analyse übergehen, muß trocken berichten, was des Dichter's Phantasie reizvoll gestaltet. Wenn ich beim „Nebeljungenlied" beginne, so wird man mir vielleicht entgegenhalten, daß das wohl eine Dichtung, schwerlich aber eine erzählende sei, somit nicht in den Bereich dieser Studien gehöre. Das ist wohl richtig, richtig auch, daß gerade dieses

Werk Brunner's ganzes Wesen am besten charakterisirt, daß das kleine Büchlein ein wahres Compendium Brunner'schen Witzes darstellt. Das „Nebeljungenlied" erschien zuerst im März 1845. Wer ein lebendiges Bild jener geistig tief erregten Zeit wünscht, wer einen Blick thun will in die Thron und Altar, Gesetz und Sitte untergrabende Thätigkeit der Nachzügler des jungen Deutschlands und der sog. Halle=schen Schule, der lese das Lied von den Nebeljungen. Die Nebeljungen sind eben keine anderen als die Vertreter der atheistischen Philosophie, welche alles Bestehende vernichten, die Kirchen demoliren, die Fürsten entthronen möchte, ohne zu wissen, wie das neue Reich ewiger Glückseligkeit einzu=richten sei. Nur das eine steht fest, daß sie, die Nebeljungen, dann das Ruder in die Hand bekommen. Hören wir nur den Nebeljungen selbst.

Im ersten Gesang meditirt er über die alte Zeit, deren Schneckengang die Menschheit in Ewigkeit nicht zur Vollen=dung führen werde. Die Dichtkunst müsse ganz andere Gegenstände zur Begeisterung wählen, denn

„Die Zeit ist aus, wo Poesie sich gefreut am Blumenpflücken,
„Das ist eine dumme Arbeit, das, man muß zu sehr sich dabei bücken."

Viel besser ist es, den „Freiheitsbaum der Freiheit und Erkenntniß" zu suchen. Man merke nur:

„Gar vieles wird jetzt anders sein, verschwunden sind die Zöpfe,
„Die unsrer Väter Nacken geziert als Sinnbild der leeren Köpfe.
„Wer mit der Zeit nicht vorwärts geht, wer nicht ihrem Wort will trauen,
„Dem wird sie bald, so Kopf wie Zopf in tausend Stücke zerhauen."

Namentlich wehe den Theologen, die noch an der Bibel fest=halten und die Schöpfungsgeschichte nach den fünf Büchern Mosis vortragen, denn

„Was der Alte zusammen schrieb in seinen fünf Schartecken,
„Das ist versteinertes salziges Zeug, an dem nur Schafe noch lecken."

Das sind ja abgethane Sachen, der Nebeljunge hat längst die geistererlösende Formel gefunden, sie lautet: „Das Nichts wird Sein durch Werden." Was Wunder, wenn sich der Nebeljunge mit erhabenem Spotte gegen die Bibelgläubigen wendet und das grandiose Gleichniß macht:

„Eines haben die Schläfer gemein mit jenem Geist voll Erbarmen,
„Der zeugend ober den Wassern geschwebt mit ausgestreckten Armen —
„Auch sie träumen ob dem alten Buch diese Sinn- und Unsinnerpresser,
„Und finden doch nichts bis auf den Grund, als laues und flaues Gewässer!"

Selbst Luther ist in den Augen des Nebeljungen nur ein halber Reformator, denn er zeigte zuviel Verehrung für die Bibel. Sie dagegen, die Nebeljungen, haben nicht allein die Bulle des Papstes, sondern auch Gottes, die Bibel, verbrannt.

Daß dem Nebeljungen auch an der Unsterblichkeit der Seele nichts gelegen ist, dürfte hiernach klar sein, der zweite Gesang beweist es uns aber mit drastischen Gründen. Zugleich zieht der Nebeljunge aus seinem Unglauben die praktischen Consequenzen: fort mit allen den freien Willen oder vielmehr die Leidenschaften des Menschen beschränkenden Gesetzen. Die neueste deutsche Philosophie lehrt ja (Gesang III), daß jeder Mensch Gott ist! Freilich merkt man davon im praktischen Leben noch wenig, denn:

„Das alles wär ganz schön und gut, nun aber kommt der Hacken;
„Die jungen Götter sollen sich als wie die Viecher placken,
„Studiren über Hals und Kopf und ein Examen machen, —
„Und wissen die jungen Götter nichts, so ist's zum Tode lachen."

Das einzige Heilmittel ist die Freiheit. Aber Deutschland, die alte Base, steckt noch tief in den Fesseln der Tyrannei. Verzweifelnd fragt der Nebeljunge:

„O alte Base, sage mir: werd ich es noch erleben,
„Daß du deinen Kopf aus dem Ochsengeschirr zum Himmel wirst erheben?"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergebens wartet der Narr auf Antwort; denn wenn er auch im vierten Gesange meint, die neue deutsche Philosophie sei das Evangelium der Freiheit, so sind doch leider noch zu viele Philister da:

„Noch alle Sonntag klingt vom Thurm die Pfaffentrommel nieder,
„Und trotz dem absoluten Begriff singt man noch abgöttische Lieder."

Das muß anders werden, Kirchengehen, Predigthören und Beten muß dem deutschen Volke abgewöhnt werden. Zu diesem Geschäfte wären die Kinder Israels trefflich zu gebrauchen. Der Nebeljunge an sich hat zwar keine große Vorliebe für die Juden, er gebraucht sogar das despectirliche Gleichniß:

„Zerstreuet sind sie überall, wie eine Bombe zerspringet,
„Wie mit Guano ist alle Welt mit Judenschmutz gedünget"

und meint von ihrer Religion

„Der Tempel von Salem ward ihnen zerstört, doch andre Tempel erblühen,
„Das sind die Börsen weit und breit, wo sie den Leuten die Haut abziehen.
„Nur einen Cultus behielten sie bei, die frommen Israelskinder,
„Sie opfern noch fleißig am Börsenaltar die guten Schafe und Rinder;

aber sie sind ganz geeignet, des Nebeljungen treue Genossen zu werden. Denn sie streben nach Gleichstellung mit den Christen, die können sie aber nur erreichen durch Empörung, durch Revolution, also durch dasselbe was der Nebeljunge will. Hand in Hand mit ihnen will er die Welt umkehren. Darum heran mit Eurem Spott und Eurem Witze:

„Der Witz ist hier das beste Schwert, wie's Voltäre der selige machte,
„Der, wo es ihm an Beweisen gefehlt, sarkastisch grinste und lachte.
„Es regt der Witz electrisch auf wie eine galvanische Säule,
„Den nassen Leiter der Frivolität legt zwischen jede Zeile."

Auf Gründlichkeit kommt es ganz und gar nicht an, denn

„Der lesende Pöbel ist gar nicht schwer herum zu zerr'n bei der Nase,
„Man drückt ihn leicht hinauf, hinab, wie den cartesischen Teufel im Glase."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Freilich ist's mit den Juden allein nicht gethan, die Nebeljungen müssen auch im Besitze des Mittels sein, ihre Tendenzen schnell und allgemein zu verbreiten, sie müssen also auch die Presse zu gewinnen suchen. Und mit dieser sollen Thaten verrichtet werden, über welche die Welt erstaunen soll. Der liebe Gott wird abgesetzt,

„Und mit gehn als Leichengeleit die Könige von Gottes Gnaden,
„Er hat sie zum ewigen stummen Gebet zu sich in die Gruft geladen.
„Das sei das Ende von unserm Lied, vom Reveille, den wir gesungen,
„Dann tönt es aus allen Ecken der Welt: „es leben die Nebeljungen."

Wie unser Nebeljunge denkt, denken aber nicht alle von seinen Genossen. Das zeigt uns das Zwiegespräch zwischen Pech und Schwefel. Schwefel kann die Zeit nicht erwarten, wann es los geht, bis die Paläste brennen und rauchen. Pech meint dagegen, der jetzige Zustand sei besser, das deutsche Volk halte sie der grimmigsten Heldenthaten fähig und verehre innig ihre tausendfach verbreiteten Porträts, worauf Schwefel den Pech einen Apostaten schilt. Pech kommt mit noch triftigeren Gründen: jetzt gehen ihre Schriften noch gut, und von Hoffmann und Campe in Hamburg regnet's Banknoten. Vorläufig

„Ist noch Ruhe im deutschen Land und Zeit genug zum Lesen —
„Geht aber der Teufel einmal los, dann ist die Ruh gewesen,
„Dann stockt es mit dem Buchhandel auch, und gefüllt mit bleiernen Bohnen
„Wird von unsern Büchern Blatt für Blatt zu knallenden Patronen."

Und außerdem könnten ja auch die Gerichte dazwischen kommen! Schwefel hält aber fest an seinen Ideen und Plänen, und wenn er selbst in den Kerker sollte.

So fährt er denn im siebten Gesange in seinen Betrachtungen fort und richtet seine Rede an die Historienschreiber. Es käme ja nicht darauf an, Geschichte zu schreiben, man müsse sie machen bezw. verdrehen. Das Christenthum dürfe

nicht als Manifestation des göttlichen Geistes, sondern nur als Krankheit aufgefaßt werden, und

„Wer nur immer gezogen hat an dem alten Kirchenkarren,
„Der gehört in das Legendenbuch, in die Sammlung der tollsten Narren."

Luther muß gelobt werden, weil er zu den Opponenten gehörte. Der Nebeljunge macht sich zwar für gewöhnlich nichts aus den Pfaffenzänkereien, in diesem Falle aber kann er Gebrauch davon machen. Ueberhaupt muß alles benutzt werden, das Nebeljungenreich möglichst bald herbei zu führen und die gekrönten Häupter zum Hochgericht der Völker zu schleppen. Auch an die Romantiker, Novellisten und andere Dichter wendet er sich im achten Gesange. Die jungen Dichter wissen schon, was sie zu thun haben.

„Sie schlagen drein mit Sang und Klang, das sind verwetterte Jungen,
„Sie haben den Teufel aus der Höll' und Gott aus dem Himmel gesungen."

Nur recht ausgelassen, sittenverhöhnend, recht emancipirt wie George Sand und Eugene Sue. Nur recht tapfer geschimpft auf die Jesuiten, und damit ihr das in der rechten Weise könnt, gebe ich euch im neunten Gesange einige Anleitungen, wie ihr die Jesuiten beschreiben müßt: an einem Tische steht ein langer hagerer Mann, vor ihm liegt eine Reihe von gefüllten Gläsern

„Das ist Belladonna und Akonit, Arsenik und Canthariden,
„Lauter Gifte der stärksten Art, doch in der Wirkung verschieden."

Das sind natürlich keine Gifte gegen Ratten und Mäuse — nein „es ist ein Mord im Werk". Und in einem Kasten hat er blinkende Dolche

„Nun taucht er die Spitzen zum Ueberfluß in die aquatofana Flasche,
„Und steckt sie zu sich; zum Dolcharsenal wird bei ihm jede Hosentasche."

Falsche Schlüssel folgen nach und so geht er auf Reisen, nachdem er einen gräßlichen Schwur gethan:

„So wahr die Gestirne kreisen,
„Wir Jesuiten werden nicht ruhn,
„Bis wir die Welt auf Sauerkraut speisen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ist das nicht eine Schilderung, wie man sie heutigen Tags noch in Romanen zu lesen bekommen kann?

Im zehnten Gesange lernen wir den Nebeljungen in seinem innersten Wesen kennen: er zieht die Consequenzen seiner negirenden Weltanschauung. Triumphirend ruft er aus:

„Der Freunde haben wir genug, die alles für uns wagen,
„Die Armen sind es, die bisher ihr Loos in Ergebung getragen;
„Sie blickten in die Zukunft hinaus, ein Himmel stand ihnen offen,
„Wir predigten ihnen das große Wort: „Im Jenseits ist nichts mehr zu hoffen."

Mit solchen Leuten lassen sich die Pläne der Nebeljungen gar trefflich ausführen. Die aber laufen auf Communismus hinaus, d. h. auf einen Communismus eigener Art: sie wollen sich theilen in das Vermögen anderer, nicht aber das ihre mit den übrigen. Sie wollen von dem bevorstehenden Weltumsturz vor allem für sich profitiren. Was dann kommt, kann den Nebeljungen gleichgültig sein. Soviel ist aber sicher: die alte Zeit mit ihrem Aberglauben kehrt nie wieder. Der liebe Gott ist ja todt, die Professoren haben ihn todtgeschlagen und seinen Sarg vernagelt. Die heilige, ewige, große Natur ist nun Gott und die Freiheit das Himmelreich. Ein Bedenken giebt es nur, wenn das neue Evangelium allgemein angenommen wird:

„Wenn die Kerle nicht recht verstehen
„Und meinen, sie dürften am Ende nicht mehr scheltend hinter dem Pfluge gehen —
„Und meinen, sie könnten beim Freiheitsthum die Hand in die Tasche stecken,
„Und sich, gnädigen Herren gleich, auf der Ofenbank dehnen und strecken."

Lange läßt sich der Nebeljunge von solchen Gedanken allerdings nicht bange machen, dazu ist er viel zu couragirt.

Das schrieb Brunner mit genialem Witz im Jahre 1845, drei Jahre später brach die Revolution aus — ein Beweis, wie scharf der Dichter beobachtet. Sein Lied hat

aber auch für unsere Tage Geltung, wie unsere Zeit vielfache Berührungspunkte mit jener hat.

Einige, dem „Nebeljungenlied" ähnliche Werke Brunner's wie „Der deutsche Hiob" und „Die Welt ein Epos" können übergangen werden, weil Form und Geist derselben dem ersten Werkchen fast gleich sind.

Für den Zweck dieser Arbeit sind die rein erzählenden Dichtungen Brunners die wichtigsten. Es sind dies: „Diogenes von Azzelbrunn", „Genie's Malheur und Glück", „Fremde und Heimath", „Die Prinzenschule von Möpselglück." Jedem dieser vier je zweibändigen Romane liegt eine Idee zu Grunde, die consequent den Mittelpunkt des Ganzen bildet. In „Diogenes" schildert er den Entwicklungsgang eines Musikers, in „Genie's Malheur und Glück" eines Malers, in „Fremde und Heimath" eines Dichters. So bilden diese drei Romane eine Trilogie, in welcher der Mensch in seiner schönsten geistigen Thätigkeit, in der Vereinigung der herrlichsten Seelenkräfte dargestellt wird. Im vierten Romane, dem unbedeutendsten, führt er uns in die Politik und den Sozialismus ein.

Von den vier Romanen Brunners ist wohl „Fremde und Heimath" der anziehendste. Der Humor des Dichters hat in diesem Werke sein Bestes geleistet, die Handlung ist besser erfunden und componirt, die Charaktere interessanter, als in den übrigen Romanen.

Der Student Rochus Fuchs, ein ungemein fleißiger Schüler, ist im Hause seines Pflegers Schwarz in Wien sehr beliebt, nur nicht beim Neffen des Herrn Schwarz, Toni Fischer, und dessen Mutter. Beide fühlen instinctiv, daß Rochus nur deshalb in das Vertrauen des alten Herrn Schwarz sich einzunisten versucht, um dereinst sein Erbe zu werden. Toni macht sich freilich aus dem Gelde wenig, er lebt mit gleichgesinnten Kameraden lustig in den Tag hinein,

liebt die Poesie mehr als die Wissenschaft und bringt nicht eben die besten Censuren mit nach Hause. Der Onkel entfernt ihn deshalb aus dem Wiener Leben und giebt ihn nach Crocum zu Herrn Fuchs, Rochus Vater, in Logis. Der arme Poet hat dort viel auszustehen. Fuchs und seine Gemahlin halten nämlich sehr auf strenge Diät, von welcher Fischer gar kein Freund ist. Schon am zweiten Morgen sehen der Chirurg und Gemahlin mit stillem Grauen, welchen gefräßigen Gast sie erhalten haben.

„Madame Fuchs begann in didactischem Tone: Ich und mein Mann verdanken unsere Gesundheit nur den Regeln der Diät, die wir genau und strenge beobachten. Wir nehmen Morgens nie mehr als eine Schale Kaffee und dann ein Glas frisches Wasser. Charles befolgt das auch, fuhr Herr Fuchs mit einem Seitenblick auf seinen Subject fort, er ist zwei Jahre bei uns und war nie krank. — Ja, ja, Herr Doctor, erwiederte Charles mit einer über das wenige Essen sehr vielsagenden Miene. — Fischer kümmerte sich nicht um die zarten diätetischen Anspielungen, er verschlang mit Schnelligkeit seinen Part Kaffee, welcher sehr nach gebrannter Gerste und andern Surrogaten roch. — Flora war bezaubert von der Schnelligkeit des jungen Mannes, sie griff krampfhaft nach der Klingel; als darauf der dienstbare Geist hereinstürzte, wurde ihm befohlen, schnell das Wasser zu bringen, weil der junge Herr dessen schon bedürfe und mit seinem Kaffee fertig sei."

Toni hat in dem Subject Charles einen hungernden Leidensgefährten. Manchmal macht er ihm die Freude und nimmt ihn mit in ein Restaurant, zur Mahlzeit. Charles dagegen theilt ihm mit, Fuchs führe ein lügenhaftes Tagebuch über ihn, um ihn damit bei seinem Onkel in Mißcredit zu bringen. Wüthend begibt sich Toni auf sein Zimmer und macht seinem Grimme durch einen leidenschaftlichen Monolog Luft. Nun folgt eine köstliche Scene. Fuchs, herbeigerufen durch Toni's lautes Schreien, stürzt mit seiner Gemahlin auf das Zimmer des jungen Studenten in demselben Augenblicke, als dieser die Worte Lear's ausruft: „Da kommt der Narr." Selbstverständlich bezieht Fuchs diese Bezeichnung

auf sich. Es giebt eine höchst heitere Auseinandersetzung, in deren Verlauf Fuchs von Toni fordert, ihm die verschiedenen Beleidigungen schriftlich zu geben. Das thut Toni in einer Form, die Fuchs lächerlich macht. So ziehen denn die beiden Gatten mit langen Nasen ab. Natürlich rächt sich Fuchs durch neue Klatschereien, denen der Oheim Fischer's nur zu gern Gehör schenkt. Toni dagegen feiert wieder den Triumph, daß Fuchs bei einem Blutegeldiebstahl gefaßt und exemplarisch vom Besitzer des Teiches gestraft wird.

In dieser Zeit wird Fischer, nachdem er sein Examen bestanden, mit Freiherrn von Kammerstein und mit dessen schöner Tochter Radegundis bekannt. Er verkehrt viel in Beider Gesellschaft und pflegt mit ihnen die gemeinsame Neigung zur Poesie. Toni will sich nun auch selbst einmal versuchen, er schreibt ein fünfactiges Schauspiel. „Vor den Augen des Dichters schweben schon, als er am letzten Acte arbeitet, ganze Wälder von Lorbeern, und das große Palmenhaus zu Schönbrunn scheint viel zu wenig Zweige zu enthalten, um seinen entschiedenen Sieg auf würdige Weise zu feiern." Da kommt ihm denn wenig darauf an, daß sein Onkel sich in scharfen Ausdrücken über sein Leben in Crocums und seine Studien ausläßt — darüber ist er ja erhaben, hat er doch ein Schauspiel in der Tasche, das er dem unzweifelhaft hochbeglückten Theaterdirector überreichen wird. Leider aber ist bei diesem der Empfang ein kalter, äußerst geschäftsmäßiger, doch hat er den Triumph, sein Stück nach einigen Wochen angenommen zu sehen. Morgens prangen ellengroße Zettel an den Straßenecken der Hauptstadt. Sein Muth wächst, er bedauert schon, seinen Namen nicht genannt zu sehen. Nicht lange, und er schätzt sich dessen glücklich, denn sein Schauspiel hat einen entschiedenen Mißerfolg, und selbst seine angebetete Radegunde tadelt es, freilich ohne zu wissen, daß er der Verfasser ist. Anfangs ist Toni zerknirscht, bald

aber hebt ihn der süße Trost, daß Niemand ihn als den Verfasser kennt. Zudem stellt er sich bei Radegunde bald darauf in das schönste Licht durch eine Heldenthat, durch Errettung eines Kindes vor den Angriffen eines Ochsen, wobei er selbst ein wenig verwundet wird.

Hier endet der erste Band, der beste des Romanes. Im Eingange des zweiten Bandes erfahren wir, daß Fischer Radegundis mit mehr als vorübergehender Leidenschaft liebt. Zugleich wird der Anfang gemacht, Toni im Hause seines Onkels zu restituiren. Der alte Schwarz war nämlich bis jetzt vollständig in den Händen des Fuchs von Crocum. Von ihm allein ließ er sich behandeln bez. medizinisch mißhandeln. Sein treuer Diener Felix war dem alten Quacksalber schon lange gram, fand aber kein Mittel, seinen Herrn zur Consultation eines anderen Arztes zu bewegen. Schließlich gelingt es. Das ist nun wieder mit ausgezeichnetem Humor dargestellt, wie Felix in Gegenwart der fremden Doctoren den Charlatan aus dem Hause bugsirt. Es hilft Schwarz freilich nicht viel. Bald darauf stirbt er, seinem Neffen sein ganzes großes Vermögen hinterlassend.

Nun kommt des Romanes schwächster Theil, über welchen ich deshalb mit wenig Worten hinweg gehen will. Toni lebt nun als reicher Mann standesgemäß, macht große Reisen, trifft in Italien mit Radegundis zusammen — das Ende kann man sich denken.

Es gehörte in der That ein reichbegabter Geist dazu, dem dürren Gerippe einer solch' geringfügigen Handlung die Frische des Lebens zu geben. Brunner hat es gethan. Die Arabeske ist das große Zaubermittel des Humoristen, seine Leser zu fesseln selbst durch Kleines, Geringfügiges. — Brunner wendet es mit großer Kunstfertigkeit an. Dann aber sind auch die Charaktere höchst anziehend gezeichnet. Der Chirurg Fuchs ist brillant. Der Mann ist ein Ehrloser,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewiß, wer aber wird behaupten können, daß er abstoßend wirkt? Mildert nicht Brunner's Humor unsern Widerwillen und stimmt ihn zum verachtungsvollen Gelächter herab? Wer kann ernst bleiben, wenn der Subject Charles sich von seinem ehemaligen Herrn, der ihn aus dem Hause geworfen hat, großartig rasiren läßt, hohnlachend seinen Silberling bezahlt, wie Fuchs diesen wüthend aus dem Fenster wirft und ihn, sobald er Charles entfernt glaubt, mühselig aufliest? Wer kann ernst bleiben, wenn Fuchs beim Blutegeldiebstahl gefaßt wird und, die saugenden Egel an den bloßen Beinen, behauptet, er habe sich nur baden wollen? Das sind Scenen, die uns den alten Schleicher in ganz anderm als häßlichem Lichte erscheinen lassen. Auch der „Subject" Charles ist sehr gut. Der Held selbst konnte nicht besser gezeichnet werden. Die wirkungsvolle Mischung von einiger Eitelkeit, tollem Uebermuth und edler Natur im Herzen des Knaben ist reizend geschildert. Die spätere Entwicklung hätte können etwas bestimmter, concreter gehalten werden, namentlich da Brunner sich doch vorgesetzt hatte, den Entwicklungsgang eines Dichters zu schildern. Das Ringen des jungen Poeten aus unklaren, nebelhaften Phantasien zu lichtvoller Klarheit durfte anschaulicher dargestellt werden.

Weit besser ist in dieser Hinsicht, d. h. in der consequenten Durchführung des Grundgedankens „Diogenes von Azzelbrunn". Der gleichnamige Held des Romanes ist ein Findling, den ein Dorfhumorist Diogenes nennt, weil eine Laterne neben dem Körbchen stand. Er kommt zum Ortsrichter Berger in Pflege, nach zehn Jahren stirbt der Mann, die Frau heirathet wieder und bei dem neuen Pflegevater hat er es zum Erbarmen schlecht; seine einzige Freude ist das Geigenspiel. Endlich hält er es nicht mehr aus, er flüchtet nach Wien. Auf dem Wege stillt ein adeliges kleines Mädchen seinen Hunger. In der Hauptstadt trifft er auf einen alten

Geiger, Raspelmayer, bei dem er in musikalische Dienste tritt. Es geht ihm dort leidlich. Aber nur auf kurze Zeit, denn Raspelmayer wird krank und kommt in's Spital, Diogenes hingegen entsagt der Künstlerlaufbahn und wird Schuster. Ein halber Künstler bleibt er indessen trotzalledem, denn an Sonntag Nachmittagen spielt er zum Tanze auf. Raspelmayer wird nach einiger Zeit wieder gesund, und Beide leben nun friedlich weiter mit einander. Endlich leuchtet unserem Diogenes ein heller Stern, er wird für die Söhne des Herrn von Bär als Geigenlehrer engagirt. In Bär's Hause geht es ihm gut, er weiß sich in die Personen zu schicken und sich mit ihnen auf einen guten Fuß zu stellen. Brunner hat diese Partie zu einem Glanzstück des ganzen Romanes gemacht. Humorvolle Charaktere, heitere Scenen finden sich in Fülle. Namentlich ist der alte Cramer, der sogern ein Gläschen über den Durst trinkt und stets ein neues System anfangen will, eine brillante Figur.

Diogenes steigt nun immer höher. Eines Abends wird er bei Weißenthaler, dem Vater jenes kleinen Mädchens, das ihm einmal den Hunger stillte, zum Spielen eingeladen. Das ist ein Ereigniß für ihn. Er wirft sich in seinen besten Anzug. Als der Bediente um seinen Namen fragt, giebt er „Herr von Berger" an und will dann in seinem Ueberzieher in den Saal spazieren. Im Saale setzt er sich ohne Weiteres auf den gerade leerstehenden Stuhl der gnädigen Frau und entschuldigt sich, als diese hereinkommt, mit Kopfweh! Der Abend ist überhaupt ein höchst unglücklicher.

„Er redete vieles dummes Zeug, in der unschuldigen Absicht, den gewandten Gesellschafter zu spielen, er erzählte eine Anekdote von einem Bucklichten, und ein Fräulein mit einem Höcker war gegenwärtig, er gab ein paar neue Judenanekdoten zum Besten, und machte damit ein paar reichen Söhnen Israels, die zugegen waren, eine heimliche Freude, d. h. wenn sie eine Freude hatten, so mußte dieses nur eine heimliche gewesen sein, denn sie zeigten solche nicht im mindesten in ihrem Mienen-

spiele. Sein gefälliger Nachbar machte ihn auf seine Verstöße dienstwilligst aufmerksam, sobald diese von Stapel gelaufen, und Berger war darauf in einer so entsetzlichen Verlegenheit, daß er eine Schale Thee um die andere leerte, und auf jedes: „Wünschen Sie noch?" — ein „Ich bitte!" stammelte! Schon die erste Tasse war ihm vollkommen zur Genüge, alle andern wurden nur wie Opferschalen in seinen Mund gegossen, er aß aber gar nichts, denn das hatte er sich fest vorgenommen, nachdem er die Anzeige von seinem Kopfweh vorgebracht. Bis zehn Uhr war Berger von Spannung, Verlegenheit, Betisenmachen, Theetrinken, Aerger über sich selbst und Aerger über andere so toll, daß niemand mehr Freude hatte, als er, nachdem man das Signal zum allgemeinen Aufbruche gab.

Zu Hause philosophirt er in seiner Weise weiter, wirft einen Spiegel entzwei, schleudert seinen Hut in die Ecke und kommt zu dem höchst merkwürdigen Resultate, daß der Mensch ein Esel sei! Raspelmayer ist hoch erstaunt und meint, sein Pflegesohn habe einen Rausch mitgebracht. Diogenes stellt dagegen, um ihm diesen Verdacht sofort zu benehmen, an ihn die mysteriöse Frage, „ob er wisse, was eine Soiree sei", und beantwortet diese Frage gleich selbst in einer für alle Abendgesellschaften höchst unehrerbietigen Weise. Am meisten ärgert ihn, daß er sich auch vor Marie so bloßgestellt. Aber es ist wieder einmal Soiree, und seine Angebetete begrüßt ihn trotz aller Vorkommnisse freundlichst. Der Abend vergeht in heiterster Weise. Die Nacht hindurch herrscht ein entsetzlicher Schneesturm, so daß Weißenthaler unserm Diogenes anbietet, bei ihm zu übernachten. Auf seinem Zimmer macht Diogenes merkwürdige Entdeckungen: er findet nämlich in einem alten Koffer die Hälfte eines schon vergilbten Briefes, dessen wenige Zeilen indeß genügen, ihm zu beweisen, daß er auf seine Herkunft Bezug hat. So ist es. Das Haus Weißenthaler gehörte früher einem Donavich, dessen Frau im Kindbette starb. Sein Bruder Spiridion behauptete, das von ihr geborene Knäblein sei krank, und später, es sei gestorben. In Wahrheit aber hatte er es in Azzelbrunn

ausgesetzt und ein todtes nach Hause gebracht. So wäre er Herr eines großen Vermögens geworden. Nun aber wird es Diogenes. Die weitere Folge ist natürlich seine Verlobung mit Marie Weißenthaler.

In diesem Romane haben wir also eine vollständig consequente Entwicklung ans niederen Anfängen zu hoher Stufe. Reich an Gliedern ist die Handlung, wie schon angedeutet, allerdings nicht; wäre sie es, würde man den Roman noch eine Stufe höher stellen müssen; nehmen wir ihn aber, wie er ist, so können wir mit ihm zufrieden sein. Die Charaktere sind vorzüglich geschildert und sämmtlich recht anziehend. Wiener Menschen und Wiener Leben wird uns in lebhaften Farben vorgeführt.

Dann aber muß bemerkt werden, daß uns Brunner in diesem Romane mit einem wahren Feuerwerk glänzenden Witzes entzückt. Welt und Menschen, Literatur und Wissenschaft, Kunst und Künstler werden beleuchtet vom Sprühregen überraschender und geistreicher Sätze.

„Wer nach seinem Tode unter die Presse kommen will, muß schon im Leben unter der Presse gewesen sein."

„Wer Geld hat, kann leicht für einen guten Kopf gelten, weil er eine Menge Köpfe im Sack hat, die für ihn denken."

„Verunglückte Genies; im zweiten Wort liegt der Trost für das erste und im ersten der Todesstoß für das zweite."

„Wer arm an Geld ist, der pflegt reich zu sein an Sentenzen und an dem sogenannten Troste der Philosophie. Boëthius schrieb sein Werk: „Vom Troste der Philosophie" erst, als er zu Pavia in Prison saß. Die Philosophie fängt mit dem Jammer an."

Ueberaus gelungen ist die folgende Ausführung:

„Wir (die Esel) haben mit den Philosophen gemein, daß wir uns, einer den andern, für einen Esel halten, das thun die Philosophen ebenfalls, wir halten uns aber auch jeder für einen Esel, und das thun die Philosophen nicht. Unser Tod ist dem Tode der berühmtesten Philosophen gleich: wir sterben mit der Klage, daß uns kein Einziger verstanden hat, nur haben wir noch das vor den Philosophen voraus, daß wir uns zur Noth untereinander verstehen, und das thun die

Philosophen nie, denn sie hätten schon lange zu streiten aufgehört, wenn sie sich untereinander verständen. — Der größte Riß aber, der zwischen unsern Bestrebungen und jenen der Philosophen klafft, ist der: daß jeder Esel ein Philosoph, aber kein einziger Philosoph ein Esel sein will. — Vielen Weltweisen geht es wie den Fischen: so lange sie leben, bleiben sie unten, sie kommen erst in die Höhe, wenn sie todt sind."

„Das Wirthshaus ist die Aula des gemeinen Mannes, da lebt das System der unreinen Subjectivität. Dort fangen Schuhknechte und Schuhflicker zu philosophiren an, und freuen sich, wenn man sie Freigeister nennt. Diese Gesellen halten die Glaskugel, welche sie sich im Winter zwischen die Talgkerze und ihre Nase hängen, für das Licht der Intelligenz, für die Sonne des Geistes, und weil der Strahl auf ihre Arbeit fällt, meinen sie, es sei eben so leicht, Tiefblicke in die Welt und in die Wissenschaft, als es leicht ist, Tiefblicke in die angeleuchteten Stiefel und Schuhe zu machen."

„Es gibt keinen Narren, der nicht bisweilen einen lichten Augenblick hätte, und es gibt keinen Weisen, der nicht bisweilen einen trüben hätte, ja, die Weisen haben sogar im Ganzen mehr trübe, als die Narren lichte Augenblicke; ein Weiser kann also immer mehr Narrheit in sich haben, als ein Narr Weisheit in sich haben kann. Ein Narr kann daher in seinem Fache weit vollkommener sein als ein Weiser; darum auch das Wort: Er ist ein completer Narr; während man nie hört: Er ist ein completer Weiser!"

„Hätte Brant ein Weisenschiff geschrieben und alle Weisen seiner Zeit darin versammelt, man hätte sein Buch für eine fabelhafte Legende, und ihn für einen wahren Narren gehalten, es wäre zudem sehr wenig gelesen worden; weil er aber die Narren versammelte, so hielt man ihn für einen Weisen, und sein Buch machte Aufsehen. Narren schildern ist keine Kunst, denn man darf nie um Originale verlegen sein, aber Weise schildern ist schwer, weil es so selten welche gibt, die zugleich Originale wären."

Und so könnten ganze Seiten abgeschrieben werden, wenn es die Aufgabe dieses Büchlein's wäre, Brunner's Geist zu extrahiren.

Die weiteren beiden Romane Brunner's „Genies Malheur und Glück" sowie „Die Prinzenschule zu Möpselglück" halten den Vergleich mit den behandelten Erzählungen nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus. Namentlich erscheint der letzte Roman verfehlt. Die Handlung ist schwach erfunden, nur hin und wieder erscheinen einzelne, freilich sehr gelungene Partien.

In „Genies Malheur und Glück" wird der Entwicklungsgang eines Malers vorgeführt. Max Frosch ist ein talentvoller Junge, der in der Schule gute Fortschritte macht und an Ritterromanen und am Don Quixote ausnehmende Freude findet. Ein Wendepunkt in seinem friedlichen Leben ist die Einladung des jungen Peter Fabius, ihn auf seines Vaters Schlosse mit noch zwei anderen jungen Freuden zu besuchen. Auf dem Wege begegnen sie einem höchst originellen Menschen mit dem Namen Wanzenberger, der bei Ritter Fabius Dienste nehmen will. Sie machen von nun an die Reise zusammen, interessante Gespräche würzen die Wanderung. Auf dem Schlosse finden sie höchst gastliche Aufnahme. Es befinden sich noch andere Gäste dort, unter anderen auch Crayon, ein freigeistiger Dichter, der von den jungen Leuten bald als ein höchst bedeutungsvoller Mann angestaunt wird. Außer diesen birgt das Schloß noch zwei wunderliebliche Mägdelein, in deren eine unser Held sich alsbald sterblich verliebt. Die junge Dame nimmt die Huldigungen des jungen Genies ziemlich kühl auf und macht ihnen endlich ein grausames Ende. Diese „Jugendeselei" Frosch's hat den Erfolg, daß sie ihn energisch auf die Malerlaufbahn drängt: er giebt die Studien auf und geht nach Wien. Dort geräth er mit einem Berliner Namens Riecke zusammen und mit diesem stark in ein faules Schlemmerleben hinein. Bald wird er übermüthig und hochmüthig, seine eigene Weisheit geht ihm bald über die göttliche, das Lerchenfeld wird binnen Kurzem sein eigentlicher Aufenthaltsort. Genug, er wird im höchsten Grade genial. Vergebens sind alle Mahnungen wohlwollender Freunde — das Spital ist sein Ende.

Das ist eine düstere Geschichte, allerdings, aber sie hat einen tiefen Kern: das Genie ohne festen inneren Halt muß im Strome des Lebens untergehen. Diese ewige Wahrheit demonstrirt sie uns in ergreifender Weise. Der Humor wiegt in diesem Romane nicht vor, aber er mildert die Herbheit der Realität.

Sehr zu bedauern ist es bei Sebastian Brunner's großem dichterischen Talente, daß er der Form, namentlich der stilistischen Einkleidung so geringe Beachtung schenkt. Die oben gegebenen Proben, so wenig umfangreich sie auch sind, dürften beweisen, daß wohl selten die verbessernde Feder den ersten Entwurf überarbeitet hat.

Fernan Caballero.

Fernan Caballero ist eine so eigen geartete Erscheinung unserer neueren katholischen Literatur, daß eine kurze Darstellung seiner Weltanschauung der ästhetischen Würdigung seiner herrlichen Dichtungen vorausgehen muß. Wir finden dann zunächst, daß Fernan Caballero es liebt, die confessionelle Seite stark heraus zu kehren. Er ist nach seiner eigenen Aussage gern geneigt, den verschiedenen Ansichten der Menschen Rechnung zu tragen, nur in einem Punkte macht er keine Concessionen: „Das sind die religiösen Angelegenheiten; denn die ewige Wahrheit lautet: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich, eine gleich allen, die von jenen göttlichen Lippen geflossen sind, herrliche, kurzgefaßte Regel, deren Sinn die Toleranz in göttlichen Dingen deren Kürze alle Redensarten in Staub verwandelt.“[1]) Dieser Entschiedenheit entspringen zahlreiche aggressive Bemerkungen von Seiten des Dichters, die nach dem Gesetze der Objectivität in einem Werke der Dichtkunst nicht zu finden sein sollten. Indessen das Gesetz der Objectivität, welches dem Dichter jedes persönliche Hervortreten verbietet, scheint Caballero gänzlich unbekannt zu sein. Es finden sich überall in seinen Werken zahllose polemische und apologetische Bemerkungen, welche zwar durch die Situation angeregt werden, aber nicht mit Nothwendigkeit aus ihr hervorwachsen. Caballero ist aber der Meinung:

[1]) Lagrimas I. 132. (Uebers. von Lemcke, Wolf und Clarus.)

„Der Schriftsteller hat ein vollkommenes Recht, so viele Abschweifungen zu machen, als er will, wie der Leser das Recht hat, sie nicht zu lesen.“ [1]) Hier müssen wir ihm entschieden widersprechen. Ein erzählender Dichter hat nicht das Recht, mit seinen Ansichten persönlich hervorzutreten; er soll im Gegentheil, nach Goethe's trefflichem Ausdruck, „als ein höheres Wesen im Gedichte nicht selbst erscheinen,“ sondern gleichsam „hinter einem Vorhange lesen, daß man nur die Stimme der Musen zu hören glaubt.“

Eine beständige Polemik ist die Folge von Caballero's ästhetischen Grundsätzen. Streng und entschieden eifert er gegen die Halbreligiösität, den Indifferentismus und den Unglauben der höheren Stände, gegen den Liberalismus der Regierung. Eine solche Polemik liebt die Gegensätze, darum steigt Caballero gern zum Volke herab, welches sich den Schatz des Glaubens unbekümmert bewahrt hat. Diesen in all' seiner Lieblichkeit, all' seiner reizenden Naivetät zu charakterisiren, theilt Caballero selbst und durch die Personen seiner Dichtungen zahlreiche sinnige Märchen und Lieder, Sprüche und Legenden mit, welche er aus dem Munde des Volkes geschöpft und welche beweisen, wie sehr in Spanien Religion und Poesie verwachsen sind, oder vielmehr war, wenn man die Gebildeten in Betracht zieht.

In zweiter Linie ist Fernan Caballero vom strengsten Conservatismus, den Ideen und Bestrebungen der Neuzeit gegenüber verhält er sich durchaus abwehrend und feindlich. Er wird nicht müde, das neunzehnte Jahrhundert, „das Jahrhundert der Engherzigkeit und Erbärmlichkeit“, als in all seinen Resultaten durchaus verfehlt zu bezeichnen und seine Errungenschaften mit wegwerfender Miene zu beurtheilen. So sagt er: „Wundervolle Civilisation! Du

---

[1]) Im Glück und Unglück. S. 174.

erhabenes Streben nach Vollkommenheit, du, die du im vergangenen Jahrhundert so Großes hervorgebracht, warum bringst du jetzt nur Mißgeburten zur Welt?" Und an einer andern Stelle: „Aufgeklärte Neuerer! Ihr habt diesen abscheulichen Firniß langweiliger Aufklärung fabricirt, der sich wie ein künstlicher Glanz, wie eine Lüge über alles erstreckt."

Infolge dieser Antipathie gegen Neues und Neuerungen finden sich denn zahlreiche Ausrufe, entrüstete Reden, bittere Sarkasmen gegen die moderne Cultur und Wehrufe über das Schwinden der einfachen Denkweise. Charakteristisch sind die erbitterten Ausbrüche gegen das Geld, den Erfolg, gegen die Weltmänner, gegen den Spleen, die Hochzeitsreisen, gegen Kahlköpfe u. s. w. Das muß man aber Caballero lassen, er spitzt die Gegensätze nie persönlich zu. Seine Gestaltungskraft, sein Drang nach künstlerischem Schaffen sind zu groß, als daß sie, einmal im Fluß, durch die Gesinnungen gehemmt werden könnten. So sind denn auch die ihm verhaßten Vertreter anderer Richtungen mit dichterischer Unparteilichkeit ohne jede Gehässigkeit dargestellt. Das sündige Weltkind Alegria ist mit demselben Reize umgeben wie die fromme Lagrimas. Und wenn Caballero auch tausendmal versichert, daß ihm Alegria durchaus nicht gefalle, so kann er doch nicht verhindern, daß der entzückte Leser mit Liebe dem schönen Mädchen nachblickt. Das ist der beste Beweis für Caballero's dichterische Größe. Wo es auf das ankommt, was den Dichter ausmacht: auf die Gestaltung interessanter Charaktere, da ist er mit ganzer Seele Dichter und nichts als Dichter, Schöpfer lebensfrischer Gestalten. Was schadet es dann, daß er Stadt und Land, Städter und Bauern in scharfen Gegensatz bringt und letzteres und letztern offen vor den erstern begünstigt? Mag er es, solange er uns unterhält und fesselt.

Endlich ist Caballero Spanier und zwar ein Spanier vom reinsten Wasser. Seine Dichtungen zeigen einen nationalen Gehalt, wie ihn nicht viele Dichter der Weltliteratur aufzuweisen haben. Er ist der spanische Dichter par excellence. Mit glühender Neigung liebt er das schöne Land, an welches er mit so vielen Banden gefesselt ist; er schwärmt für dessen glorreiche Vergangenheit, für die großartigen Eigenschaften seines Volkes, für seine lieblichen Sitten und Gebräuche. Aber das neue Spanien ist nicht mehr das alte. Vieles hat die Zeit geändert, vieles ist durch den Verkehr mit andern Nationen, durch fremdländische Einflüsse verloren gegangen. Die revolutionären Ideen der Neuzeit, die französischen und englischen Sitten, welche man in den großen Städten so eifrig an Stelle der altspanischen zu setzen sucht, haben den echten spanischen Geist angefressen, ja, drohen ihn mit der Zeit ganz zu verzehren. Diese Veränderung innerhalb seines geliebten Volkes erfüllt Caballero mit tiefem Schmerz. Er eifert gegen die Ausländerei, gegen das verflachende Gesellschaftsleben der großen Städte, in welchem die edle spanische Individualität vom allgemeinen weltmännischen Firniß übertüncht wird. Und auf der andern Seite sieht er, wie das eigentliche Volk allein sich noch die altspanische Denk- und Fühlweise bewahrt hat. Er kennt das Volk und seine Lebensweise durch und durch. Er hat es belauscht bei den Aeußerungen seiner Gedanken und Gefühle; er hat es studirt in seinen Sprüchen, Liedern, Märchen und Legenden; er ist entzückt, noch so reiche Ueberreste der herrlichen Vergangenheit zu finden. Aber die Bewohner der Städte im Allgemeinen und die vornehmen Stände im Besonderen sind dem Volksleben ganz entfremdet; sie sehen mit Verachtung auf den Arbeiter und den Bauer hinab und schämen sich vor Fremden, daß ein Spanier soviel Kindlichkeit und Einfachheit zeigen könne wie der gemeine Mann zeigt.

Dem will Caballero entgegenarbeiten, er will den modernen Geist mit all seinen Untugenden aus Spanien verjagen, dagegen den altspanischen Geist überall wieder eingeführt wissen. Wie gern zöge er eine Chinesische Mauer um sein geliebtes Land! wie gern gäbe er jedem Fremden, der die spanische Individualität verachtet, einen Ausweisungsbefehl! Aber ihm fehlt die Macht. Dafür kann er auf andere Weise wirken, und er will es. Er will seinem Volke einen Spiegel vorhalten, in dem es sich selbst erkennen soll, er will „Maler der Zeitsitten" sein, „keine Romane" schreiben, „sondern Gemälde des menschlichen Lebens, wie es ist" liefern.

„Wie es ist!" Caballero legt einen ganz besondern Ton darauf, daß er wahre Gemälde gebe, und wiederholt dem Leser an vielen Stellen in seinen Romanen: „Selbst in Bezug auf das Unglaublichste möge meine Versicherung, daß es wahr ist, dir als Bürgschaft dienen." Ja, er geht so weit, in Anmerkungen zu mancher Scene sich als einen ganz Fremden hinzustellen, welcher diesen Auftritt irgendwo beobachtet hat, ihn wiedererzählt und nun Beobachtungen über denselben anstellt. An andern Stellen sagt er: „Solche Scenen lassen sich nicht erfinden, weil die Dichtung nie die Wahrheit erreichen kann."

Inwieweit Caballero's Schilderungen wahr sind, das zu beurtheilen steht einem Deutschen und des spanischen Lebens Unkundigen nicht zu, ist auch für unsern Zweck unwesentlich. Es genüge deshalb die Bemerkung, daß die spanischen Kritiker in dieser Hinsicht nur eine Stimme haben, und daß sie Caballero nie den Vorwurf der Unwahrheit gemacht haben.

Fernan Caballero's Bedeutung als Spaniens nationalster Dichter wird noch erhöht durch die jetzt offenkundige Thatsache, daß er dem weiblichen Geschlechte angehört und seiner

Abkunft nach ein Deutscher ist. Caballero ist ein Pseudonym, welches die Dichterin gleich dem großen Schotten jahrelang mit aller Hartnäckigkeit bewahrt hat. Alle Welt bemühte sich, den Schleier zu lüften, keinem gelang es; Caballero machte sich in gutmüthig humoristischer Weise über die Neugier des Publikums lustig. Daß sich hinter dem Pseudonym eine Dame verberge, das fand man bald heraus, denn das weibliche Element beherrschte in den unter Caballero's Flagge segelnden Romanen fast vollständig das männliche, und die Gefühle des weiblichen Herzens waren mit einer Kenntniß und Zartheit geschildert, welche nur eine Frau besitzen konnte; endlich deutete auch die Redseligkeit und die Bereitwilligkeit, überall und über alles zu moralisiren, auf eine Angehörige des schönen Geschlechtes hin. Wenn man nun aber in Deutschland dagegen geltend machte, es seien in Caballero's Dichtungen manche Dinge mit einer Offenheit behandelt, welche in Deutschland und England gesellschaftlich verpönt sei, so antworteten die Spanier, daß dies eben spanisch sei, und daß man in Spanien bei solchen Offenheiten weniger Arges denke, als in den genannten Ländern bei verblümten Anspielungen. Die Spanier behielten Recht: Fernan Caballero war eine Dame.[1]) Ihr Vater war der aus Campe's Robinson unter dem Namen Johannes allbekannt gewordene Johann Nikolaus Böhl, der von seinem Vater nach Cadiz zur Führung der dortigen Filiale seines Geschäftes gesandt wurde. Hier lernte er die schöne Spanierin Frasquita de Larea kennen, mit der er sich Frühjahr 1796 vermählte. Bald nachher reisten die beiden Gatten in die Schweiz nach Morges, wo 1797 unsere Cäcilia geboren und nach der Religion ihrer Mutter katholisch getauft wurde. Nach einigen

[1]) Vergl. zu der Lebensskizze den betr. Aufsatz von P. W. Kreiten in „Stimmen aus Maria Laach". 1877, VIII.

Monaten kehrte die kleine Familie nach Spanien zurück, wo Böhl eifrig wissenschaftlichen Studien, namentlich über altspanische Literatur, oblag. Bald aber sehnte er sich nach Deutschland zurück. Er erwarb das adelige Gut Görslow in Mecklenburg und betrat 1805 wieder den heimathlichen Boden. Seine Frau hielt es jedoch im kalten Norden nicht lange aus, sie kehrte mit ihrem jüngsten Kinde nach Spanien zurück, den Knaben und die neunjährige Cäcilia dem Vater lassend. Für die Erziehung der letzteren wurde bestens gesorgt: die religiöse Erziehung besorgte eine katholische Belgierin, den Unterricht in den übrigen Fächern leitete der heißgeliebte Vater selbst. Nach der ersten heiligen Communion wurde Cäcilia zu ihrer Tante nach Thurow im Lauenburgischen gesandt, um dort ihre Erziehung vollenden zu lassen. Die kriegerischen Ereignisse jener Jahre zwangen Böhl, im Jahre 1813, nachdem er zur katholischen Religion übergetreten, wieder nach Spanien überzusiedeln. Hier fand er, daß er ein armer Mann geworden, fast sein ganzes Vermögen war verloren. Indessen verhalfen ihm seine spanischen Freunde bald wieder zu einer Existenz als Oberaufseher über ein großes englisches Weinbau-Geschäft in Puerto Santa Maria. Hier konnte Cäcilia ganz in den Reizen Andalusien's schwelgen, die sie später so anziehend geschildert. Sie erwarb sich aber auch in dem reichen Kreise von Gelehrten und Künstlern, der sich in dem Hause ihrer Eltern sammelte, einen unschätzbaren Reichthum vielseitiger Anschauungen und Kenntnisse. Zugleich auch befand sich Cäcilia hier in einem Sammelpunkt der politischen Bewegung des damaligen Spaniens — Vater und Mutter sandten manche gewandt geschriebene Flugschrift zu Gunsten der alten Ordnung in die Welt — und daraus erklärt sich die stark ausgeprägte politische Färbung der Romane unserer Dichterin.

So war Cäcilia fast neunzehn Jahre alt geworden, als sie sich mit einem spanischen Officier verheirathete. Nach kurzem Glück, kaum zwanzigjährig, verlor sie ihren Mann. Einige Jahre später wurde sie Gattin des Marquis von Arro=Hermoso, aber 1835 war sie schon wieder Wittwe. Sie wurde nun Erzieherin der künftigen Prinzessin von Montpensier. Später schritt sie zu einer dritten Ehe und zwar mit dem Advokaten Arrom, den sie 1863 wieder verlor. Alle drei Ehen blieben kinderlos, am 7. April 1877 ging sie selbst, eine Achtzigjährige, zur ewigen Ruhe.

Als Schriftstellerin trat Fernan Caballero zuerst im Jahre 1849 mit dem Roman „Die Möve" hervor. Der ungetheilte Beifall, welcher ihr für diese Dichtung in ganz Spanien zutheil wurde, ermunterte sie zu weiterm Schaffen. Es folgten die größeren Romane: „Elia", „Clemencia", „Lagrimas" sowie eine ganze Reihe (24) kleinerer Erzählungen.

Betrachten wir die Gesammtheit des dichterischen Schaffens Caballero's, so finden wir auf den ersten Blick, daß die Schilderung der Charaktere, des Seelenlebens und der Sitten vorwiegt, und daß die Hauptstärke der Dichterin in der Gestaltung interessanter Charaktere, in der Darstellung ihres Gefühlslebens und in der Schilderung der Volkssitten liegt. Vorzugsweise ist es das weibliche Geschlecht, welches in allen nur möglichen Gemüthsstimmungen zur Darstellung kommt. Caballero hat einen Reichthum der schönsten weiblichen Gestalten aus allen Volksschichten aufzuweisen, einen Reichthum, wie, kühn gesagt, keine andere Dichterin der Weltliteratur, Sand, Eliot, Hahn=Hahn nicht ausgenommen. Und in allen diesen Gestalten — welch eine Natürlichkeit, welch eine Frische, welch eine Gesundheit des Geistes selbst bei kränkelndem Körper! Da haben wir keine emancipationssüchtigen Damen, welche das Los des weiblichen Geschlechts

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

beklagen und Gleichstellung und gleiche Freiheiten mit den Männern beanspruchen; keine hektischen Salondamen, welche ihre Gefühle ästhetisch zergliedern; wir haben hier überhaupt keine Frauen, welche durch Geistreichigkeit und umfassende Bildung zu glänzen suchen, nein, wir haben bei Caballero überall nur das Weib im Durchschnittsmaße, das Mädchen und die Frau aus dem Volke, und aus den höhern Ständen nur die von moderner Bildung nicht beleckten Damen, überall Gestalten, welche nicht gelernt haben und nicht lernen wollen, ihre Individualität zu verbergen, deren Naivetät deshalb den Leser nicht lachen macht. Aber diese Gestalten, welche gerade in Deutschland bei einem weniger begabten Dichter als Betschwestern verschrieen werden würden, sind holde, liebenswürdige Geschöpfe, denen man mit Liebe folgt, in deren Gesellschaft einem das Herz aufgeht. Hier ist noch Natur, und nichts als Natur, aber stets nur die schöne Natur! Deshalb ist Caballero die realistische Dichterin im wahrsten Sinne des Wortes, und sie ist es, welche den realistischen Roman in Spanien eingeführt hat.

Auf jede einzelne Schöpfung der Dichterin einzugehen kann unmöglich unsere Aufgabe sein, wir können nur verweisen auf den duftigen Mädchenkranz in „Lagrimas", auf Reina und Flora, auf Alegria, Constancia, auf die herrlichen Gestalten zärtlicher Mütter und Großmütter in den Novellen. Dagegen wollen wir versuchen, die Hauptpersonen in Caballero's Romanen kurz zu charakterisiren.

Da finden wir denn, daß ihre Heldinnen: Elia, Lagrimas, Clemencia, Dolores, Regla, Gracia u. a. mit nur einer Ausnahme sämmtlich einen wehmüthig entsagenden Zug an sich tragen, welcher ihnen den Anschein der Passivität, aber nicht den der Gefühlspassivität gibt. Gewöhnlich stehen diese Frauen echt episch unter dem Druck der Verhältnisse. Gegen sie anzukämpfen, sind sie als Frauen zu schwach, auch

halten sie es meist für die Aufgabe ihres Lebens, zu leiden; und deshalb ergeben sie sich in ihr Schicksal und dulden als Opfer übermächtiger Verhältnisse.

Vor allen ist es Lagrimas, die Krone aller Frauengestalten Caballero's, welcher dieser Charakter aufgedrückt ist. Lagrimas ist wie eine Blume, welche bei der geringsten Berührung ihre Blüte schließt, eine Märtyrerin, ohne es zu wissen und ohne es sich zum Verdienst zu rechnen. Ihr ganzes Leben ist nur ein einziges Leiden. Aber wie ist dieses Leiden dargestellt! Wir sehen schon das Kind Lagrimas, als es seine Mutter ins Wassergrab versenken sieht und in kindlichem Wahnsinne ihr nachstürzen will, zu all den Leiden prädestinirt, welche das Schicksal mit seinem unheilvollen Füllhorn später über dasselbe ausgießt. Immer wieder steigt das furchtbare Bild des Meeres, welches seine Mutter aufgenommen, vor der Seele des Kindes auf, es glaubt das Tosen der wilden Wellen zu vernehmen, glaubt das graue Segeltuch zu sehen, in welches man den theuern Leichnam eingeschlagen — und wenn diese entsetzlichen Bilder auf das schwache Kind einstürmen, dann sinkt es nieder in schrecklichen Zuckungen. „Reina, das Meer, das Meer! Wenn du gesehen hättest, wie schrecklich es ist, wenn es böse wird. Es erhebt sich in Wellen wie eine wüthende Schlange, schäumt vor Zorn und brüllt vor Wuth, dann zerbricht es alles, zerreißt alles, vernichtet alles, verschlingt alles, die Lebendigen, um sie zu tödten, die Todten . . ."[1]) Die geringste unsanfte Bewegung entlockt dem Kinde Thränen, denn „seine Seele ist wie Glas, ein Hauch kann sie trüben, ein Sonnenstrahl sie durchdringen, ein Stoß hätte sie zerbrochen." Wo es aber ein liebendes Herz ahnt, dahin flüchtet es und schmiegt sich vertrauensvoll an.

---

[1]) „Lagrimas" I, 112.

Das Kind wird eine Jungfrau, wie es ein Kind gewesen: still, in sich gekehrt, mit dem immer wehmüthigen Zug um die Lippen. Ihr harter Vater gestattet ihr bei ihrer Freundin Reina zu leben. Dort genießt sie ihre schönsten Tage, ohne aber jemals so fröhlich mit den jungen Männern plaudern zu können wie die übrigen Mädchen. Selbst als Genaro ihr naht und sie offenbar bevorzugt, vermag sie trotz innerer Seligkeit nicht heiter zu werden.

Lagrimas wagt kaum zu denken, daß Genaro sie liebt. Sie ist selig, daß ihr jemand so gütig begegnet, und mehr will sie nicht. Bald aber wird sie aus dem holden Traume aufgeschreckt, ihr strenger Vater kommt und holt sie. Sie folgt ohne Murren. Fern von allen Freunden verlebt sie harte Tage ohne jede Klage, und langsam schwindet sie hin.

Wer will aus dieser dürren Skizze ersehen, daß diese sanfte Dulderin mit dem Glorienschein der Poesie umgeben ist, daß die Dichtkunst aller Zeiten und Völker kaum Aehnliches aufzuweisen hat? Wer will es glauben, daß das stille Leben dieser holden Blume auf den Leser einen größern Reiz ausübt als das ausgelassene Treiben der andern reizenden Mädchengestalten? Wer ist Lagrimas? Ist sie nicht ein herzlich unbedeutendes Mädchen? Fehlt ihr nicht der schnelle Witz, die übermüthige Laune, die Frische des Gemüthes, fehlt ihr nicht jede Glut der Leidenschaft?

Ja, dies fehlt ihr, aber nicht die Wärme des Gefühls. Man lese die wehmüthigen, von Todesahnung durchschauerten Briefe aus Cadiz, in welchen sie ihren Freundinnen mittheilt, daß ihre Kräfte immer mehr abnehmen, wo sie sagt:

„Nachts aber, Reina, wo ich nicht schlafen kann, wo die Schwäche mir auch den wenigen Schlaf genommen hat, dessen ich früher genoß, da preßt die Angst mir die Brust zusammen, als ob es mir an Luft fehlte. Du, Reina, weißt nicht, was Angst ist. O mögest du es nie erfahren! Die Angst, Reina, ist ein Todeskampf der Seele, die in der Welt keinen Platz mehr hat und sich nur nach dem Himmel sehnt;

alles verursacht Angst, besonders aber die Nacht und das Meer, und hier höre ich die ganze Nacht ein furchtbares Brausen. Das ist so schrecklich, daß ich zuweilen denke, das Meer empört sich gegen die Macht Gottes, der ihm Grenzen gesetzt hat; denn nur Flüche können so entsetzlich klingen."

Jene Briefe, in welchen sie mit reizender Schüchternheit sich nach „ihm" erkundigt und ihm gar nicht zürnt, daß er nicht geschrieben hat; in welchen sie ihre Freundin bittet, ihn doch gütig zu behandeln: jene Briefe, durchhaucht von reinster Frömmigkeit und Milde des Herzens, lese man und frage sich, ob Caballero nicht eine große Dichterin ist.

Clemencia hat zu Anfang ihres Auftretens manche Aehnlichkeit mit Lagrimas. Durch ein seltsames Geschick wird sie die Gemahlin eines jungen Wüstlings, welcher sie auf jede Weise quält und ohne Rücksicht auf sie seinen Lastern nachhängt. Clemencia trägt alles geduldig; sie sucht ihren Gemahl zu bessern, aber es gelingt ihr nicht. Plötzlich geht derselbe zur Armee ab und bald darauf läuft die Nachricht seines Todes ein. Clemencia vergießt manche Thräne und betrauert ihren Gemahl lange Zeit. Ihr Leben ist freudlos. Da wird sie zu ihren Schwiegereltern gerufen, und nach kurzem Bedenken folgt sie der Einladung. Sie findet einen trefflichen alten Herrn und eine gütige Dame. Besonders ersterer schließt sie tief in sein Herz. Er gewöhnt sich bald so an sein „Malvenröschen", daß er ohne dasselbe gar nicht mehr leben kann. Kein Wunder, wenn er Clemencia so an sich fesseln will, daß er sie nicht mehr, sondern nur sie ihn durch den Tod verlieren kann. Das beste Mittel scheint ihm eine Heirath zwischen seinem Neffen Pablo und Clemencia. Rasch wie er ist, stellt er letzterer sofort seinen Plan vor. Clemencia erschrickt. Sie liebt zwar Pablo herzlich, aber gewiß nicht mit jener Liebe, welche ihr zu einer ehelichen Verbindung nothwendig erscheint. Außerdem haben die vielfachen Scherze Onkel Martin's über seinen etwas unbeholfenen

Neffen in des Mädchens Herzen ein gewisses Mitleid erzeugt, welches die volle Hingebung verhindert. Sie lehnt daher ab, und als Onkel Martin nebst seiner Frau bald darauf stirbt, reist sie nach Sevilla. Hier sammelt sich um die schöne junge Frau bald ein Kreis von Freundinnen und Verehrern. Namentlich bewerben sich ein Franzose und ein Engländer Sir George um sie. Ihr Herz neigt dem letztern zu, aber in intimen Gesprächen enthüllt sich ihr sein niederer Charakter. Sie stößt ihn deshalb sofort zurück und läßt alle seine Briefe uneröffnet. Zugleich aber bittet sie Pablo nach Sevilla zu kommen. Er kommt sofort.

„Kaum war er angekommen, kaum hatten die ersten Begrüßungen stattgefunden, als Clemencia zu ihm sagte:

„Pablo, liebst du mich noch?"

Pablo war so erstaunt und verblüfft über diese plötzliche Frage, daß er nicht antwortete.

„Antworte mir, Pablo", sagte Clemencia.

„Ich antworte nicht, Clemencia, weil du mich nicht fragst, um meine Antwort zu erfahren", sagte er endlich.

„Nun denn, um sie zu hören."

„Und zu welchem Zwecke willst du sie hören?"

„Damit sie mir, falls sie bejahend ausfällt, einen Anlaß und zugleich den Muth gebe, dir zu sagen, Pablo, daß ich deine Liebe werthschätze, verdiene, annehme und erwidere."

„Welchem Umstande soll ich diese Umwandlung zuschreiben?" rief Pablo aus, dessen Stimme vor Erregung zitterte. „Ist es Ironie, ist es Hohn?"

„Nein, Pablo, nein; es ist hohe Achtung, innige Liebe und die Ueberzeugung, daß du und nur du der Mann bist, an dessen Seite ich das Glück finden kann, wie ich es verstehe."

„Hast du einen andern geliebt, Clemencia, und beurtheilst du vielleicht so meine Gefühle nach Vergleichung?"

„So ist's, ich leugne es nicht, und mit derselben Aufrichtigkeit und Wahrheit, womit ich dir dies bekenne, füge ich hinzu, daß ich die Liebe des Mannes, den ich geliebt habe, nicht nur verschmähe, sondern verachte; seine Persönlichkeit ist mir nicht zuwider, aber sie ist mir gleichgültig" u. s. w.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ueber die liebliche Elia, welche, kaum zur Jungfrau erwachsen, der Liebe wegen so Hartes erdulden muß und nach langem Kampfe entsagt, wollen wir kein Wort verlieren. Das ist am wenigsten ein Charakter, welcher eine Analyse zuläßt, man muß ihn sich vom Dichter vorführen lassen.

Anders ist es bei Maria, der Heldin des prächtigen Romans „Die Möve". Da haben wir ein Mädchen, welches nichts wissen will von christlicher Entsagung und Liebe, sondern welches lieben und geliebt sein will, heiß und verzehrend.

Maria ist die Tochter des armen alten Fischers Pedro. Sie ist ein wildes, braunes Ding von trotzigem Gesichte und unfreundlichem Wesen. Man nannte sie die Möve, „weil sie sehr lange Beine hatte, auf dem Wasser wie auf dem Lande lebte, viel sie sang und schrie und von Fels zu Fels sprang, wie die Möven." Eines Tages aber liegt Maria sterbenskrank in ihrer Hütte. Niemand im Dorfe weiß, was ihr fehlt, man schickt deshalb zu dem deutschen Arzte Stein, welcher sie auch bald heilt. Während der Krankheit wird das schweigsame Mädchen zutraulicher; sie flieht die Gesellschaft der Menschen nicht mehr. An Stein schließt sie sich besonders an, weil dieser ihr musikalisches Talent und ihre schöne Stimme auszubilden sucht. Bald fühlt er sich von Liebe zu dem schönen Mädchen ergriffen. Der alten Tante Maria entgeht das nicht, und als sie auch Maria's Anhänglichkeit an Stein bemerkt, hält sie auch deren Gefühle für Liebe. Sie fragt das Mädchen deshalb insgeheim, ob Stein sie heirathen wolle. Maria sagt nicht Nein, nicht Ja, bei sich aber denkt sie:

„Ja, er liebt mich, das wußte ich schon. Aber er liebt mich — wie Bruder Gabriel die Tante Maria, das heißt, wie alte Leute sich lieben. Er setzte sich keinem Platzregen unter meinem Fenster aus,

um sich nicht zu erkälten. Nun, wenn er mich heirathet, werd' ich's nicht schlecht haben, das ist gewiß; er wird mich thun lassen, was mir gefällt, wird mir auf der Flöte vorspielen, wenn ich es verlange, wird mir kaufen, was mein Herz sich wünscht. Wenn ich seine Frau wäre, könnte ich ein Flortuch tragen wie Quela, die Tochter des alten Juan Lopez, und eine Spitzenmantille von Almagro, wie die Frau des Alcalden. Wie sie vor Neid bersten würden! Aber mir scheint, Don Federico, der vor Liebe schmilzt wie Speck in der Pfanne, wenn er mich singen hört, denkt nicht mehr daran, mich zu heirathen, als Don Modesto seine geliebte Rosa . . . die der Teufel holen möge!"

Aber Stein denkt doch daran, sie zu heirathen, und sie kommt ihm auf eine nur ihn überraschende Weise entgegen. Stein spricht von seinen grauen Haaren und fährt dann fort:

„Nun sieh', ich bin noch recht jung, aber Leiden machen den Kopf vor der Zeit alt. Mein Herz ist jung geblieben, Maria, und würde dir Frühlingsblumen bieten, wenn ich nicht fürchtete, daß die traurigen Anzeichen des Winters, die meine Stirn umgeben, dich erschrecken."

„Es ist wahr", antwortete Maria, die ihrem natürlichen Triebe nicht widerstehen konnte, „ein Bräutigam mit grauen Haaren ist nichts Anziehendes."

„Das dachte ich mir", sagte Stein traurig; „mein Herz meint es redlich, und Tante Maria täuschte sich, als sie mir dies Glück als möglich schilderte und dadurch in meinem Herzen Hoffnungen erregte, die, ohne Wurzeln, gleich der Himmelsblume, nur beim Hauche des Nordwindes entstehen."

Maria, welche sah, daß sie durch ihre Unfreundlichkeit ein Herz zurückgestoßen hatte, das zu zart war, um noch weiter in sie zu dringen, und einen Mann, der bescheiden genug war, um einzusehen, daß jener Einwurf allein hinreichte, seine übrigen Vorzüge werthlos zu machen, sagte schnell:

„Wenn auch ein Bräutigam mit grauen Haaren nichts Anziehendes ist, so ist doch ein Ehemann mit grauen Haaren nichts Zurückstoßendes."

Stein ist im hohen Grade erstaunt, er fragt:

„Würdest du mich also heirathen, schönes Naturkind?"

„Warum nicht?" antwortete die Möve.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stein macht nun seinen Gefühlen in warmen Worten Luft. Maria hört ihn an und zeichnet gelangweilt Figuren in den Sand. Die Hochzeit ist bald. Als am Abend die beiden jungen Eheleute nach Hause gehen und Stein sich wieder in seiner gefühlvollen Weise gehen läßt, antwortet Maria in ganz unwirschem Tone: „Ich amusirte mich so gut, ich weiß nicht, warum wir das Fest so früh verlassen."

Die Möve will eben eine andere Liebe als die Mondscheinliebe des sinnigen Deutschen, ein anderes, bewegteres Leben als in dem kleinen, elenden Dorfe. Zwar kann sich ihre Seele noch keine Vorstellung davon machen, wo es besser wäre, aber es ist ein unbestimmtes Bild anderer Freuden, welches ihr immer vorschwebt. Endlich aber gewinnt der Traum Gestalt und Farbe. Ein Herzog gelangt in das kleine Dorf, sieht das schöne junge Weib und hört sie singen. Enthusiasmirt spricht er davon, sie mit sich nach Sevilla zu nehmen, wo sie Ehre und Reichthum ernten werde. Maria hört erregt zu, und als der Herzog fort ist, sagt sie zu ihrem Gatten:

„Wir wollen fort, wir müssen fort! Wie? Das Schicksal ruft mich und bietet mir Kronen, und ich sollte taub bleiben? Nein, Nein!" Sie ist nicht mehr zu halten. Widerstrebend gibt Stein nach. Maria denkt nicht an ihren alten Vater, welchen sie allein zurückläßt, nicht an Stein, den sie aus seiner friedlichen Thätigkeit reißt — nur an sich, an Glanz und Ruhm.

Und beides wird ihr in vollstem Maße zutheil. Sevilla liegt zu ihren Füßen, sie fühlt sich befriedigt. Sie genießt ein Leben, wie sie es sich stets gewünscht. Nun tritt auch eine Liebe an sie heran, wie sie ihr heißes Naturell verlangt. Sie sieht den schönen Stierkämpfer Pepe Vera in der Arena, Beider Blicke begegnen sich, und dieser eine Blick sagt genug. Es gelingt Pepe Vera, Maria zu sprechen, sie wird die Seine,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Sklavin des herrischen Mannes, der alles verlangt und für keine Gabe dankt.

Maria fühlt sich nicht glücklich in dieser Liebe, und doch kann sie nicht von ihr lassen. Ein einziges Wort des schönen Matadors macht alle ihre Einreden zunichte, und folgsam geht sie mit ihm zu den nächtlichen Orgien, welche eine ausgelassene Gesellschaft von Stierkämpfern und Sängerinnen begeht.

Aber Stein entdeckt diese heimliche Verbindung und reist ohne Abschied ab. Auch der Herzog zieht seine Hand von ihr. Maria, ohne Halt in der Gesellschaft, zerrüttet durch ihre Ausschweifungen, wird schließlich nach Stein's Tode Frau eines Barbiers.

Ferdinand Wolf legt diesem prächtig gezeichneten Charakter noch eine andere als bloß dichterische Bedeutung bei. Er sagt: „Ist das nicht zugleich ein sprechendes Bild unsers modernen egoistischen Virtuosenthums?"

Den Männern ist, wie schon bemerkt, in Caballero's Romanen nur wenig Raum gelassen. Wo aber Männer auftreten, da sind es gut gezeichnete Charaktere mit etwas humoristischen Anfluge. Es sind stets Männer, welche durchaus der Wirklichkeit entsprechen, und darin hat Caballero in der Weltliteratur wol nur einen weiblichen Concurrenten, die Eliot, welche freilich die spanische Dichterin nicht ganz erreicht.

In „Lagrimas" haben wir zunächst die drei prächtigen Studentenfiguren: Marcial, den unfreiwilligen Humoristen, Fabian, den Dichter oder den „sanften Fluß", und Genaro, den Weltmann, welcher Beide aus dem Sattel hebt.

Marcial ist ohne Zweifel die anziehendste dieser Gestalten. In diesem jungen Manne steckt der Geist des Widerspruchs. Aufs höchste eingenommen von sich selbst, kann er gar nicht den Gedanken fassen, daß ein anderer etwas besser wissen könne als er, daß ein von ihm angebetetes

Mädchen einen andern ihm vorziehen könne. Steif und fest behauptet er, auf dem Libanon wüchsen Palmen, Calderon habe 1000 Komödien geschrieben, und wenn seine beiden Kameraden ihn corrigiren, dann nennt er sie „Grünschnäbel". Seine Cousine Reina, glaubt er, sei leidenschaftlich in ihn verliebt; alle ihre grausamen Spöttereien vermögen nicht, ihn von seiner Einbildung zu befreien, und endlich kann er in der That das Mädchen nicht begreifen, daß es Genaro ihm vorziehen konnte. Auch merkt Marcial nicht im geringsten, daß seine beiden Freunde ihn foppen und hänseln; er ist eben harmlos und gutmüthig und meint, er sei der Schlaueste der Menschen. Die folgende Scene mag dies zeigen:

„Ich habe ein Rendezvous", sagte Marcial am folgenden Tage zu seinen Freunden, als er seine Danaidenarbeit, die Toilette, begann.

Fabian und Genaro, die studirten, antworteten nicht.

„Die vielen Rendezvous werden mir lästig", fuhr Marcial fort, „sie rauben mir die Zeit."

Das nämliche Schweigen.

„Ich sage nicht", fuhr Marcial fort, nachdem er sich umgesehen, um sich zu überzeugen, daß seine schweigsamen Freunde nicht schliefen, „ich sage nicht, und das kann auch nicht damit gesagt sein, daß mir die Abenteuer kein Vergnügen machten; ich bin der Mann danach, zwanzig Intriguen auf mich zu nehmen — zur Stunde sei's gesagt, denn wenn ich nicht bei der Partie, die ich machen kann . . ."

Das nämliche Schweigen.

„Aber die Intrigue von diesem Morgen", fuhr Marcial nach einer Pause fort, während welcher er sich überzeugte, daß die Partie, «die er machen konnte», seinen Freunden die Lippen nicht öffnete, „würde ich jedem von euch abtreten, denn ich bin jetzt entschlossen, Reina treu zu bleiben."

Das Schweigen dauerte fort.

„Meine Herren", rief Marcial aus, sind wir vielleicht in La Trappe?"

„Wollte Gott!" sagte Genaro.

„Es wäre nicht übel", erwiderte Marcial, „denn dann wäre dieses impertinente «Wollte Gott» nicht ausgesprochen. Wisse, diplo-

matischer Schüler, daß die Machiavelli's hundert Procent verlieren, wenn sie aufrichtig sind. Talleyrand, der es verstand, hat gesagt, der Gedanke diene dazu, die Sprache zu verbergen."

„So etwas hat er nicht gesagt", rief Fabian aus, „er hat im Gegentheil gesagt, die Sprache sei . . ."

„Schweig, schweig, sanfter Fluß, und friere zu wie die Newa im Januar; du willst gar zu gern immer etwas an mir mäkeln; ich muß aber besser wissen als du, was Talleyrand gesagt hat, der nicht darum Dichter war, damit du ihn auswendig weißt. Doch zur Sache; wem von euch beiden soll ich mein Rendezvous abtreten?"

„Ich habe genug Rendezvous mit meinen Büchern", sagte Fabian.

„Bei Rendezvous, in Abwesenheit und in Krankheiten vertrete ich niemandes Stelle", fügte Genaro hinzu.

Das vorige Stillschweigen trat wieder ein.

„Und ihr fragt mich nicht", sagte Marcial nach einer Weile, indem er sich mit großer Sorgfalt den schönsten Scheitel in seiner Art zog, „wer die Rendezvousgeberin ist?" und so geht es weiter.

Fabian hört diese Renommagen mit gutmüthigem Lächeln an, er ist nicht gewitzt genug, um ihnen in schlagfertiger Weise begegnen zu können. Nicht so Genaro. Dieser rückt dem eiteln Freunde sein lächerliches Benehmen in feiner Weise vor, er bringt ihn in der Gesellschaft in Mißcredit und hebt ihn aus dem Sattel; namentlich bei Reina, von welcher Marcial ja als feststehend annimmt, daß sie in ihn verliebt sei. Genaro geht bei seinen Operationen sehr kaltblütig zu Werke, er ist ja ein Weltmann, er weiß seine Neigungen zu verbergen und hat gelernt, sie seinem Willen unterzuordnen. Bei allen seinen Unternehmungen studirt er leidenschaftslos zuerst die Situation und entwirft danach seinen Angriffsplan. So hat er denn als bestes Mittel, Reina's Augen auf sich ziehen, gefunden, daß er Lagrimas den Hof machen müsse. Er thut es denn auch in sinniger Weise. Der grausame Spott, mit welchem ihn von nun an Reina verfolgt, zeigt ihm, wie richtig er gerechnet. Als Lagrimas von ihrem Vater fortgeholt wird, hat er sie vergessen, und als eines Tages Reina ihn daran erinnert,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verspricht er einen Brief zu bringen, damit ihn Reina in den ihrigen einschließe. Genaro bringt am andern Tage wirklich einen Brief. Reina besieht ihn lange, dreht ihn hin und her — wie gern möchte sie wissen, was Genaro an die „langweilige" Lagrimas schreibt! Sie zögert — aber die Neugierde siegt, sie öffnet den Brief, und die ersten Worte, welche sie liest, lauten:

„Da ich weiß, daß Sie diesen Brief lesen werden, so wende ich mich an Sie, Reina."

Erschrocken und verwirrt hielt Reina inne.

„Unverschämter!" rief sie voll Entrüstung aus. „Welche Verwegenheit! Aber was kann er mir schreiben?"

„Haben Sie jemals glauben können, Reina, daß ich eine andere als Sie liebte oder lieben könnte? Ich habe den Schatten des hohen Baumes gesucht, um in demselben verborgen die Höhe seiner Zweige messen, die Tiefe seiner Wurzeln ergründen zu können; das habe ich gethan. Ich sage damit noch nicht, daß ich Sie liebe. Alles in mir, Reina, ist dem Willen unterworfen und gehorcht dessen Zügel. Wie der vorsichtige Schiffer, der sich nicht eher in eine Bucht wagt, als bis er weiß, daß keine Klippen darin sind, werde ich, Reina, Sie nicht eher lieben, als bis ich mich überzeugt habe, daß meine Liebe Würdigung und Erwiederung findet; wenn sie diese fände, dann, Reina, würde ich Sie lieben, wie Sie es verdienen; denn ich allein verstehe Ihren Werth zu schätzen und Ihnen alle eines solchen Gegenstandes würdige Liebe zu weihen, eine Liebe, für welche mein ganzes Wesen und alle Kräfte meiner Seele zu gering, mein ganzes Leben zu kurz sein würde; denn ich liebe Sie nicht, wie Marcial, weil Sie schön sind; nicht, wie Fabian Sie lieben würde, weil Sie klug sind; ich liebe Sie, weil Sie schwer zu erreichen sind wie der Adler, und schwer festzuhalten wie die Schlange; ich liebe Sie, weil Sie lieben einen Triumph feiern, einen Sieg davontragen heißt. Aber mit derselben Offenheit, Reina, womit ich Ihnen dies sage, füge ich hinzu, daß ich Ihre Liebe nicht wie eine Gnade von Ihnen erbitte, da ich Ihnen dafür die meinige biete. Ich will nicht, daß die Frau, die ich liebe, die Augen zu mir erhebe, wie Lagrimas, noch auf mich herabsehe, wie Sie es mit denen, welche Sie lieben, machen zu können meinen."

Und in diesem Tone geht es weiter in dem Briefe, den Reina ein Meisterstück von Verwegenheit und Insolenz nennt, den sie entrüstet in die Ecke schleudert. Und trotzdem wird sie endlich Genaro's Braut. Die Entwickelung dieses interessanten Verhältnisses ist von großer Schönheit.

In demselben Roman haben wir den mit wundervollem Humor gezeichneten Don Jeremias, welcher aus Furcht vor Verlusten nie dazu kommt, sein Geld vortheilhaft anzulegen, und eines jähen Todes stirbt, als er die Nachricht von der Julirevolution erhält.

So hervortretend wie in diesem Roman sind die Männer von Caballero nicht wieder geschildert. Mehr zurück treten sie in „Clemencia", die Hauptrolle spielt hier Don Galo, obgleich er nur Statist ist. Don Galo ist der Allerweltsvetter, der Allerweltsonkel, der Allerweltsliebhaber. Er hat Zutritt in allen Familien, er kann kommen, wann er will, er darf sagen, was er will — er ist unentbehrlich. Um so mehr, als er mit den Freuden und Leiden der befreundeten Familien aufs Genaueste bekannt ist und über Alles Auskunft geben kann. Da heißt es in der Gesellschaft:

„Don Galo, war es nicht im fünften Monate, wo mein Junge Zähne bekam? — Ja, in fünf Monaten und sechs Tagen; es war am Andreastage. — Don Galo, um wie viel Uhr kommt das Dampfschiff an? — Don Galo, wann starb doch der Erzbischof? — Pando, wer predigt denn morgen in der Kathedrale? — Don Galo, den wievielsten haben wir heute? — Pando, wer macht denn jetzt der jungen Wittwe die Cour? — Don Galo, was wird denn heute Abend gegeben? — Pando, ist die Gräfin mit ihrer neuen Köchin zufrieden?"

Hat Don Galo die Neugier der Mütter befriedigt, so widmet er sich der Jugend, namentlich, und mit ganz besonderer Vorliebe, der unverheiratheten oder verwittweten weiblichen. Wir dürfen es nämlich unserm Leser verrathen, daß Don Galo in unfreiwilligem Coelibat lebt — der Grund ist einer der unangenehmsten, weil er jedes poetischen Reizes

entbehrt — Don Galo hat kein Geld! Mit bloß 7000 Realen[1]) des Jahres muß er sich unterhalten, wie könnte da etwas übrig bleiben für Frau und Kinder? Diese Nothwendigkeit macht Don Galo nicht wenigen Kummer. . . . .

Was half es also Don Galo, daß er trotz vorgerückter Jahre ein jugendliches Aussehen sich bewahrt hatte? Daß man ihn für 20 Jahre jünger ansah, als er in der That war? Freilich! Er steht bei den jungen Damen in hoher Gunst — aber ist das nicht gerade ein sicheres Zeichen seiner Ungefährlichkeit? O Jammer! So theilt er denn sein Herz nach allen Seiten. Mit unwandelbarer Treue weiht er sich einer jungen Dame, sitzt an den Gesellschaftsabenden an ihrer Seite, und wenn dann ein junger kühner Ritter ihm seine Dame entführt, dann geht er traurig beiseite.

Das ist Don Galo schon häufig geschehen, aber noch nie hatte es ihn so geschmerzt wie bei Clemencia. Die junge Wittwe hatte ihn vollständig bezaubert. Er sang ihr Lob in allen Kreisen und allen Tonarten; er vertheidigte sie gegen jedes böse Wort, welches mißgünstige Menschen gegen sie fallen ließen; er liebte sie von Herzen, weil sie so gut war und einen so trefflichen Liqueur besaß wie kein anderer in Sevilla. Wie reizend hatte er es sich gedacht, dies Götterleben, so bis an's Ende der Tage nach „Clemenzchen" gehen und bei ihr plaudern zu können. Und da kommt wie ein Blitz aus heitern Wolken dieser Pablo! Don Galo weiß nicht, was er sagen soll, als Clemencia ihm diese Neuigkeit mittheilt.

„Don Galo machte eine solche Bewegung des Erstaunens, daß der Liqueur in seinem Glase schwankte wie das Meer bei Ebbe und Flut. Dies Erstaunen hatte seinen Grund nicht etwa darin, daß er,

---

[1]) Etwa 1400 Mark.

ohne selbst zu wissen warum, sich eingebildet, Clemencia habe auf der Erde, gleich den Sternen am Himmel, ihren guten und unveränderlichen Platz, und jede Abweichung von demselben sei eine Umwälzung der einmal eingeführten Ordnung. Ueberdies war für Don Galo die Anzeige von der Heirath irgendeiner Schönen dasselbe, was für den Jäger, auch wenn er noch so ungeschickt ist, die Anzeige, daß die Jagdzeit aus ist."

Anfangs kann Galo die Wahl seiner Clemencia gar nicht begreifen, denn Pablo scheint ihm nicht viel Anziehendes zu haben. Bald, sehr bald aber überzeugt er sich, daß Clemencia gut gewählt hat, und nun ist niemand eifriger bestrebt, Pablo's Lob zu verbreiten, als er.

Neben diesem trefflich gezeichneten Charakter finden die übrigen Männergestalten nur wenig Beachtung, den alten Don Martin und Sir George ausgenommen.

Wenn ich sage, daß diese Charaktere den Leser in hohem Grade fesseln, so liegt darin schon ausgedrückt, daß Caballero dieselben auch in dichterischer Weise zur Darstellung bringt. Freilich kann auch sie sich von der unkünstlerischen Gewohnheit der Romandichter, jede Person bei ihrem ersten Auftreten in detaillirtester Weise zu beschreiben, nicht ganz losmachen, indessen treibt sie diese Unart nie so weit, daß sie dem Leser lästig fällt. Sie hält dieselben im Gegentheil, vielleicht weil sie die natürliche Langweiligkeit dieser Schilderungen herausfühlte, in fein humoristischem Stile, und betrügt so nicht selten die Kritik. Lassen wir ihr diesen Fehler! Sie entschädigt uns ja tausendfach dafür durch die vollendete Anschaulichkeit, mit welcher sie jede Person vor uns hinstellt. Tragen wir auch ihrem polemischen Geiste Rechnung, wenn sie manchmal statt des Individuums die Art, statt der Person den Typus, oder deutlicher gesprochen, statt eines Rothschild den Millionär im Allgemeinen zeichnet.

Höchst geschickt ist Caballero in der Anwendung einzelner charakteristischer Züge. So gibt z. B. die folgende

Scene ein prächtiges Bild der kindlich-frommen Gemüthsrichtung der Assistentin:

„Nein, Señora", versetzte Carlos; „es ist ein junger, vornehmer Engländer, der Sohn eines Bischofs."

„Wie?" fragte die Assistentin, „der Sohn eines Bischofs? Was sagst du da, Mensch?"

„Ja, Señora, das sage ich. In England vermählen sich die Bischöfe."

„Das ist die frechste Lüge!" antwortete die Señora; „sie ist so groß, daß sie jedes Scheins der Wahrheit entbehrt. Willst du mich glauben machen, daß es ein Land gibt, wo die Bischöfe heirathen?"

„Ei, seht meine Tante", sagte Carlos, „wie sie einen mit aller Unbefangenheit einen Lügner nennt! Ja, Señora, ja, Señora, in England heirathen die Pfarrer, die Domherren und die Bischöfe, die Chorknaben und die Kapläne; dort ist ein allgemeines Heirathen."

„Höre, Milchbart", sagte die Assistentin ungeduldig, „bildest du dir vielleicht ein, daß ich deine Lügen wie Speckschnitte hinunterschlucke? — Der Sohn eines Bischofs! — Dem bösen Feind könnte nichts Aergeres einfallen!"

„Was einfallen", rief Carlos aus, in ein lautes Gelächter über die Ungläubigkeit seiner Tante ausbrechend. „Fragen Sie doch Clara, welche in London gewesen ist."

„Gewiß, Tante", sagte die Gräfin, „dort sind die Bischöfe verheirathet; denn weil sie keine Papisten, wie sie uns nennen, sind, können sie . . ."

„Und auch du, Clara?" unterbrach sie die Assistentin; „seid ihr verrückt, oder wollt ihr es mich machen? Eine Bischöfin! Bischöfin! Don Benigno, begreifen Sie, daß es eine Bischöfin geben könne?"

Gleichgroß wie in der Zeichnung der Charaktere, ja wol größer noch ist Caballero in Darstellung des geselligen Lebens. Abgesehen von der Anschaulichkeit dieser Schilderungen müssen dieselben an sich schon einen großen Reiz auf den deutschen Leser ausüben. Denn eine solche Ungezwungenheit im geselligen Verkehr, eine solche Freiheit im Verhältniß der beiden Geschlechter, wie sie sich in Caballero's Romanen offenbaren, sind uns Deutschen gänzlich unbekannt. So versammeln sich allabendlich bei den Marquisen in

„Clemencia" und „Lagrimas" eine Anzahl lebenslustiger Leute: alte und junge Herren und Damen. Die Jungen setzen sich in Gruppen zusammen, da wird geneckt, geliebelt, Intriguen werden gesponnen, Lieder gesungen, Vexirräthsel aufgegeben, alles in ungebundenster und doch so gehaltener Weise. An andern Tischen sitzen die Alten beim Spiel, manchmal überschüttet von dem gutmüthigen Spotte der Jüngern.

Und dazu kommt die unnachahmliche Frische und Unmittelbarkeit dieser Schilderungen, welche uns ganz die Kunst vergessen läßt, mit welcher die Dichterin sie zu einem schönen abgerundeten Ganzen zusammenfügt. Kein Mißton stört den reinen Zusammenklang so vieler Stimmen. Sorgsam hat die Dichterin Alles entfernt, was den schönen Eindruck trüben könnte. Ihre Bilder sind deshalb auch nicht todte, geistlose Photographien des spanischen Lebens, sondern durchgeistigte Abbilder, überhaucht vom schönsten Humor, einem Humor, welcher dem der Eliot ebenbürtig zur Seite steht. Besonders kommt dieser Humor, vermischt mit einer leisen Ironie, zur Geltung, wo sie das Landleben schildert. Die einfachen Gestalten der Landleute, deren Horizont nicht weiter geht als das Weichbild ihres Dorfes; das Zusammenleben derselben mit den Thieren, ihre Anhänglichkeit an die Blumen, ihre innige Liebe zu den Kindern, ihr weiches mitleidiges Herz, ihre immer offene Hand — geben ein höchst poetisches Bild des heutigen spanischen Bauern.

Wenn Caballero in Verbindung mit diesen Schilderungen auch regelmäßig höchst genaue Bilder des Schauplatzes entwirft, so können wir ihr, offen gestanden, nicht in gleichem Grade dankbar sein. Mögen diese Beschreibungen noch so sehr den wirklichen Verhältnissen entsprechen — dichterischen Werth haben sie in ihrer ermüdenden Länge nicht. Wollten sich doch überhaupt nur die Romandichter davon überzeugen,

daß es leichter ist, eine genaue Beschreibung abzufassen, als einer solchen lesend Geschmack abzugewinnen! In den wenigsten Fällen erhält der Leser eine deutliche, zwanglose Vorstellung des geschilderten Ortes. Wie recht hat Fielding, wenn er mit folgenden Worten sich die Gelegenheit einer längern Beschreibung entgehen läßt: „Denn die, welche die Gegend nicht gesehen, werden sich nach meiner Beschreibung doch keine Vorstellung von ihr machen können."

Einige der Beschreibungen Caballero's sind indessen von großem Interesse, weil sie von echtem Humor übergoldet sind. Man lese nur die einer Studentenbude:

„Wenn Jemand ein umgestürztes Zimmer hätte malen wollen, wie man wol einen umgestürzten Tisch malt, so hätte er sich ein Wohngemach im ersten Stock eines Kosthauses der Straße San-Eloy in Sevilla zum Muster nehmen können. Es war mit nichts besser zu vergleichen, als mit dem Schlachtfelde Agramante's, wenn auf demselben die zahlreichen Streiter der Wissenschaft mit den nicht weniger zahlreichen Streitern der Mode auf Tod und Leben gekämpft hätten.

„Hier lag auf der Erde ein Fläschchen mit Macassaröl, das auch seinen letzten Tropfen Blutes verloren hatte. Ein lateinisches Wörterbuch zeigte seine verstümmelten Eingeweide, hier und da mit schwarzen Brandflecken bedeckt. Ein Frack hatte sich mit herabhängendem Halse und Armen ohnmächtig über einen gastfreundlichen Stuhl gelehnt. Einige Bücher, vielleicht Feiglinge oder Mitglieder von Friedensgesellschaften, waren davongelaufen und hatten sich in einen Winkel verkrochen.

„Auf dem Tische öffnete ein Tintenfaß seinen schwarzen Mund und war einem Mörser zu vergleichen, der nicht mehr Feuer speit; zu seiner Seite waren die Federn gleich besiegten Standarten niedergefallen. Das „Spanische Landrecht" hatte die volle Ladung jenes vortrefflichen Lavendelwassers erhalten, das in Sevilla auf dem Platze San-Vicente fabricirt wird. Auf der „Verfassung" lastete der Druck eines abscheulichen reactionären Pomadentopfes, und einige Handschuhe schrien um Aufnahme in's Invalidenhaus."

Nun aber kommen wir zu einem Punkte, in welchem Caballero entschiedenen Tadel verdient: es ist der Mangel einer ereignißvollen Handlung. Alle drei großen Romane

würden auf ein Minimum beschränkt werden, wenn man ihnen alle jene Schilderungen nähme, welche lediglich der Sittenmalerei wegen da sind. Nirgends eine spannende Verwickelung und scharfe Conflicte! Das ist nicht episch. Die ganze Fülle des Lebens soll sich vor uns entfalten, nicht aber durch Darstellung unwesentlicher Scenen, sondern durch eine reichgegliederte, bedeutungsvolle Haupthandlung. Diese fehlt den Romanen Caballero's und das ist ihre große Schwäche. Aber auch hier hat Caballero mit Bewußtsein so gehandelt, denn in der Vorrede zu „Clemencia" S. 9 sagt sie mit Eugenio de Ochoa: „Der Roman lebt wesentlich von Charakteren und Schilderungen. Seltsam! Er ist von allen Gattungen der Literatur diejenige, welche am wenigsten der Handlung bedarf; er kann ihrer allerdings nicht ganz entbehren, aber wenig, sehr wenig, genügt ihm". Das ist natürlich falsch, aber mit Rücksicht hierauf steigt Caballero's Bedeutung als Schöpferin anziehender Charaktere. Denn wenn ein Leser sich ganze Bände hindurch nur durch diese so sehr fesseln läßt, daß er das Unbedeutende der Handlung ganz vergißt, so muß der Schriftsteller ein großer Dichter sein. Und das ist Caballero trotz einiger Mängel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lady Georgina Fullerton.

Neben unsern beiden großen katholischen Romandichterinnen spanischer und deutscher Abkunft, Fernan Caballero und Ida Gräfin Hahn-Hahn, stellt sich in ebenbürtiger Weise Lady Fullerton, eine in England allgemein gefeierte Schriftstellerin. Auch in Deutschland ist sie sehr bekannt und ihre Schriften sind fast sämmtlich ins Deutsche übersetzt und mehrfach aufgelegt — doch wird ihnen fast nur von katholischer Seite die verdiente Anerkennung zutheil. Aber in Deutschland ist durch die religiösen Wirren in vieler Gemüth das unabhängige Urtheil verwirrt und vernichtet. Und doch kann selbst einem Nichtkatholiken die Anerkennung der großen dichterischen Eigenschaften der Lady Fullerton eben nicht schwer werden, weil nirgends in ihren Schriften die katholische Richtung so entschieden in den Vordergrund tritt, wie es in den Romanen ihrer spanischen Collegin der Fall ist; liebevoll umfaßt sie alle edle Menschen mit gleicher Neigung, mögen sie nun glauben, was sie wollen, und meinen, was sie wollen, sie kümmert sich nicht darum, solange sie nicht Ursache hat, ihnen zu mißtrauen. Ueberhaupt fehlt der Lady Fullerton ganz und gar der polemische Geist, die Neigung zur Aggression. Das gilt nicht allein von ihrem religiösen Standpunkt — auch ihr politischer ist ohne jeden Parteihaß. Sie scheint sogar der Politik fern zu stehen. Doch das ist nur Schein. Sie, die Angehörige des am meisten politischen

Landes der Welt, sollte nicht auch ihre politischen Grundsätze haben? Das wäre unglaublich, und in der That hat sie auch ihre sehr entschiedenen politischen Meinungen, die sie als Schriftstellerin eben so entschieden zur Geltung bringt. Nicht durch subjective leidenschaftliche Ergüsse, wie Fernan Caballero, sondern durch den ganzen Geist ihrer Schriftstellerei, wie die Gräfin Hahn. Wie diese, ist auch sie Aristokratin vom Scheitel bis zur Zehe, der vierte Stand ist nicht würdig, in ihren Romanen eine, und wäre es die kleinste Stelle, einzunehmen. Doch müssen wir diesem Tadel sogleich ein großes Lob folgen lassen! Lady Fullerton schildert ihre Lords und Ladies mit großer Naturwahrheit und echter dichterischer Schönheit. Ihre Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen sind nicht nach der Schablone gezeichnet, sind nicht wie die Marionetten des Parkets. Sie haben einen offenen Sinn und ein warmes Herz, und wenn ihre Seele von bitterm Leide zerrissen wird, dann hüllen sie sich nicht vornehm in ihren Mantel, damit die Welt nicht sieht, was sie bewegt. Diese Offenheit unterscheidet sie durchaus von der Gräfin Hahn. An der letzteren muß getadelt werden, daß sie, in oft gewaltsamer Weise, das losbrechende Gefühl unterdrückt. Das thut ihre englische Rivalin nie, als echte Dichterin läßt sie den Gefühlen der Freude und des Schmerzes freien Lauf; und dabei entfaltet sie den ganzen Reichthum ihres glänzenden dichterischen Genies, eine unwiderstehliche Beredsamkeit, eine hinreißende Innigkeit der Empfindung — stets aber in den edelsten Formen. Sie huldigt in jeder Beziehung einem edlen Realismus.

Edel auch insoweit, als sie nirgends in ihren Romanen einen wahrhaft schlechten Menschen zur Darstellung bringt. Diese Thatsache ist aber auch zugleich wieder ein Beweis für ihre dichterische Größe und ihren echt künstlerischen Tact. Nur Talentlosigkeit oder ungeschultes Genie liebt es,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

abschreckende Bösewichte als treibende Elemente in die Handlung zu bringen. Absolute Schlechtigkeit schreckt stets ab, in einem dichterischen Werke vielleicht noch mehr als im Leben — der wahre Dichter wird deshalb gern auf solche Charaktere verzichten, obgleich sie sehr geeignet sind, spannende Verwicklungen hervorzurufen. So sind es denn in den Romanen der Lady Fullerton nur die in falsche Bahnen geleiteten Triebe des Menschen, welche Conflicte hervorbringen. Gewöhnlich entsteht der Conflict auch nur im Innern, und da ist eigene Schwäche immer ein weit besseres Motiv als die Bosheit anderer. Denn fast immer sind es seelische Leiden, welche Lady Fullerton in ihren Romanen zur Darstellung bringt. Sie wählt mit Vorliebe seelisches Unglück zur dichterischen Gestaltung. Sagt sie doch selbst in „Unglaublich und doch wahr": „Es läßt sich von glücklichen Menschen nicht viel sagen; ein fröhliches Gesicht erzählt selbst seine Geschichte; ein friedvolles Herz hat keine Geheimnisse. Wenn alle Menschen gut und glücklich wären, dann dürften alle Romanschriftsteller die Feder beiseitlegen." Unzweifelhaft hat die Dichterin recht mit diesen Worten, nur hat sie vom Unglück andere Begriffe wie wir gewöhnlichen Menschenkinder. Sie scheint nur das als Unglück zu betrachten, was von innen heraus den idyllischen Frieden der Seele zerstört. Aber freilich, äußeres Ungemach dürfte ja diese reichen unabhängigen Lords und Ladies kaum berühren, und wenn auch, so wäre die Schilderung desselben für die Feder einer so aristokratischen Dame doch kein passender Vorwurf. Aber eben weil Fullerton's Personen ihr Schicksal nur sich selbst verdanken, nicht aber den Einwirkungen Anderer, gerade deshalb geben ihre Romane einen so tiefen Einblick in eine äußerst reiche Gemüthswelt. Während nichts vermißt wird, was äußeres Wohlbehagen zu schaffen geeignet ist, fordert das Herz seinen Antheil am Leben, den ihm der Reichthum nicht geben kann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So ist es denn meist die Liebe, welche in Lady Fullerton's Dichtungen leidvolle Verwickelungen schafft und furchtbare Katastrophen herbeiführt. Das eine Mal ist es die Liebe ohne Erwiederung, das andere Mal Liebe mit getäuschter Hoffnung; hier Liebe im hellen Sonnenstrahl des Glückes, dort in der Nacht tiefen Elends; jetzt eine Leidenschaft voll rührender Ausdauer, dort ein Rausch, der über seine Lebensfähigkeit sich selbst getäuscht und nun in selbstgeschaffenen Fesseln schmachtet. Die äußere Handlung tritt diesem innern Leben gegenüber mehr in den Hintergrund. Das Hauptgewicht ruht auf der Darstellung des Seelenlebens und den leidenschaftlichen Bewegungen des Herzens. Darin ist Lady Fullerton aber in der That groß. Ihre Schilderungen geben glänzendes Zeugniß von einer tiefgehenden Kenntniß des menschlichen Herzens, von einer nie erkaltenden Wärme des Gefühls und von der wahrhaft dichterischen Befähigung, sich zwanglos in das Denken und Fühlen eines Zweiten versetzen zu können.

Daß der Dichterin dies bei weiblichen Charakteren am besten gelingt, kann nicht verwundern, da sie doch selbst diesem Geschlechte angehört. Ihre Mädchengestalten sind zart und duftig, voll Poesie und Leben, voll lebendigen Gefühls. Alle müssen der Liebe Lust und Leid erfahren, jede auf andere Weise. Schöne muthwillige Geschöpfchen sind es, die stets jeden Wunsch erfüllt bekommen haben, und nun plötzlich den heißesten Wunsch ihres verwöhnten Herzchens nicht erreichen können. Die Dichterin weiß diese Mädchen und Frauen mit einem solchen Liebreiz zu umgeben, daß der Leser sie in sein Herz einschließt, mit ihnen fühlt, mit ihnen leidet. Wer sie sieht, muß ihnen gut sein; und das passirt nicht allein den jungen Männern (was bekanntlich nicht viel sagen will), sondern auch dem ehrwürdigen Alter. Kein Wunder, wenn diese kleinen Zauberinnen von ihrer Umge-

bung bereitwilligst auf den Händen getragen und nach Kräften verzogen werden.

Die anziehendste Gestalt dieser ist unstreitig Margaret Leslie in „Grantley Manor", Tochter des Obersten gleichen Namens. Aller Liebreiz, mit dem die Zauberhand des Dichters ein weibliches Wesen überschütten kann, ist über Margaret ausgebreitet. Kindlicher Muthwille und gemüthvoller Ernst, kleine weibliche Schwäche und große Auffassung des Lebens, lieblicher Humor und Tiefe des Gefühls vereinigen sich, die Heldin allen Lesern liebzumachen. Und nachdem der klugen Dichterin dies gelungen, nachdem sie dem Leser eine tiefes Interesse für diese duftige Blume eingeflößt, läßt sie allerlei Unwetter herantosen und die zarte Pflanze umbrausen. Sie war aufgewachsen in stets derselben Ungebung von Großvater, Großmutter und verschiedenen Bekannten, darunter auch der brüderliche, weit ältere Freund Walter. Ruhe und Heiterkeit hatten ihre Mädchenjahre umgeben, Kummer hatte sie nicht gekannt, weil keinem ihrer Wünsche Befriedigung versagt wurde. Nun tritt aber in diesen kleinen Kreis ein junger Mann, Edmund Neville, der ihr den Frieden der Seele zu rauben droht. Ohne körperlich anziehend zu sein, macht Edmund tiefen Eindruck auf sie. Er huldigt ihr keineswegs, tritt ihr manchmal sogar schroff entgegen, trotzdem muß sie seinen Geist bewundern und bald ihn lieben. Ob ihre Neigung aber erwiedert wird, diese Frage kann sie nicht beantworten. Wohl glaubt sie aus einzelnen Zeichen das süße Ja herauslesen zu dürfen, glaubt sogar, Edmund sei nahe daran, das entscheidende Wort auszusprechen; aber da verschwindet er auf einige Zeit; und als er wiederkehrt, findet er Margaret's Schwester Ginevra, aus der Ehe des Oberst Leslie's mit einer Italienerin, im Hause vor. Bald bemerkt Margaret, wie zwischen Edmund und Ginevra Blicke gewechselt werden, dann Briefe. Sie fühlt alle Qualen der Eifersucht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aufs höchste steigt ihr Schmerz und macht einer hohen Entrüstung Platz, als sie eines Morgens in Ginevra's Zimmer einen Handschuh findet. Da kann sie ihren lange verhaltenen Schmerz nicht mehr bezwingen, er macht sich unwiderstehlich Luft.

„Margaret stand wie durchbohrt, verwirrt und unfähig ihre Gedanken zu sammeln; aber in diesem Augenblick fielen ihre Augen auf einen Reisehandschuh von Pelz, der auf dem Teppich nahe bei der Thüre lag. Er war ihr wohl bekannt und eine stürmende Flut von Leidenschaft drang auf ihre Seele ein, jagte das dunkelrothe Blut in ihre Wangen und hob ihre schwellende, entrüstete Brust. Mit blitzenden Augen und gekräuselter Lippe hielt sie ihn Ginevra hin, die denselben mechanisch annahm und mit der andern Hand nach ihrer Brust fuhr, als ob sie die krampfhafte Bewegung ihres ganzen Wesens unterdrücken wollte.

„ . . . Sehr schuldig mußt du sein, Ginevra; denn Finsterniß, Schweigen und Scham begleiten deine Handlungen. Auf deiner Stirn war eine falsche Unschuld, auf deiner Zunge eine falsche Tugend. Du hast mich mit jedem Zuge deines Gesichtes, mit jedem Worte deiner Stimme betrogen. Er ist fort; ja, Dank sei dem Himmel! er ist fort; aber Frieden, Hoffnung und Vertrauen sind auch verschwunden, auf ewig verschwunden aus dieser meiner einst so glücklichen Heimat. O, möchte er nie zurückkehren! Möchten meine Augen ihn nie wiedersehen. Möge ihn sein eigenes Gewissen, wenn Falschheit und Betrug es nicht für immer verhärtet haben, quälen und bestrafen wegen des Elends, das er auf mich gebracht hat, ja — und auf dich", fuhr sie fort (als Ginevra schwach murmelte: „Um Gottes willen, um der Gnade willen, fluche ihm nicht, Margaret!"), „auf dich, meine gefallene, meine überaus unglückliche Schwester! O Ginevra! Bist du deswegen so schön, so reich begabt, so bezaubernd, um so unendlich nichtswürdig zu sein? Ginevra, ich könnte dich wegen der Unbilde hassen, die du mir zugefügt hast, wenn ich dich nicht aus Grund meiner Seele beklagte. Du, die das Reine, Edle und Heilige so gut kennt und darüber so gut zu sprechen weiß, du kannst nicht verhärtet, du kannst nicht so abgestumpft gegen alles Gefühl sein."

Aber Ginevra weiß sie zu beruhigen: es laste ein Geheimniß auf ihrem Leben, das sie noch nicht enthüllen dürfe.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lange hat Margaret an ihrer Enttäuschung zu leiden; allmählich aber kehrt ihr Herz zu dem brüderlichen Freunde Walter zurück. Sie fühlt, daß sie ihn in anderer Weise liebe, als wie Bruder und Schwester sich lieben. Offen, wie sie ist, gesteht sie diese Gefühle Walter, und dieser, der sie nie blos als Bruder geliebt, wird zum glücklichsten Menschen. Margaret's Gefühle bleiben dieselben, sie wird Walter's Gattin.

Wie gefällt dem Leser dieser Schluß? Ich fürchte in der That, er wird nicht allen gefallen. Margaret als Gattin eines doppelt so alten Mannes, und gar erfüllt von innigster Liebe zu ihm? Das werden viele Leser weder poetisch noch wahrscheinlich finden. Denn Walter ist zwar ein herzensguter Mensch, paßt aber doch schlecht zu Margaret's ewigem Frohsinn; wir hätten lieber gesehen, daß die Dichterin ihr einen jüngeren Mann von etwas gleichartigem Temperament zugedacht hätte. Das kommt einem doch vor wie ein schöner Gedanke in holperigen Versen. Und dann können junge Mädchen wol alte Männer heirathen, aber nicht so glühend lieben, wie die Dichterin von Margaret Leslie behauptet. Warum mußte denn auch Walter ein so alter Mann sein? — Die Dichterin scheint für diese sonderliche und seltene Art von Mädchenliebe eine Schwäche zu haben. Denn auch in „Lady Bird" schildert sie eine solche, Gertrud Lifford nämlich. Gertrud hatte eine so sorgenlose Jugend nicht wie Margaret. Ihr Vater behandelte sie rauh, ihr Onkel wenigstens abwehrend, die Mutter allein hatte warmes Gefühl für sie. Dagegen war Gertrud im Kreise ihrer Jugendgenossen geliebt und angebetet, namentlich von Moritz Redmond. Auch in größeren Kreisen erobert sie sich im Fluge alle Herzen. Sie liebt aber nur den geistvollen, berühmten Schriftsteller d'Arberg, und dieser erwiedert ihre Neigung. Gertrud's Vater hat

ihr einen andern Gatten bestimmt; eisernen Sinnes, wie er ist, will er von seiner Wahl nicht abgehen. D'Arberg wird also abgewiesen. Gertrud weiß von diesem allen aber noch nichts; als sie es erfährt und zugleich hört, daß d'Arberg im Begriff sei, in ein Kloster zu gehen, da wallt sie auf im Zorn, flieht zu Redmonds. Hier findet sie herzliche Aufnahme, geht mit Moritz nach London, wo sie, in der Freude, Freundesherzen gefunden zu haben, Moritz ihre Hand reicht. Als es geschehen, fühlt sie das Entsetzliche ihrer Lage, erwägt sie, was sie gethan. Sie hat einen Schritt gethan, der nur durch Liebe veranlaßt werden darf, und Liebe fühlt sie nicht. Sie sieht die Zärtlichkeit ihres Gatten und kann sie nicht erwidern, ja, sie fühlt sogar, wie ihr Gatte sie zuletzt hassen muß, weil sie ihn einem fluchwürdigen Dasein gewidmet hat. Beider Gatten Los wird ein furchtbares. Gertrud weiß aber, welche Pflichten sie am Altar auf sich genommen, sie ist unterwürfig und folgsam.

Nach einem Jahre hört sie, daß d'Arberg noch lebe, auch, daß er nicht in's Kloster gegangen sei. Zugleich gesteht ihr Moritz, daß am Vermählungsmorgen noch ein Brief von ihm eingegangen sei, den er unterschlagen habe. „Die Wirkung dieser Enthüllung auf Gertrud war ungeheuer. Sie las und er beobachtete sie. Er hatte sie oft beobachtet, aber nie wie jetzt. Ein röthlicher Fleck bildete sich auf ihrer bleichen Wange, der immer mehr zunahm, bis er ein brennendes Roth wurde; die blauen Adern ihrer Stirn schwollen und schwollen, bis sie unnatürlich ausgedehnt zu sein schienen; ihr Mund zuckte und sie fing von neuem an zu zittern. Es war schrecklich, diese nur durch jenes Zittern unterbrochene Bewegungslosigkeit zu sehen; es war wie das Schweigen der Natur vor einem Sturme, das Rauschen der Blätter vor einem Gewitter. Dann kam der Schrei der Verzweiflung, der Ausbruch des Schmerzes, den nichts zurückhalten konnte.

Lange niedergehalten, bricht er in jener Stunde hervor. Alles ist auf einen Augenblick vergessen, Ströme von Thränen fließen über ihre Wangen, und beide Hände gegen ihre Schläfen pressend, stöhnt sie den Namen Hadrian hervor.

Aber sie faßt sich. Das entsetzliche Gespenst ihrer Pflichten als Gattin steigt wieder vor ihrem Geiste auf — sie tröstet ihren Gatten, der über sein Unrecht zu verzweifeln scheint. Ja, sie ist bereit, ihm in die neue Welt zu folgen, als die alte ihm kein Glück mehr bietet. Auf dem Schiffe befindet sich auch d'Arberg. Moritz und Gertrud nähren sich ihm, Moritz sieht, daß er von d'Arberg nichts zu befürchten hat. Moritz stirbt. Gertrud bleibt, nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben, noch in Amerika und geht dann nach Europa zurück, wo ihr Bruder sie liebreich empfängt.

Gertrud's seelisches Leiden ist mit ungemeiner Lebendigkeit dargestellt. Das Eigenthümliche ihrer Lage, in welche andere gewöhnlich doch nur unverschuldet gerathen, ist mit großer Lebenswahrheit geschildert.

Neben diese beiden schön gezeichneten Frauengestalten stellt sich eine dritte, die kaum der Erde anzugehören scheint, so schattenhaft leise ist ihr Auftreten: Ginevra in „Grantley Manor". Während ihre Schwester Margaret übersprudelt vom Uebermuthe ihres jungen Lebens, ist Ginevra in sich zurückgezogen, beständig wie in tiefe Träume versunken. In Italien wurde sie geboren und erzogen. Dort lernte sie auch Edmund Neville kennen und lieben. Seiner ungestümen Bewerbung gelingt es, sie zu einer heimlichen Vermählung zu bewegen, ohne Wissen der beiderseitigen Väter. Denn der alte Neville würde nie seine Einwilligung zu einer Verbindung seines Sohnes mit einer „Papistin" gegeben haben. Nach seinem Tode zeigt sich denn auch, daß Edmund recht geahnt: im Testament seines Vaters wird er nur unter der

Bedingung zum Erben eingesetzt, daß er nie eine Ehe mit einer Papistin eingehe. Edmund sieht sich also zwischen das entsetzliche Entweder-Oder seiner Liebe und seines materiellen Glückes gesetzt. Keinem von beiden mag er entsagen, und so verharrt er zunächst in stillem Genuß seines Vermögens. Ginevra beschwört er zu schweigen. Sie schweigt gern, aber sie grämt sich, daß Edmund nicht so viel moralischen Muth besitzt, alles einzugestehen. So kommt sie in ihres Vaters Haus nach Grantley Manor. Sie ist glücklich, mit Edmund zusammen leben und ihn täglich sehen und sprechen zu können. Aber das Geheimniß, welches ihr Verhältniß zu ihm verhüllen muß, drückt sie täglich mehr und mehr. Dazu gesellt sich tiefer Schmerz über den Mangel an moralischer Würde, den Edmund zeigt, als sein Vater das Zeitliche gesegnet. Aber sie schweigt und harrt aus, immer seinen Bitten und Versprechungen nachgebend. Endlich aber, als sie in London sieht, wie Edmund an der Seite einer notorischen Kokette erscheint, mit dieser lacht und scherzt, als sei Ginevra nie für ihn vorhanden gewesen; als sie sogar hört, Edmund's Verbindung mit dieser galanten Dame stehe nahe bevor — da schäumt bei einer unverhofften Zusammenkunft mit Edmund, bei welcher er sie sogar mit Vorwürfen zu überhäufen wagt, ihr übervolles Herz über. „Edmund stürzte hinein, schloß die Thür, verriegelte sie von innen. Die kalte Luft brachte Ginevra zu sich. Er hatte ihre Hand fahren lassen und stand ihr gegenüber mit gekreuzten Armen und zornig düsterm Antlitze. Sie rang ihre Hände und rief: „Endlich und so!" dann erhob sie sich mit Ungestüm, stellte sich vor ihn, richtete stolz ihr Haupt empor und erwiderte seinen Blick; — in dem ihrigen lagen so mächtige Verweise, so überwältigende Vorwürfe in ihrem Schweigen, so beredt und so stark in ihrer Milde, daß er unter diesem sprachlosen Einflusse zitterte — und ausrief:

„Ginevra, du kannst mein Herz brechen, aber meinen Willen nicht beugen. Du kannst uns beide in Verzweiflung stürzen, aber du wirst deine Bahn nicht ungestört verfolgen. Denke nicht, daß du mir Trotz bieten kannst, oder daß ich nicht lieber alles in der Welt opfere, als daß ich die schweigende Demüthigung der letzten Tage ertrage — deinen Namen in jedem Munde! Deine Schande laut ausgerufen! Ja, — deine Schande, — wiewol die Welt sie nicht kennt und — das Gift ihrer Schmähreden in meine eigenen Ohren träufelt. Denkst du, daß ich dieses ertragen werde und geduldig meiner Schande und der deinigen zusehe? Vor meinen Augen, an diesem nämlichen Tage — hast du frech . . ."

Feuerröthe flog über ihr Antlitz; ein Sturm sammelte sich auf ihrer Stirn; ein Strom von Beschuldigungen drängte sich auf ihre Lippen; die verhöhnten, verletzten, aufgestachelten Gefühle des Weibes kämpften um die Herrschaft, waren nahe daran, alle Schranken zu durchbrechen, allen Zwang abzuwerfen; aber sie hielt inne, sie flehte zum Himmel um Geduld, und mit kräftiger Hand unterdrückte sie die erwachende Leidenschaft.

Und nun kam ihre schwerste Prüfung, nun mußte ihr Schutzengel ihr beistehen — nun sollten die Heiligen im Himmel für sie beten — denn Edmund hat sie an seine Brust gezogen — sein Herz schlägt gegen das ihre, seine Augen ruhen auf den ihrigen mit unaussprechlicher Liebe; und jene Stimme, die sie so oft in ihrer Einsamkeit zu hören schmachtete, strömt jetzt in ihre Ohren Worte glühender Leidenschaft, inbrünstigen Flehens, und da sie zu sprechen versucht, schließt er ihren Mund mit Küssen und preßt sie näher an seine Brust. Er entwickelt die ganze Kraft seiner Beredsamkeit; er hält die Schale des Glückes an ihre Lippen; er versucht sie durch alle Künste; er ängstigt sie durch alle Schreckniſſe. Sie wird blasser und blasser, solange ihr Kampf anhält; dann hebt sie sich plötzlich von seiner Seite, steht vor ihm und sagt:

„Was denn verwirkst du durch Anerkennung deiner Heirath — Geld?"

Es lag keine Verachtung, weder in ihrer Stimme noch in ihrem Gesichte, als sie dies sagte. Sie sprach die Worte klar und deutlich aus und richtete ihre Augen auf ihn mit tiefem, forschendem Blicke. Er wurde blaß vor Zorn, dann roth vor Scham; endlich erwiderte er mit düsterm Ernste:

„Ich habe, indem ich meine gegenwärtige Stellung annahm, mein Wort verpfändet, daß ich eine Heirath mit einer Katholikin nicht anerkenne. Ein derartiges jetziges Geständniß würde mich mit Schande bedecken und mir alle Mittel nehmen, den heiligsten Verpflichtungen nachzukommen."

„Den heiligsten Verpflichtungen!" wiederholte sie langsam, „du sprichst von heiligen Verpflichtungen! Der Himmel vergebe dir, Edmund, denn du beachtest wenig die deinigen gegen mich — oder die meinigen gegen Gott!"

„Du hast also nicht die Absicht, deine Heirath bekannt zu machen?"

„Sprichst du, um Scherz zu treiben, Edmund? Kannst du denken, daß ich dich bei andern anklagen werde, unwissend und hülflos wie ich bin; nein, ich werde schweigen, wenigstens so lange, als meine Hoffnung bleibt, daß du nachgeben wirst — und selbst . . ."

„So bist du willens, nach deinem väterlichen Hause — und zu deiner gegenwärtigen Lebensart zurückzukehren? Sie ist heiter genug, ohne Zweifel — und die tiefe Verehrung von Charles d'Arcy . . ."

„Das ist zu viel, Edmund; das ist mehr, als ein Mann vorwerfen darf, oder ein Weib ertragen kann. Mich von sich zu stoßen, wie eine abgedankte Buhlerin, weil ich zwischen dir und deinem Reichthume stehe, — und dann mich fälschlich anzuklagen und meine Geduld mir zum Verbrechen auszulegen — ward je eine Frau so mißhandelt, eine Gattin so verhöhnt? Geh', Edmund, verlasse mich jetzt. Du hast durch diesen Hohn das Maß deines Unrechts gefüllt und du wirst dessen eines Tages mit Reue gedenken. Laß mich gehen. Du sollst mich nicht länger halten."

Sie stieß die Thür auf und sprang die Stufen hinunter mit einer Schnelligkeit, die ihn überraschte; und in einem Augenblicke war sie aus seinen Augen verschwunden.

Der Sturm legt sich; aber nicht eher wird Ginevra wieder die Alte, bis Edmund ein reumüthiges Bekenntniß abgelegt und Ginevra als seine rechtmäßige Gattin anerkannt hat.

Als letzten bedeutenden Frauencharakter erwähne ich Ellen Middleton in dem ergreifenden Romane gleichen Titels. Das Lebens dieses Weibes ist eingehüllt in die düstersten Wolken; beständig droht über ihrem schönen Haupte ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

furchtbares Gewitter; keine Freude, kein reines Glück leuchtet ihr, und endlich fährt der Blitz auf sie hernieder, vernichtet ihre letzte Hoffnung und bringt sie an den Rand der Verzweiflung. Verstoßen von ihrem Gatten, den sie mit hingebender Innigkeit liebt; in den Augen der Welt als eine Verletzerin der ehelichen Treue an den Pranger gestellt, lebt sie ein elendes, verborgenes Dasein. Man kann sagen aus diesem Romane weht dem Leser Grabesluft entgegen, reine Freude gewährt die Lectüre nicht — und doch ist man gezwungen, die dichterische Kraft der Lady Fullerton, wie sie sich in diesem Romane allenthalben kundgibt, zu bewundern.

Von andern Frauencharakteren Lady Fullerton's erwähne ich noch besonders: Anna Neville in „Grantley Manor", ein in seiner sittlichen Hoheit und doch so milden Denkungsweise anziehender Charakter; Marie Redmond in „Lady Bird", eine Figur, die echt deutsche Farbe hat (sie entsagt bereitwillig dem Geliebten); Königin Margaret in „Stürmische Tage" und die treue Hofdame derselben.

Am wenigsten anziehend sind die Frauencharaktere in „Unglaublich und doch wahr", welcher Roman mir überhaupt eine schwache Leistung scheint.

Die Männer treten im Allgemeinen nur wenig in den Vordergrund, wenigstens nicht als handelnde Personen. Sie sind da, flößen den weiblichen Personen eine heftige Leidenschaft ein und verhalten sich dann passiv. Der Dichterin erstes Bestreben ist es ja auch, nicht Männer, sondern in erster Linie Frauen zur Darstellung zu bringen. Darum ist Fühlen und Denken der letzteren mit liebevoller Gründlichkeit geschildert, während bei den Männern der Leser manchmal ahnen muß, was in ihrer Seele vorgeht. Nur bei zweien hat sie eine Ausnahme gemacht, bei Edmund Neville und Henry Lovell, diese hat sie aber auch mit staunenswerther Gewandtheit gezeichnet. Und doch war es keine leichte

Aufgabe. Nicht schwer ist es, einen Charakter darzustellen, der mit unwandelbarer Consequenz die für recht erkannten Wege wandelt, oder einen andern, der diese ein für allemal verlassen hat; aber welche Hindernisse bietet ein Charakter, der leidenschaftlich bewegt, stürmisch aufgeregt, beständig schwankt nach rechts und links! Erste Pflicht des Dichters ist doch, für seine Personen lebendiges Interesse zu erwecken und warm zu erhalten; ein schwankender Charakter stößt aber nur zu leicht ab. Das ist bei den obigen aber durchaus nicht der Fall; im Gegentheil, je tiefer Edmund Neville, der unglückliche junge Mann, in seiner Verblendung sinkt, desto größer wird unser Mitleiden. Die Dichterin verdankt diese echt dichterische Wirkung einem feinen Kunstgriffe; Edmund Neville's Schwanken zwischen Reichthum und Liebe entspringt nicht gemeiner Habgier, sondern dem instinctiven Bewußtsein, daß Reichthum die Bedingung seines Lebens ist. Er ist ein Kind des Luxus; er ist an Ueberfluß gewöhnt, nicht an geschäftsmäßiges Abwägen der Einnahmen und Ausgaben. So ist für ihn ein Aufgeben des Reichthums gleichbedeutend mit Aufgabe des Lebens. Deshalb sträubt sich seine ganze Natur gegen die bittere Alternative und stößt ihn so in den verbrecherischen Genuß eines Gutes, welches ihm nicht gehört. Henry Lovell (in „Ellen Middleton") erschreckt den Leser fast durch die Wildheit und Ausdauer seiner Leidenschaft zu der unglücklichen Gattin Edward Middleton's, zu Ellen. Er liebte sie schon, als sie noch ein Mädchen, er ein Jüngling war. Er gestand es ihr:

„Nein, wir trennen uns nicht für immer; das ganze Leben hindurch werde ich Dir nahe sein, entweder, um Dich zu lieben und anzubeten, um Dir alles in allem zu sein, den Menschen und allen Gesetzen, allen Pflichten und Banden zum Trotz — oder um Dich auf Deinen Wegen zu verfolgen, um Dir jede Freude zu vergällen und Deinen Geist zu martern. Ellen, ich muß Dir Segen bringen oder der Fluch Deines Lebens werden."

Was er ihr prophezeit — es ist schreckensvoll in Erfüllung gegangen. Er heirathet eine Ungeliebte, sie einen heißgeliebten Mann. Aber Henry ruht nicht, er sucht zu erringen, was zu erringen ein Verbrechen und nie für ihn erreichbar ist: die Liebe Ellen's. Und sie? Sie kann ihn nicht erhören und will es nicht, aber verstoßen für immer darf sie ihn nicht, weil er im Besitz eines sie betreffenden Geheimnisses ist. Seine Leidenschaft treibt ihn stets gegen ihren Willen in ihre Nähe, und das wird ihr Unglück. Henry aber vergißt alles — sein Weib, sein Kind; seine wahnsinnige Liebe zu Ellen raubt ihm alle Besinnung. Die Nachricht, daß Ellen von ihrem Gatten verstoßen, versetzt ihn in einen wahren Freudentaumel. Er schreibt an die Unglückliche:

„Dein Ruf ist dahin, Deine Ehre ist verloren; Du bist fortan auf immer von Edward getrennt. . . . . In meinem Herzen herrscht eine wilde Freude über die Erfüllung unseres Geschickes, und von nun an müssen wir einander alles sein. Ellen, Du Abgott meiner Seele, Du sollst mein werden! . . . . Schreibe mir eine einzige Zeile; sage mir, wohin Du gehst, was Du thust. Das Leben hat keine Kraft, die Sprache keine Worte für diese stürmische, fieberhafte Aufregung, für diese Stunde der Liebe und des Schreckens, der Angst und des Entzückens."

Ellen weiß aber besser, was ihre Pflicht ist; das entsetzenvolle Ereigniß, daß ihr heißgeliebter Gatte sie, die Unschuldige, verstoßen, bildet ihren einzigen Gedanken. Sie flieht in die Einsamkeit. Henry verliert ihre Spur und giebt sich dem Wahne hin, sie habe sich selbst den Tod gegeben. Er fällt in ein Gehirnfieber, das ihn bald dem Tode nahe bringt. Ehe er seine Seele dem Richter übergiebt, richtet er an den Gemahl Ellen's ein Schreiben, in welchem er die Unschuld des unglücklichen Weibes nachweist. Seine Liebe zu Ellen aber stirbt erst mit ihm.

Die übrigen Männergestalten Lady Fullerton's sind zu unbedeutend, um besondere Erwähnung zu verdienen. Es

sind ziemlich alltägliche Gestalten. Das ist aber bekanntlich eine Schwäche vieler Romanschriftstellerinnen.

Schließlich muß noch einer kürzlich erschienenen Novelle unserer Dichterin gedacht werden — sie betitelt sich: „Die Tochter des Notars". Zwar haben wir es nicht mit einem ureigenen Produkt zu thun, sondern nur mit der Bearbeitung einer französischen Erzählung; was indessen die Dichterin in der Vorrede über ihre Bearbeitung sagt, läßt vermuthen, daß sie sich das Original so ziemlich zu eigen gemacht. Doch sei dem, wie ihm wolle: wir haben es mit einer ganz vortrefflichen Novelle zu thun. Zwar ist die Handlung weder sehr reichhaltig noch sehr neu; sie behandelt das alte Thema von zwei jungen Herzen, die gezwungen waren, sich zu verbinden, welche wähnten, nie sich lieben zu können, und schließlich doch finden, daß das gegenseitige Vorurtheil ein ganz falsches ist, und daß sie in bester Harmonie zu einander passen. Aber dies alte Thema ist in ganz vorzüglicher Weise behandelt. Der alte Graf von Vedelles hat zwei Söhne: Jacques ist sein Augapfel, schön und geistvoll; George, der jüngere, hat durch eine langwierige Krankheit geistig gelitten und scheint nun ziemlich schwachsinnig zu sein. Der Graf möchte gern seinen ältesten Sohn zum Deputirten gewählt sehen und sucht sich zu diesem Zweck die Gunst des einflußreichen Advocaten Lescalle zu sichern. Das gelingt durch Verheirathung seines Sohnes George mit der schönen Tochter Lescalle's, Rosa. Beide heirathen gezwungen: George liebt die schöne Denise de la Pénède; Rosa ist zwar nicht durch eine andere Neigung gefesselt, hat aber gegen den „Fada" (Schwachkopf) unbezwinglichen Widerwillen. Gleichgültig leben beide nebeneinander. Nach und nach aber ersieht Rosa aus allerlei kleinen Vorgängen, daß George durchaus kein „Fada" ist; ein Brief, in welchem er ihr seine Gründe, kalt nebeneinander zu leben,

dargelegt, bestärkt ihren Glauben. Endlich findet sie Papierstreifen, die von seiner Hand mit reizenden Versen bedeckt sind. Nun weiß sie genug. In ihre Freude aber fällt erkältend ein Brief, in welchem George ihr mittheilt, daß er nach den Südseeinseln reisen wolle. Rosa fühlt, daß sie ihn nicht reisen lassen dürfe. Und wie nun gleichzeitig George's alter Diener Vincent zum Sterben erkrankt und noch einmal nach seinem Herrn verlangt, da sendet sie ihre Tante nach der Hafenstadt, ihren Gatten davon zu benachrichtigen; sie selbst bleibt am Krankenbett Vincent's. George kommt; das Mißverständniß löst sich, die Gatten werden glücklich.

Das ist sehr einfach, wird der Leser sagen. Allerdings ist es das, aber was hat die Dichterin aus dieser sehr einfachen Begebenheit gemacht? Ein reizendes, sauber ausgeführtes Seelengemälde. Wie trefflich sind alle Charaktere, von dem schlauen, aber ehrlichen Advocaten Lescalle bis zur guten Tante Misé Médé. Am besten ist jedenfalls der jüngere Sohn des Grafen Vedelles, der „Fada", gezeichnet, obgleich uns die Dichterin sein Inneres in nur geringem Maße offen legt. Der Leser sieht anfangs von dem Gemüthszustande des jungen Mannes nicht mehr als Rosa selbst. Das ist ein gutes Mittel, den Leser zu spannen. Wie der jungen Frau, so enthüllt sich aber auch uns nach und nach der wahre Charakter des „Fada".

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Seit die gefeierte Schriftstellerin zur katholischen Kirche übergetreten ist, haben die Erzeugnisse ihrer Muse in den Augen nichtkatholischer Kritiker und Literaturhistoriker bedeutend an Werth eingebüßt. Es scheint ihnen nicht möglich zu sein, sich in die Denk- und Empfindungsweise eines Schriftstellers zu versetzen, dessen Ueberzeugung der ihrigen diametral entgegengesetzt ist. So kommt es, daß die katholischen Romane der Gräfin Hahn in den verbreitetsten Literaturgeschichten entweder gar nicht oder mit starker Geringschätzung erwähnt werden. So heißt es in der neuesten Auflage von Barthel's Literaturgeschichte auf Seite 926 ganz lakonisch: „. . . . . hat bis 1864 noch zehn neue Romane edirt, die man wohl noch in Leihbibliotheken finden kann. . . . . Jetzt scheint ihr Ruhm verschollen zu sein." Jawohl, bei dem neuen Bearbeiter der Barthel'schen Literaturgeschichte, Professor Roepe, jedenfalls! Aber auch jene Kritiker, von denen in den vierziger Jahren jeder neue Roman der Gräfin Hahn als ein hervorragendes Kunstwerk, als ein Ereigniß in der Literatur gepriesen wurde, auch diese haben nun kaum ein Wort der Erwähnung für die gegenwärtige außerordentliche Thätigkeit derselben Schriftstellerin. Und doch muß jeder Vorurtheilsfreie bei Vergleichung ihrer früheren und jetzigen Romane gestehen, daß ihre schöpferische Kraft dieselbe geblieben und ihr Darstellungstalent gewachsen

ist. Nur der Gedankeninhalt ist ein anderer geworden, von Grund aus ein anderer. Der Gedankeninhalt, die Weltanschauung, die Gesinnung eines Dichters aber dürfen auf den Kunstrichter nie einen solchen Einfluß ausüben, daß er nur derenwillen ein allumfassendes Verdammungsurtheil ausspricht. Wohin würde eine solche Voreingenommenheit führen? Zur Verurtheilung eines jeden dichterischen Werkes, dessen Richtung nicht mit den eigenen Ansichten übereinstimmt.

Nun muß ich aber gestehen: es war eine seltsame Lectüre, die Lectüre der vierzehn je zweibändigen[1]) Romane der Gräfin Hahn-Hahn! Ich fühlte mich bewegt von den widersprechendsten Empfindungen. In diesem Augenblicke war ich hingerissen von Bewunderung für eine so gewaltige, eine so durchgebildete Dichtkraft; für einen so reichen geistigen Gehalt; in jenem hatte ich Mühe, meinen Widerwillen zurück zu halten; bei diesem Romane hätte ich wohl dem Verehrer (Heinrich Simon) der ehemaligen Gräfin Hahn zustimmen mögen, der da sagte, ihre Dichtungen würden ein eben so langes Leben haben als die Werke Schiller's und Goethes; und bei einem andern Roman mußte ich all' meine Willenskraft, all' meine kritische Gewissenhaftigkeit zusammen nehmen, um ihn nicht halbgelesen beiseite zu werfen. Und woher dieser Kampf widersprechendster Gefühle bei derselben Schriftstellerin, in deren Werken doch schließlich ein und dasselbe Blut fließt?

Er entspringt wol aus dem unwiderstehlich sich aufdrängenden Gefühl, daß in der Dichterin zwei Naturen sich

---

[1]) Maria Regina 1860. Doralice 1861. Zwei Schwestern 1863. Peregrin 1864. Eudoxia 1866. Die Erbin von Cronenstein 1868. Die Geschichte eines armen Fräuleins 1869. Die Glöcknerstochter 1871. Die Erzählung des Hofrath's 1872. Vergib uns unsere Schuld 1874. Nirwana 1876. Eine reiche Frau 1877. Der breite Weg und die enge Straße 1877. Wahl und Führung 1878.

Doralice 1861
Eudoxia 1866
Nirwana 1876
Wahl und Führung 1878

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gegenüberstehen, oder, besser gesagt, zwei mächtige Gewalten, die, wenn sie harmonisch sich in ihr verbinden könnten, die Dichterin zum Höchsten befähigen würden, so aber sie nie zur Ruhe und nie zum selbstgenügenden Schaffen gelangen lassen.

Auf der einen Seite steht die holde, menschenbeglückende Muse, welche nichts will als erheben, rühren, erheitern; auf der andern Seite die ernste, strenge Religion, welche gar zu gern die bezaubernde Muse gebrauchen möchte, um die Herzen der Menschen um so leichter an sich ziehen und fesseln zu können. Und sie hat die größte Macht über unsere Dichterin. Ihr zu Liebe hat sie der Muse entsagen und ganz ihrem Dienste sich widmen wollen; ihr zu Liebe hat sie mit Allem gebrochen, was ihr lieb und theuer war; ihr zu Liebe hat sie der Welt entsagt, welche huldigend zu Füßen lag; ihr zu Liebe hat sie ihr ganzes früheres schriftstellerisches Wirken in großartiger Weise verläugnet.

Und die Religion? Wie hat sie das reuige Weltkind für diese schmerzlichen Opfer entschädigt? Sie gab ihm die lang ersehnte Ruhe des Herzens, stillte seine unendlichen Wünsche und stellte all' seinem irdischen Streben ein himmlisches Ziel. Dankbar schaute die Gräfin auf zu ihrer liebreichen Trösterin, sie versenkte sich ganz in das Studium der Dogmen, der Kirchenväter und in die Schriften heiliger Frauen.

Sie war glücklich, jetzt einen sichern Halt, einen Anker in den Stürmen des Lebens und des Geistes gefunden zu haben. Aber waren es auch die andern? Waren es auch ihre ehemaligen Gespielen, die Freundinnen ihrer Jugend? Waren es auch die Männer, welche sie achten gelernt, und jene, welche einst zu ihren Füßen lagen?

Sie waren es nicht, sie wußte es, sie kannte die Inhaltsleere ihrer Gesellschaftskreise — es fehlte ihnen das

Vertrauen, der Glaube. Und da erwachte die Dichterin. Sie wollte dem Talent, welches sie früher mißbraucht hatte, eine höhere Weihe geben, indem sie der Gesellschaft ihr eigenes Bild vorhielt und sie auf die einzige Grundlage wahren Glückes aufmerksam machte. Sie wurde wieder Romanschriftstellerin.

Aber in dem feurigen Bestreben, ihrem Dichten den Stempel höherer Weihe aufzudrücken, verschob sie die Grenzen der Poesie, zog vieles hinein, was ihr ewig fremd bleiben muß: die Besprechung dogmatischer Fragen, das verstandesmäßige Abwägen des pro und contra. Sie erhob ihre Dichtungen durch erhabene Ideen hoch über das Niveau alltäglicher Lectüre, verwischte aber auch nicht selten die Grenzen der Dichtkunst. Welchen ungeheuern Platz nehmen z. B. in „Maria Regina" die Gespräche über Religion und Politik fort! Die Dichterin hat diesen Roman, den ersten nach ihrer Conversion, geradezu zu einer Encyclopädie religiöser und politischer Fragen gemacht. In allen späteren Werken hält sie weit mehr Maß — es erscheint fast, als hätte ihr ästhetisches Gefühl und ihr künstlerisches Bewußtsein sie stutzig gemacht. Sie emancipirte sich und ließ ohne Reflexionen ihr dichterisches Feuer sich ergießen. Und so hat sie jedenfalls ihre besten Romane geschaffen. Denn hier spielt die Religion nicht die bloß äußerliche Rolle, Gegenstand von Gesprächen und Debatten zu sein, sondern sie bildet den Mittelpunkt, von welchem Alles ausgeht und auf den sich Alles bezieht. Aber nicht lange, dann tritt die Reflexion wieder dominirend in den Vordergrund, und die Poesie muß bescheiden in ein Eckchen flüchten.

So ist es in allen neueren Romanen unserer Schriftstellerin: überall derselbe Kampf zwischen künstlerischer Schaffenslust und der Neigung, sich in Reflexionen über religiöse Dinge zu ergehen. Diesen verhängnißvollen Zwiespalt nimmt

auch der oberflächliche Leser sofort wahr an der fast nervösen Eile, mit welcher die Dichterin in manchen Romanen von einem Ereigniß zum andern eilt, ohne jene sanften Uebergänge, welche ein wesentliches Moment der erzählenden Dichtkunst sind, und welche besonders überall dort zur Anwendung kommen müssen, wo das weite Gebiet des oft widerspruchsvollen Seelenlebens betreten und bebaut wird.

Denn das ist das Feld, auf welchem sich die Handlung in den Romanen der Gräfin Hahn ausschließlich bewegt. Aeußere Handlung ist nur sehr wenig zu finden. Alle Kunst, welche der Dichterin in so reichem Maße zu Gebote steht, verwendet sie auf die Darstellung der Leidenschaften und die Charakteristik der Personen. Man hat ihr diesen Mangel an äußerer Handlung zum Vorwurf gemacht — wie ich glaube, mit Unrecht. Denn man kann doch vom Erzähler nichts Anderes fordern, als daß er unser Interesse erwecke und fessele, bis er seinen Bericht geschlossen. Erfüllt er diese Forderung in vollkommener Weise, so kann es, denke ich, dem Leser gleichgültig sein, mit welchen Mitteln der Dichter sein Ziel erreicht hat. Was heißt denn überhaupt „Handlung" im Sinne der erzählenden Dichtkunst? Doch nichts Anderes, als daß etwas geschieht. In den Romanen der Gräfin Hahn geschieht aber vieles, sehr vieles sogar. Aus Kindern der Welt werden wahrhafte Christen; leidenschafterfüllte Menschen werden gezähmt durch den Einfluß der Religion. Das sind die Grundzüge des jetzigen dichterischen Schaffens unserer Schriftstellerin. Sie bilden den directen Gegensatz ihrer frühern Thätigkeit. All' ihre neuen Romane sollen gleichsam Beweise für die Haltlosigkeit der in ihren ersten Werken verfochtenen Grundsätze sein. Zunächst wird dargethan, daß ohne den Glauben es für den gebildeten Menschen keinen moralischen Halt giebt, daß er ohne denselben hin- und herschwanken müsse, wie ein Rohr im Winde.

Diesen Halt bietet aber nicht eine jede Religion, sondern nur die katholische Kirche. Sie verleiht ihren treuen Bekennern eine Stärke, welche den an sich willensschwachen Menschen in allen Stürmen des Lebens aufrecht erhält. Die glaubenslosen und glaubensschwachen Personen ihrer Romane von diesen von ihr tief gefühlten Wahrheiten zu überzeugen, ist das eifrige Bestreben der Dichterin. Um den Leser — das spricht für ihren künstlerischen Takt — bekümmert sie sich dabei nicht; wenn derselbe sich aus dem Erzählten ein Facit ziehen will zum Heile seiner Seele, so mag er es thun; sich mit ihm in directe Verbindung zu setzen — wie ihre spanische Gesinnungsgenossin Caballero so gern thut — das erlaubt ihr das Gesetz der Objectivität nicht. Desto mehr Sorgfalt verwendet sie darauf, den Glaubenswechsel dichterisch zu motiviren und ihn als zum Glücke der Personen nothwendig hinzustellen. Der Entwickelungsgang besteht gewöhnlich darin, daß die zu bekehrende Person sich nach und nach gänzlich verlassen fühlt, wenngleich äußerer Glanz und Reichthum sie von allen Seiten umgeben. Dazu kommen tiefeingreifende Unglücksfälle, welche geeignet sind, die Seele vom Irdischen ab- und zu Gott zu wenden. Die Folge ist also eine Conversion. Doch sind es selten Männer, die sich bekehren, vielmehr in den meisten Fällen Frauen, Weltdamen, welche reuig in den Schoß der Mutterkirche zurückkehren. Nur dreimal hat die Dichterin auch Männer zu Proselyten gemacht: zweimal schwärmerische Jünglinge, das letzte mal einen vollgesättigten Weltmann. Alle drei aber werden durch Frauen bekehrt. Die einen durch ihre Geliebten, der dritte durch seine wiedergewonnene Gemahlin (in „Nirwana").

Doch, so anziehend auch diese Entwickelungsgänge dargestellt sind, darin liegt die inhaltliche Bedeutung der Hahn-Hahn'schen Romane keineswegs; sie liegt in der Darstellung

leidenschaftlicher Verirrungen, welche namentlich in „Nirwana", in „Vergib uns unsere Schuld", in „Die Erzählung des Hofraths" und in „Geschichte eines armen Fräuleins" aufs prächtigste geschildert werden. Hier ist es ihr namentlich um den Nachweis zu thun, daß die im Rausche der Leidenschaft geschlossene Ehe nie von wahrem Glücke begleitet ist, weil die Betheiligten nicht die nöthige Geistesfreiheit besitzen, um die Bedingungen eines glücklichen Zusammenlebens zu erkennen, so daß bald Unbehagen, Erkaltung und endlich gänzliche Entfremdung eintritt; ferner daß für die eheliche Eintracht Standesgleichheit der Gatten durchaus nöthig sei. Beide Themen variirt sie in mannichfaltigster, manchmal ganz überraschender Weise.

Daß sich hieraus eine ganz bedeutende Handlung aufbauen läßt, wird wol niemand bestreiten wollen; nur entzieht sie sich meist dem äußern Auge, wie innerhalb eines Familienkreises radicale Veränderungen vorgehen können, ohne daß der Fernstehende etwas von ihnen bemerkt. Wenn aber der Leser einmal einen Blick in diese herrliche innere Welt gethan hat, so entbehrt er gern äußere Reizmittel.

Wenn er aber dafür etwas mehr Feuer und etwas weniger Gelassenheit in Darstellung der Leidenschaften wünscht, so müssen wir ihm vollständig recht geben. Unsere Dichterin scheint sich in der That vor jedem Ausbruch elementarer Leidenschaft zu fürchten, sie hält sich fern von ihm. Und wenn ja einmal durch die Nothwendigkeit der Handlung ein Ausbruch erfolgt, so läßt sie ihn sanft vorübergehen; sie stellt den Leser in weite Entfernung von dem erschütternden Ereigniß. So sieht der Leser auf Stundenweite wol den weißen Schaum, welchen die Brandung emporwirbelt, hört aber nicht das ohrenzerreißende Donnern der Wogen, sieht in weiter Ferne das Wetterleuchten, hört aber nicht den Donner. Was Wunder, wenn auf diese Weise manchmal

Seelenzustände vorgeführt werden, welche unserer gegenwärtigen Zeit fast völlig fremd geworden sind, die uns kaum glaublich erscheinen. Wie z. B. die jungen Damen den Heirathsantrag eines geliebten jungen Mannes überlegen, um nach vier Wochen ihr Jawort zu geben — das muthet einen an wie „ein Märchen aus uralten Zeiten", denn heutigen Tages werden Verlöbnisse kaum noch in dieser Weise geschlossen. Unsere jungen Damen gehen nicht erst in die Kapelle, am Altare um Erleuchtung des Herzens zu bitten; höchstens gehen sie für einen Tag in ihr stilles Kämmerlein, damit der Bewerber nicht etwa meine, man habe auf ihn gewartet. Unsere Dichterin bewahrt in dieser Beziehung eine strenge Zurückhaltung, wie sie bei keiner anderen Schriftstellerin zu finden sein dürfte; sie scheint zu glauben, daß es Pflicht der jungen Leute sei, ihr Gefühl möglichst zurück zu drängen.

Das Unnatürlichste in dieser Weise leistet sie in „Eine reiche Frau". Silvia läßt sich nach ihrer ganzen Charakteranlage gewiß nicht von religiösen Bedenken in ihrem Thun und Lassen beschränken; und doch, wie seltsam äußert sich ihre Neigung zu Paul von Western! Nirgend eine Erhebung des Gefühls, nirgend ein zärtliches Wort, wie ein liebendes Herz sie doch in Fülle auf der Zunge hat!

Man kann diese Verhüllung der Leidenschaften unserer Dichterin kaum übel nehmen; spielen ihre sämmtlichen Romane doch in einer Sphäre, in welcher schon das Kind gewöhnt wird, seine Empfindungen zu verbergen; in jener Sphäre, wo unter einem lächelnden Antlitz das Feuer verzehrender Leidenschaft glühen muß, in adeliger Sphäre. Und zwar. behauptet sie dieses Feld mit einer verletzenden Ausschließlichkeit. Für die Gräfin Hahn-Hahn giebt es trotz aller christlichen Gesinnung (welche doch alle Standesunterschiede wegreißen soll) keine andere Klasse als die aristokratische;

sie hat auch jetzt noch dieselben Vorurtheile, welche sie veranlaßten, Heinrich Simon's Anträge abzulehnen; dieselbe Gesinnung, welche sie bei Ausbruch der Berliner Märzrevolution hegte, als der Name des einst so heiß geliebten genialen Demokraten nicht mehr vor ihr genannt werden durfte; jene Gesinnung, nach welcher der Mensch erst beim Baron beginnt. Alle unsere großen Dichter sind gern herabgestiegen zum Volke, wo wahre Gesundheit der Seele zu finden ist; sie studirten das Volk in seinen ungekünstelten Neigungen und seinen durch nichts zurückgehaltenen Leidenschaften. Die Gräfin Hahn-Hahn aber hat nirgends dem Volke ein dichterisches Recht gelassen; sie hat es als ein unreines Element aus ihren Romanen verbannt und dem Adel allein Platz gelassen. Daher, und nicht so sehr, weil es ein Princip unserer Religion ist, rührt denn auch ihre intensive Abneigung gegen jede Erhebung wider die vorgesetzte Gewalt, weil eine solche auch zugleich gegen den Adel gerichtet ist. Namentlich in „Maria Regina" macht sie ihrem Grolle gegen das aufrührerische Volk Luft und legt an einer Stelle einer Person die Worte in den Mund: „Deutschland hat nicht genug Stimmen, um zu klagen und zu weinen über seinen tiefen Fall." Was Wunder, wenn die Gräfin sich fürchtet, mit dem fünften Stande, dessen derbe Fäuste bei Revolutionen die Hauptrolle spielen, in Berührung zu kommen! Wenn sie einmal herniedersteigt in eine ärmliche Hütte, so entsetzt sie sich vor der Verlassenheit, der beklemmenden Oede, vor dem Mangel an Luft und Licht und flieht zurück in ihren wohldurchwärmten, von den feinsten Parfums duftenden Salon. Wir wollen nicht deshalb mit der Schriftstellerin rechten, daß sie gerade das Leben und Treiben des Adels darstellt — jeder Dichter sucht ja auf dem Gebiete etwas zu leisten, welches ihm am besten bekannt ist — aber gegen die Exclusivität des Lebenskreises müssen wir im Namen der Poesie und

besonders im Namen des Romans protestiren. Denn diese Dichtform erfordert von Haus aus ein liebevolles Umfassen aller Menschenklassen.

Freilich glaube ich kaum, daß die dichterische Kraft der Gräfin Hahn-Hahn ausgereicht hätte, um das Leben des Volkes mit derselben Anschaulichkeit darzustellen, wie ihre Colleginnen in der Weltliteratur: George Sand, Fernan Caballero, Eliot es gethan haben. Ihrem ganzen Wesen nach steht sie dem Volke feindlich gegenüber; ihr Bildungsgang hat sie vor plebejischen Einflüssen bewahrt, und in ihrem Salon, wenn dort auch der Bürger vereinzelt vertreten war, konnte sie das Volk nicht studiren. So wäre es ihr denn unmöglich gewesen, sich in die Lage einer Frau aus dem Volke zu versetzen, welche sich von ihrem Gatten verlassen sieht; meisterhaft aber versteht sie es, dieselbe Situation ins Adlige zu übersetzen und die Lage eines adligen Ehepaares zu schildern, welches sich gegenseitig völlige Freiheit der Bewegung zurückgegeben. Da ist sie zu Hause, da zeigt sie eine Kenntniß verborgener Zustände, eine Feinheit der Beobachtung, einen psychologischen Scharfblick, der in der That in Erstaunen setzen muß. Kein adliger Herr, der jemals die feine Grenze des Gentlemanthums überschreitet, keine adlige Dame, welche jemals aus ihrer Rolle fällt! Sorgfältig ist der Ton der feinen Welt gewahrt, Niemand kann sich über ein Ueberschreiten beklagen. Innerhalb dieser engen Schranke aber weisen die katholischen Romane der Gräfin Hahn eine Fülle wahrhaft interessanter und mit vollendeter Kunst dargestellter Charaktere auf, eine Galerie hoch dichterischer Gestalten, namentlich echt weibliche, welche, wie schon aus den Titeln der meisten Romane hervorgeht, überhaupt vorwiegen. In erster Reihe stehen die prächtigen Gestalten zärtlicher Mütter, welche in dem Streben, ihre Kinder glücklich zu machen, gänzlich aufgehen.

Unter diesen ist in ästhetischer Hinsicht ein wahres Meisterstück die Frau von Derthal in „Doralice", welche die schwere Aufgabe vor sich hat, fünf schöne, aber unbemittelte Töchter unter die Haube zu bringen. Aber sie löst ihre Aufgabe mit einer für das männliche Geschlecht äußerst gefährlichen Geschicklichkeit. Zuerst studirt sie den Charakter des in's Auge zu fassenden jungen Mannes, erspäht seine schwachen Seiten, seine Lieblingsneigungen, seine Gesinnungen. Kennt sie diese einmal, so ist sicher zu hoffen, daß sie nie mit ihm in Widerspruch geräth, denn stets weiß sie klug einzulenken. So angelt sie denn für ihre Töchter reiche und angenehme Gatten — freilich sind alle akatholisch — aber was schadet das? Sind doch alle Christen und glauben doch alle an Einen Gott! Nicht minder gelungen ist Madame Prost, nachmalige Baronin von Grünerode, in „Geschichte eines armen Fräuleins", eine Weltdame in des Wortes bester Bedeutung. Lax in ihren Religionsansichten, denkt sie immer nur an die Zeitlichkeit; die Ewigkeit nimmt in ihren Berechnungen nirgends eine Stelle ein. Ihren Mann lieben, ihre Kinder glücklich machen, ihren Haushalt in musterhafter Ordnung halten, das sind ihre drei Glaubensartikel, damit füllt sie ihr Leben aus. Gutzkow hatte eine ganz ähnliche Figur geschaffen in Frau Schlurck („Ritter vom Geiste"), welche Kreyßig „die stets niedliche, wie aus dem Ei genommene, aus dem Vollen wirthschaftende, lebende und leben lassende Berlinerin" nennt.

Dem gegenüber sind die Gräfinnen von Euben in „Nirwana" und von Argenfels in „Die Erzählung des Hofrathes" fromme Damen, welche nur bestrebt sind, ihre Kinder in der Furcht Gottes zu erziehen. In „Maria Regina" sind die Gräfinnen, so kurze Zeit sie auch dem Leser nur vorgeführt bleiben, Figuren, die man so leicht nicht vergißt. Die freundliche Gräfin Euben ist besonders

anziehend; man lächelt zwar über ihre harmlose Rechthaberei, läßt ihr aber gern das letzte Wort, gerade wie ihre Kinder es thun.

Aber auch energische weibliche Charaktere kann die Hahn-Hahn schildern; ich erinnere nur an Theophile in „Die Erzählung des Hofrathes", welche mit eiserner Consequenz an ihren Entschlüssen festhält und selbst durch den theilweise verschuldeten Tod des geliebten Sohnes nicht wankend gemacht wird.

In zweiter Reihe stehen die „sündigen" Weltkinder, jene leichten, flatterhaften, reizenden Geschöpfchen, welche das Leben mehr lieben als den lieben Gott, und es ungemein langweilig finden, auf die Rathschläge einer strengen Mutter zu hören oder gar ihnen zu folgen. Ist es doch viel unterhaltender, den galanten Worten und Liebesbetheuerungen angenehmer junger Männer zu lauschen! Freilich ist die Mama, die böse prosaische Mama, die bei allen Heirathen nur auf Rang und Reichthum sieht, gar nicht mit der Neigung des Töchterchens einverstanden — aber was will sie machen? Das Ding hat nun einmal einen eigenen Willen, ist sonst sehr nachgiebig, aber in diesem Punkte äußerst halsstarrig.

Man denke aber ja nicht, daß die Dichterin diesen liebreizenden Kindern günstig sei — im Gegentheil, sie möchte sie gern bei dem Leser in Mißcredit bringen. Ich wette aber, daß ihr das nur halb gelingt — der beste Beweis für ihre ursprüngliche Dichtkraft.

In dritter Reihe stehen fromme schöne Jungfrauen, deren ganzes Sinnen und Trachten nur auf das Jenseits gerichtet ist; die keinen andern Gedanken haben, als wie sie Gott am wohlgefälligsten dienen können. Gerade diese Figuren sind einigen Kritikern ein Dorn im Auge, sie

werden von ihnen behandelt, als hätten sie keine Existenzberechtigung. Nun kann allerdings nicht geläugnet werden, daß Charaktere, deren Sinnen und Trachten auf irdische Ziele nicht gerichtet ist, eben auch nicht sehr geeignet sind, im Romane zu figuriren. Man will doch im Romane vor allem Leben und Leidenschaft, passive Charaktere gehören nicht dorthin. Aber die frommen Gräfinnen der Gräfin Hahn sind so eigen geartet, daß man sie, trotzdem sie keine Bewegung in die Handlung bringen, liebgewinnt. Man nehme nur einmal die hervorragendste dieser Gestalten, Regina, in dem gleichnamigen Romane. Sie kennt nur ein Ideal: ein gottgeweihtes, dem Irdischen abgetrenntes Leben; nur ein Ziel: das Kloster. Sie steht inmitten einer Gesellschaft, die für ihren innern Trieb kein Verständniß hat. Der Vater schilt ihre Thorheit und will sie verheirathen; Orestes lacht sie aus, Florentin äußert sich noch ärger, Uriel denkt zum Mindesten, sie passe eher zu seiner Frau wie zu einer Nonne; Tante Isabella, die ihren Gatten nur ein Jahr besessen und aus den Flitterwochen nicht herausgekommen ist, jammert, daß das gute Kind die Freude der Ehe nicht genießen solle — nur Onkel Levin und Vetter Hyacinth stehen ganz auf ihrer Seite. Nun denke man aber ja nicht, daß Regina ohne alles Interesse für ihre Umgebung weiterlebe, daß sie allem, was nicht das Kloster angehe, gegenüber sich apathisch verhalte — wenn das wäre, so könnte sie ja nicht Heldin eines Romanes werden — im Gegentheil, sie lacht mit und scherzt mit, reitet aus und geht auf den Ball; hört freundlich die Erzählungen kleiner Leiden und Freuden, kurz, sie lebt mit, stets aber eingedenk ihres einzigen Zieles. Ein solcher Charakter flößt selbstverständlich nicht jenes spannende Interesse ein, wie ein Frauenherz in Liebes-Lust und -Leid es thut — aber er verdient in keinem Falle die schnöde Verurtheilung so mancher Kritiker. Ich begreife nicht, wie

Heinrich Kurz angesichts einer solchen Frauennatur über die neuen Romane der Gräfin Hahn-Hahn das verächtliche, durchaus ungerechte, fast böswillig scheinende Urtheil fällen konnte: „Wie sie (die Gräfin Hahn) in den früheren die sinnliche Geschlechtsliebe mit Opposition gegen Gesetz und Sitte, die Verherrlichung des emancipationssüchtigen Weibes darstellt, so wurde die mystische Liebe mit sinnlichem Beigeschmack der Stoff ihrer späteren Romane." So urtheilt nur Unkenntniß oder Voreingenommenheit!

Mit den Männercharakteren hat unsere Dichterin, wie gewöhnlich dichtende Frauen, wenig Glück; sie treten auch nur wenig auf. „Maria Regina" ist der einzige Roman, in welchem eine größere Anzahl von Männern vorgeführt werden. Am besten gelingen ihr bejahrte, humoristische Herren. Geradezu meisterhaft unter diesen ist der Baron von Uglas in „Erzählung des Hofraths".

Durchaus mißlungen ist Paul von Western in „Eine reiche Frau". Die Dichterin wollte schildern, wie die Leidenschaft des Spiels einen jungen Mann nach und nach in die tiefste moralische Verderbniß stürzt — an diesem Paul von Western ist aber nichts, das uns ihn interessant machen könnte.

Hier will ich noch anschließen, daß jeder Roman uns die reizendsten Bilder schönen Familienlebens bietet, Bilder so anheimelnd und erfreuend, wie sie nur der echte Dichter schaffen kann. Wie viel höher sind die Schilderungen der Gräfin Hahn-Hahn anzurechnen, welche das Familienglück doch nur aus der Beobachtung Anderer kennt! Diese lieblichen Schilderungen sind ganz geeignet, uns mit den aristokratischen Gelüsten der Dichterin zu versöhnen. Dazu kommt noch, daß die exclusive Haltung ihrer Romane der Dichterin Gelegenheit gab, ihre großen Kenntnisse aller anziehenden Länder vor dem Leser auszubreiten. Denn „die Mittel

erlauben es" den Personen ihres Romans, sich nach Willkür in der ganzen Welt zu bewegen, diesen Winter auf Madeira und jenen in Nizza zu verleben, heute nach Aegypten aufzubrechen und nach einem halben Jahre am Rhein herumzupilgern. Die Gräfin Hahn-Hahn hat von der ihr durch die Lebensstellung ihrer Helden gebotenen Erlaubniß, die Welt zum Schauplatze ihrer Romane zu wählen, reichlich Gebrauch gemacht. Dieselbe Unruhe, welche einst sie selbst von einem Lande zum andern trieb, lebt wieder auf in ihren Romanen zur Freude der Leser. Denn nirgends giebt es in Europa ein schönes Plätzchen, welches unsere Dichterin nicht besucht, nirgends eine interessante Stadt, die sie nicht zu Fuß durchwandert, nirgends ein dichterisch aufzufassendes Moment, welches sie nicht im Sinn behalten. Und all ihre Eindrücke bietet sie in freigebigster Weise dem Leser, ohne zu ermüden. Alle ihre landschaftlichen Schilderungen sind fesselnd, frisch, anschaulich.

Und so können wir diese Betrachtung nur mit dem Wunsche schließen, daß die Lesewelt doch auch diesen Romanen der genialen Dichterin größere Beachtung schenken möge. Man lese geduldig die einzelnen dogmatischen Erörterungen, man wird ja reichlich entschädigt durch die Schönheit des Ganzen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Philipp Laicus.

Philipp Laicus hat in den letzten Jahren eine große schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Im Jahre 1872 erschien der zweibändige Roman „Ringende Mächte", 1873 der ebenfalls zweibändige „Silvio". Ein Jahr später veröffentlichte er die Erzählung „Der Sonderling", 1876 „Der Arzt", 1878 den umfangreichen Roman „Um Geld und Gut". Außerdem erscheint sein Name vielfach als Uebersetzer und Bearbeiter fremdländischer Romane.

Laicus ist übrigens nicht des Dichters rechter Name, er heißt vielmehr Philipp Wasserburg. Geboren wurde er im Jahre 1827 am 11. Oktober in Mainz, als Sohn unbemittelter Eltern. Nach dem Besuch der Volksschule trat er mit dem elften Jahre in das Gymnasium, um sich zum Studium der Theologie vorzubereiten. Längere schwere Krankheiten, mehr noch des Knaben unbändiger Drang nach Freiheit, machten ihm die Absolvirung der Gymnasial-Studien eben nicht leicht. Als er aber das Abiturientenexamen bestanden, war es mit dem projectirten Studium der Theologie nichts; denn er hatte am Glauben Schiffbruch gelitten; er ging deshalb zur Jurisprudenz über und bezog die Universität Gießen im Jahre 1846. Die Bewegung des Revolutionsjahres riß ihn zu lebhaftem Antheil hin, er schloß sich der extremsten Richtung an, ohne daß jedoch seine politische Stellung auf seine äußere Lage Einfluß gehabt hätte. Allerdings mußte er seine Studien für ein Jahr

aufgeben, indessen war diese Unterbrechung nur die Folge seiner Mittellosigkeit. Im Jahre 1850 machte er das juristische Facultätsexamen und wurde dann Accessist bei dem Großherzoglichen Bezirksgerichte zu Mainz. In dieser Stellung aber durfte er nicht, wie ehemals als Student, ungestraft sein politisches Glaubensbekenntniß offenbaren: er wurde schon bald auf ein Jahr suspendirt, und war gezwungen, als Anwalts-Clerk zu arbeiten. Die Politik nahm in dieser Zeit sein ganzes Interesse in Anspruch. Er arbeitete im Dienste seines Ideals als Journalist und Mitglied einer geheimen Verbindung communistischer Natur. Die Folge war gänzliche Entfernung aus dem Staatsdienste und eine fast anderthalbjährige Haft. Als ruinirter Mann kam er aus dem Gefängnisse und mußte sich als Corrector am „Mainzer Journal" seinen Unterhalt verdienen. Wenige Wochen darauf, im Jahre 1856, verheirathete er sich mit Elise Steiger, Tochter eines Schuhmachermeisters in Mainz. Im Laufe der Jahre änderten sich seine Ansichten vollständig, er wurde wieder ein gläubiger Katholik. Im Jahre 1870 schloß er seinen Frieden mit der Kirche. Nur seinen politischen Ansichten ist er, wenn wir aus seinen Romanen einen Schluß ziehen dürfen, treu geblieben; er scheint noch immer ein echter Republikaner. In der Zeit vom April 1872 bis Ende 1873 übernahm er die Redaction des „Mainzer Journals", welche ihm wegen des sog. Kaiserbriefes zwei Monate Festung einbrachte. Seit jener Zeit lebt er freier schriftstellerischer Thätigkeit und widmet sich dem Wohle seiner Vaterstadt als Stadtverordneter und dem Wohle des Landes als Vertreter des Offenbach'schen Landkreises im hessischen Landtag.

Seine mit fünf Kindern gesegnete glückliche Ehe wurde leider am 26. Oktober 1877 durch den Tod seiner Gattin zerrissen.

Wie man sieht, hat Wasserburg eine geistig bewegte Vergangenheit hinter sich. Er hat im eigentlichen Sinne des Wortes mit der Zeit gelebt, hat ihre oft genug nebelhaften Ideen mit Leidenschaft in sich aufgenommen und sie ebenso feurig zu vertreten gesucht. Jedes große Ereigniß der politischen und socialen Entwicklung, jeder neue große Gedanke hat ihn mit magischer Gewalt ergriffen. Kein Wunder also, wenn der fiebernde Pulsschlag der Zeit in all' seinen Werken sich bemerklich macht.

Häufig genug hat man Laicus mit Conrad von Bolanden auf die gleiche Stufe dichterischer Begabung gestellt. Mit entschiedenem Unrecht. Durch Bolanden's ganzes schriftstellerisches Wirken geht doch ein großartiger Zug; welthistorische Personen und Begebenheiten; gewaltige Kämpfe und Thaten; himmelstürmende Gedanken und Leidenschaften heben seine Dichtungen hoch über das Niveau des Gewöhnlichen. Laicus sucht seine Stoffe zumeist aus dem bürgerlichen Leben, welchem er durch Hineinspielen bedeutender Ideen wirksames Relief verleiht, und in seinen historischen Romanen tritt die erfundene Handlung vor der geschichtlichen Thatsache in den Hintergrund. Andererseits aber muß nachdrücklich betont werden, daß Laicus größere künstlerische Bildung besitzt als sein College Bolanden. Er weiß sich zu beherrschen, läßt eine weise Mäßigung walten überall. Freilich wird dem Dichter aus feindlichem Lager der Vorwurf nicht erspart bleiben, seine Romane seien Tendenzromane; denn man verwechselt ja leicht die objective Darstellung einer bedeutenden Idee mit Tendenz. „Tendenz!" wird da der Liberale rufen, weil die katholische Idee einen breiten Raum einnimmt und im günstigsten Lichte erscheint; „Tendenz!" der Socialdemokrat, weil die Bestrebungen seiner Partei rücksichtslos enthüllt werden; „Tendenz!" der Jude, weil die Kniffe seiner Glaubensgenossen so, ich möchte sagen,

sachkundig vorgeführt werden, u. s. w. So könnte schließlich jede Partei, nur eine nicht, dem Dichter tendenziöse Bestrebungen vorwerfen, denn der Dichter hat seine Stoffe so gewählt, daß sich in seinen Romanen so ziemlich das ganze politische und sociale Leben der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit wiederspiegelt. In „Ringende Mächte" schildert er die Bestrebungen der Freimaurer, der Socialdemokraten und ihre geheimnißvollen Wühlereien; auch zieht er die kirchliche Bewegung aus den Conciltagen hinein. In „Silvio" führt er uns auf italienischen Boden, mitten in das Treiben der gesetzlosen Schwärmer für die Einheit Italiens. Das Bild, welches er von Rom, den römischen Zuständen und dem päpstlichen Hofe entwirft, ist ein umfassendes. „Der Sonderling" bringt uns nach Deutschland zurück. Wir befinden uns im Hause des reichen Fabrikanten. Die ergreifenden Wechselfälle des geschäftlichen Lebens, wie sie gerade die Milliarden-Jahre in so reicher Fülle hervorgebracht, ziehen in bunten Reihe an uns vorüber. Selbst ein Strike fehlt nicht dabei. In „Der Arzt" geht er mehr auf das religiöse Gebiet hinüber. In „Um Geld und Gut" hat er das Treiben der Juden zum Gegenstande seiner Darstellung gemacht. Besonders hat er die Kniffe der Mosaiten gegenüber dem unerfahrenen machtlosen Landmann sorgfältig und anschaulich geschildert.

Alle seine Romane sind aber mehr oder weniger Manifestationen eines mit den modernen Zuständen unzufriedenen Geistes. Daß die alte deutsche Treue überall verschwindet; daß der Glaube angefeindet wird von allen Seiten; daß die Erziehung der Jugend in verkehrter Weise gehandhabt wird; daß die gesellschaftliche Heuchelei und eine laxe Moral allenthalben gebräuchlich wird; daß Ehrlichkeit in Handel und Wandel ein „ausgegangener Artikel" ist — das reizt ihn zu wuchtigen Angriffen gegen diese verrotteten Zustände.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In mehrere seiner Romane hat der Dichter mit kunstsinniger Berechnung historische Begebenheiten verwebt, immer aber so, daß sie nicht zur Hauptsache werden, sondern nur das agens der Roman-Handlung bilden. In „Silvio" spielen sie eine bescheidene Rolle, trotzdem sie einen breiten Raum einnehmen. Aber sie liefern dem Dichter die nöthige Maschinerie, die Handlung in Bewegung zu setzen. Ohne die Garibaldinische Insurrection würde z. B. Morigno nicht im Stande gewesen sein, seinen Anschlag auf Lucia in's Werk zu setzen.

Es muß hier übrigens gleich angemerkt werden, daß in genanntem Romane die Beschreibungen der verschiedenen Gefechte einen ungebührlich großen Raum einnehmen. Wenn man auch anerkennen muß, daß dieselben recht anziehend geschildert sind, so beleidigen sie doch die Oekonomie des Romanes und damit auch den Leser. Verwundert fragt man sich: wozu das Alles? die eigentliche Handlung bleibt während dieser Kämpfe ja stehen! Zudem sind diese Kämpfe in militärischer Hinsicht doch von untergeordneter Bedeutung, Bagatellen im Vergleiche zu den Schlachten unserer kriegsgewohnten und kriegslustigen Zeit.

Auch in „Um Geld und Gut" sündigt Laicus gegen die Gesetze künstlerischer Composition. Dort ist die zweite Abtheilung fast überflüssig, sie steht mit der Haupthandlung in zu loser Verbindung. Das einzige, was sie mit dem Ganzen zusammenhält, ist die Einheit der Personen.

In „Der Arzt" kann es nicht gebilligt werden, daß seiten-, ja bogenlange Gespräche über Politik, Staatsformen und Religion geführt werden. Die Oekonomie der Handlung wird durch solche unverhältnißmäßig breite Ausführungen wesentlich beeinträchtigt.

Doch nur hier sündigt Laicus gegen den Bau der Handlung. Im Uebrigen beachtet er streng alle Gesetze,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

welche die Kunst dem Dichter zur Erzielung künstlerischer Effecte vorschreibt. Geradezu meisterhaft kann der Aufbau und die Ausführung der Handlung in „Der Sonderling" genannt werden. Sie spannt lebhaft bis zum Schlusse. Freilich hat dieser Roman vor den übrigen unseres Dichters ganz besondere Vorzüge. Vor allem hat er eine, zwar äußerlich wenig hervortretende, aber doch äußerst interessante Handlung. Die Liebe der kleinen Dora zu dem armen Maler und der derben Johanna zu dem etwas unselbständigen Sohne Gläser's, der Aufstand der Arbeiter, die Agitationen des alten Gläser und die Gegenbestrebungen Lebrecht's nehmen die Theilnahme des Lesers vollauf in Anspruch.

Nicht ganz so anziehend, doch immer noch interessant, ist die Handlung in „Silvio". Um die revolutionäre Bewegung im päpstlichen Rom und innig mit ihr verbunden bewegen sich die verbrecherischen Anschläge des Grafen Morigno auf sein Mündel Lucia, die Liebe dieser zu dem edlen Antonio, endlich die Liebe des prächtig gezeichneten Pablo Caraffi zu der holden Teresita.

Aeußerst lebendig ist auch die Handlung in „Ringende Mächte". Schade nur, daß der Dichter hier eine solche Freude am Gräßlichen zeigt!

Die Handlung in „Um Geld und Gut" ist unstreitig gut erfunden, aber ganz gut componirt. Namentlich muß hervorgehoben werden, daß Laicus hier das fast verbrauchte Motiv bei Seite geschaffter Kinder, bez. der Findlinge, in neuer Weise behandelt hat.

In „Der Arzt" endlich erhebt sich die Erfindung nur wenig über das Niveau der gewöhnlichen Romanhandlung. Die Manipulationen Heinrich Friedlieb's und seines sauberen Freundes Fritz Wolke streifen sehr an's Gewöhnliche. Solche

Niedertracht verdiente in der That nicht, Gegenstand dichterischer Behandlung zu werden.

Die Bedeutung Wasserburg's liegt aber in der Zeichnung der Charaktere. Mit wenigen Ausnahmen kann man seinen Gestalten das Prädikat „gut" zugestehen. Er wählt sie meist aus den besser situirten Ständen. Es sind Personen, die selten durch ihre natürlichen Anlagen eine Ausnahmestellung in der Gesellschaft einnehmen. Immer aber erregen sie — was ja für den Dichter die Hauptsache ist — unser lebhaftes Interesse und wissen es sich bis zum Schlusse zu erhalten. Zu bedauern ist nur, daß Laicus fast in jedem seiner Romane einen moralisch-häßlichen Menschen aufzuweisen hat — geht es denn wirklich ohne diesen nicht? Warum stellt man an Stelle desselben nicht endlich das an sich nicht schlechte, aber durch die Gewalt der Leidenschaften irre geleitete Individuum? Das allein ist ein werthvolles Object dichterischer Darstellung.

Die Männergestalten unseres Dichters sind mit wenigen Ausnahmen gut gezeichnet, die Mädchen- und Frauencharaktere aber durchweg gut. Namentlich versteht er es, die liebenswürdige Schelmerei und Naivität jugendlicher Mädchen darzustellen. Die besten Figuren hat wiederum „Der Sonderling" aufzuweisen, an der Spitze diesen selbst, den Onkel Lebrecht. Weshalb der Dichter ihn einen Sonderling nennt, ist anfänglich nicht ganz klar; später erst enthüllt sich diese Bezeichnung als eine feine Ironie, als ein Spott auf unsere gesammten Zustände. Denn Onkel Lebrecht repräsentirt überall den offenen, ehrlichen, mit einer guten Portion gesunden Menschenverstandes begabten Bürger der alten Zeit. Weil nun diese Eigenschaften den meisten unserer Zeitgenossen fehlen, ja von vielen für sehr überflüssig gehalten werden, deshalb nennt man ihn den „Sonderling". Nun, wir können uns solche Sonderlinge schon gefallen lassen —

nur mehr von der Sorte in unser modernes Leben, wir können sie gebrauchen! Onkel Lebrecht weiß nämlich sich und Andern in allen Lagen des Lebens zu helfen. Wo Alle rathlos stehen, da findet er auf einmal einen Ausweg, und merkwürdiger Weise da, wo ihn schließlich Jeder finden konnte, der mit guten Augen versehen. Wenn er aber hilft, so thut er das in einer so liebenswürdigen, anspruchslosen Weise, daß ihm Jeder gut werden muß. Da ist z. B. die kleine Dora, seine Nichte, die es sich in den Kopf gesetzt hat, den armen Maler Willbrand zu heirathen. Der böse Papa will natürlich nichts davon wissen, weil der Farbenkünstler zwar viel Talent und Bilder, aber kein Geld aufzuweisen hat. Was ist da selbstverständlicher, als daß Dora sich an den allzeit hilfbereiten Onkel wendet? Das arme Kind ist sehr erregt, handelt es sich doch um ein Herzchen! „Er heißt Willbrand, Onkel, Robert Willbrand, und ist Maler." Onkel Lebrecht fragt ganz lakonisch: „Zimmermaler?", wodurch Dora natürlich nicht wenig beleidigt wird. Man denke auch nur, ihr Robert, der mindestens Raphael an Talent gleichgestellt werden müßte, ein Zimmermaler! O der abscheuliche Onkel! Doch das sind nur so momentane Erregungen, der Sonderling hilft ja doch und bringt Alles fertig, nämlich Dora zu einem andern Namen zu verhelfen.

Auch des Sonderlings Diener, der schwarze, zähnefletschende Phästos, wird uns ein guter Bekannter. Er ist seinem Herrn bis in den Tod ergeben; was er ihm befiehlt, thut er. Besonders angenehm sind ihm Aufträge, bei denen er seine muskulösen Arme in Anwendung bringen kann, z. B. Jemanden die Treppe hinunterzuwerfen, revolutionäre Arbeiter zu bändigen u. s. w. Dabei ist der Bursche so grotesk-komisch, daß man manchmal vor allem Lachen nicht zu sich kommt. Ganz köstlich ist folgende Scene:

(Lebrecht:) „Du magst manches auf mich gelogen haben!"

(Phästos:) „Sie haben selbst gesagt, daß ich Sie für streng ausgeben sollte."

„Ja, ja! Aber weiter!"

„Ich habe ihnen erzählt, daß Sie mich zuweilen prügelten."

„Das habe ich Dir aber nicht aufgetragen, Du Schurke!"

„Sie haben's aber gleich geglaubt!" entgegnete der Schwarze rasch und schüttelte sich dabei vor Lachen.

„Nun", lachte auch seinerseits Lebrecht, „das wird meinem Respecte keinen Eintrag gethan haben!"

„Im Gegentheile", versicherte Hephästos, „da bekamen sie erst recht Respect."

„Leider! Leider! Aber was willst du eigentlich?"

„Sehen Sie, Master, ich möchte nicht gern vor den Leuten als Lügner dastehen!"

„Sieh, sieh!" meinte Lebrecht, indem er sich im Bette aufsetzte und seine Zipfelmütze auf das eine Ohr rückte, „ich soll Dir wohl eine Tracht Prügel aufzählen! Verdient hättest Du sie wahrlich!"

„Ach, Herr", sagte Hephästos demüthig, „ich wage nicht, Sie damit zu behelligen, es ist auch gar nicht nöthig; ich bin schon damit zufrieden, wenn es die Leute glauben."

„So! Die Prügel willst Du mir also schenken? Nun, wie willst Du das anstellen?"

„Darf ich?"

„Was liegt mir daran! Wenn es mich nur nicht inkommodirt."

„Nicht im Geringsten, Herr!"

„Nun, ich bin begierig, zu sehen, wie Du das anfängst!"

Der Schwarze sagte kein Wort mehr; er erhob sich und lugte zwischen den Vorhängen zum Fenster hinaus, um aufzupassen, wann es im Hause lebendig würde. Er brauchte nicht lange zu warten; denn bald sah er den Hundejungen über den Hof gehen, Wasser zu holen.

In diesem Augenblick ließ er einen langgezogenen, klagenden Ton hören, dessen Kraft er verdoppelte, als er den Hundejungen nach dem Fenster seines Gemaches hinblicken sah. Einen Augenblick hielt er inne, dann patschte er mehrfach rasch hinter einander mit der flachen Hand auf seinen Oberschenkel und stieß dazu ein Klagegeheul aus, das durch das ganze Haus schallte.

„O, Herr!" rief er dann vergnügt, „er stellt seinen Krug hin und läuft, was er kann, in die Küche!"

In der That hatte der Hundejunge das gethan, und der Neger wußte nun, daß seine Fopperei geglückt sei; er hielt jedoch nicht inne mit seinen Manipulationen, sondern fuhr fort, sich auf die Beine zu klatschen und dazu zu heulen, und bat in den Zwischenpausen seinen Herrn, mit lauter Stimme zu schimpfen, denn das ganze Küchenpersonal sei jetzt im Hofe ausgerückt.

Dieser aber saß, jedes Wortes unfähig, im Bette aufrecht. Ein wahrer Lachkrampf schüttelte ihn, mit beiden Händen hielt er sich die Seiten, und schnitt die sonderbarsten Grimassen, da er doch nicht durch einen lauten Ausbruch seiner Heiterkeit den Scherz des Schwarzen verderben wollte.

„Gaudieb", stöhnte Lebrecht endlich hervor, „willst Du mich umbringen? Ich ersticke!"

Ein neuer Lachanfall machte seinen Ermahnungen ein Ende. In diesem Augenblicke hörte der Schwarze die Thüre des Vorzimmers gehen und verstummte.

„Schurke, Hallunke, Spitzbube!" fuhr Lebrecht fort, nachdem er seinen Anfall überwunden, und dies waren die Worte, welche der invalide Forstwart noch hörte und bezüglich deren er sich die Heiterkeit im Tone nicht zu enträthseln vermochte."

Ein höchst liebliche Figur ist die kleine Dora, der Liebling des Sonderlings; anziehend ist das kräftige Hannchen, welches ihren willensschwachen Liebhaber so energisch vor dessen tyrannischem Vater zu schützen vermag. Des Sonderling's Bruder Leopold besitzt bei Weitem nicht den praktischen Blick, den gesunden Humor, der diesen so vortheilhaft auszeichnet. Er ist ein guter Mann, aber ein schlechter Geschäftsmann, dem obendrein auch noch die Ungunst der Zeit lähmend in den Weg trat. Er ist dem Bankerott nahe — da muß wiederum der Onkel Lebrecht den Schutzgeist spielen.

In „Silvio" ist der Garibaldiner Pablo Caraffi eine der besten Figuren. Seine fröhliche Verwegenheit sucht ihres Gleichen. Je toller und gefährlicher das Wagniß, desto lieber ist es ihm. Für die Sache des jungen Italiens glüht er, er billigt aber nicht alle Mittel, welche angewandt werden, es zu einigen. Er steht deshalb hoch über

den gesetzlosen Banden, welche am 14. Oktober 1867 die Grenzen des Kirchenstaates überschritten. Bezeichnend für seinen Charakter ist seine Weigerung, sich vom Papste begnadigen zu lassen unter der Bedingung, nie mehr gegen ihn die Waffen zu ergreifen.

Unter den Banditen sind sehr gut gezeichnete Gestalten, anziehend trotz ihrer Wildheit. Für die sauberen Grafen Morigno, Vater und Sohn, wird sich schwerlich ein Leser erwärmen.

Auch in „Ringende Mächte" sind gut gezeichnete Charaktere, im Ganzen aber sind sie nicht so anziehend und menschlich nahe, wie in „Der Sonderling" und in „Silvio". Möglich, daß in dieser Dichtung zu viel Gewicht auf die Schilderung der Parteien gelegt ist.

In „Der Arzt" ist namentlich der Held, Dr. Elko, eine anziehende Figur. Freilich, vom eigentlichen, gang und gäben Romanhelden hat dieser Elko blutwenig an sich. Er captivirt die Damen nicht, wo er sich nur sehen läßt, durch den „Zauber seiner äußeren Erscheinung" — im Gegentheil, der mächtige Ziegenhainer, die nie oder sehr selten behandschuhten derben Hände, das freie Benehmen, das sich nun einmal nicht in die Grenzen conventioneller Höflichkeit pressen läßt; der gänzliche Mangel an landesüblicher Galanterie; die Hartnäckigkeit, mit der er dem weiblichen Geschlechte gegenüber an seiner Meinung festhält — das Alles stößt sie eher ab. Ein starker Frauengeist muß es sein, auf den ein solcher Charakter Eindruck machen kann. Helene hat ihn; zwischen beiden geistesverwandten und doch verschiedenen Naturen entwickelt sich eine lebendige Freundschaft. Elko ist der stärkere, sein Gefühl überwältigt ihn nicht — ja, er meidet sofort Friedlieb's Haus, als widrige Ereignisse die Ehre seines alten Vaters in Frage stellen. Am schönsten zeigt sich Elko's Charakter in jener grauenvollen

Nacht, als die wilden Fluten Menschen und Gebäude in den Abgrund zu ziehen drohen.

Eine reizende Erscheinung in demselben Roman ist die kleine schelmische Eva, Helenen's Schwester, die in drolligster Weise ihre Pensions-Erlebnisse und Kniffe vorzubringen und anzuwenden versteht. Man lese nur, wie sie das Gebahren der Pensionsvorsteherin, vulgo Distelfink, nachzumachen versteht; wie sie die Erziehungsmethode parodirt und aus ihrer Schwester Helene die kleinen Herzensgeheimnisse herauslockt. Man glaubt die Kleine wahrhaftig vor sich zu haben, ihr silberhelles Lachen zu hören und ihr schäkerndes Kosen.

Helene dagegen ist zu ernst gehalten, ihre Bildung überschreitet zu weit das Maß, das man heut zu Tage an Damen zu finden gewohnt ist. Ich halte diese Helene für ein Kunststück des Dichters. Er beabsichtigte, die großen Fragen der Gegenwart zur Sprache zu bringen und sie von seinem Standpunkte aus zu beleuchten. Er wählte also für seine Person den Doctor Elko, als Gegnerin eben diese Helene. Ein solcher beständiger Meinungsstreit nur unter Herren wäre bald langweilig geworden, mit einer Dame wurde und blieb er unterhaltend. Dabei ist Helene aber ein wenig gelehrt geworden und das steht ihr nicht gut.

Malvine ist eine sehr gelungene Figur. Aber an den mehr in den Vordergrund tretenden Männern ist außer an Elko wenig Gutes zu finden. Heinrich Friedlieb zumal ist ein durchaus abstoßender Charakter. Mir will es scheinen, als könne solch' ein verworfener Leichtsinn, der lediglich des Renommirens wegen den Ruf eines edlen Mädchens in Gefahr bringt, nicht existiren. Doch er kann es, aber dann überlegt der Renommist nicht mit solch kaltem Verstande, auf welche Weise er seinen bösen Zweck erreichen könne; dann geht er „unbewußt", wie von einem dunklen Drange, der eben sein Charakter ist, getrieben, zu Werke. Und dann

diese bodenlose Frechheit, mit welcher Heinrich dem getäuschten Mädchen sagen läßt, er wolle nichts mehr mit ihr zu schaffen haben!

Fritz Walke, Heinrich's getreuer Helfershelfer, taugt nichts mehr als Jener. Das Verhältniß Beider zu einander ist ein ähnliches wie Falstaff's zu dem Prinzen Heinz, mit dem einzigen Unterschiede, daß Walke kein Falstaff und Heinrich kein Heinz ist. Dazu fehlt Beiden eben Alles, und dann sind die beiden unsterblichen Gestalten Shakespeare's auch keine Schufte. Es ist schade, daß der Dichter in Fritz Walke so manchen Charakterzug gelegt hat, der nothwendig an den dicken John erinnern muß, so namentlich seine Manie, Zahlen zu seinem Vortheil in arithmetischer Progression zu vergrößern. Das muß ja unausbleiblich zu einer Parallele führen!

Aus den Gestalten in „Um Geld und Gut" erwähne ich zunächst den liebenswürdigen Eugen von Raven. Der sorglose Leichtsinn einer gesunden Jugendkraft, der überlegungslose Enthusiasmus für große Bewegungen im gesellschaftlichen und staatlichen Organismus; die lächelnde Kaltblütigkeit in drohender Gefahr ist sehr gut zur Darstellung gebracht. Dazu kommt ein reines unverfälschtes Gemüth und eine großherzige Gesinnung, um Eugen zu einer höchst anziehenden Erscheinung zu machen.

Von seinem Freunde wunderlichen Namens: Nepomuk Mühlthor, späterem Hüon Borella, kann man dasselbe nicht sagen; er ist ein Pedant und gehört als solcher in die gefürchtete Classe derer, die es mit Bewußtsein sind. Ein junger Mann, der so unerschütterlich fest auf eigenen Füßen steht, der kalt lächelnd auf die ihm unverständliche Gemüthserregung eines Freundes herabzusehen vermag; ein junger Mann endlich, der mit mathematischer Gewißheit die „Thorheit" eines Unternehmens vorauszusagen vermag, gewinnt selten die Herzen der Leser.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dagegen ist die Baronin von Raven anziehender. Der Adelsstolz dieser mit sechszehn Ahnen beglückten geborenen Bärenklau gewinnt dem Leser manches Lächeln ab. Zürnen kann man ihr aber nicht, denn sie ist im Grunde doch eine gute harmlose Person, mit kleinen Schwächen und Eigenthümlichkeiten, wie sie dem weiblichen Geschlechte kaum fehlen dürfen.

Die Juden sind ohne Ausnahme mit großer Gewandtheit und Frische, „nach dem Leben" gezeichnet. Schließlich sei noch des Fürsten gedacht, der, obgleich er kaum in den Vordergrund tritt, doch mit wenigen Zügen ungemein anschaulich vor unsern Augen steht.

Die Art, wie Laicus die Charaktere in seinen Dichtungen zur Darstellung bringt, ist die kunstgemäße. Namentlich in „Der Sonderling" treten die Gestalten der Personen in plastischer Anschaulichkeit vor das Auge des Lesers.

Im Ganzen darf man Laicus einen hervorragenden Platz, nicht allein unter unsern katholischen Romanschriftstellern der Neuzeit anweisen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Franz von Seeburg.

Franz von Seeburg hat noch nicht viel geschrieben — bis jetzt: „Das Marienkind", „Die Nachtigall", „Cyclama", „Durch Nacht zum Licht", „Die Fugger und ihre Zeit" — durch diese wenigen Bände hat er aber schon bewiesen, daß er ein gutes Talent, gesunden Humor und anerkennenswerthe technische Ausbildung besitzt. Fühlte man aus seinen ersten Werken noch die Unsicherheit des Anfängers heraus — so zeigt sein letztes, wie schnell der Schüler sich durch ernstes Streben nach höherer Vollendung zum Meister herangebildet.

Franz von Seeburg hat seiner schriftstellerischen Thätigkeit ein höheres Ziel gesetzt, als die bloße Unterhaltung in müßigen Stunden. Er will den Geist seiner Leser mit den großen Fragen des Jahrhunderts bekannt machen; will sie begeistern für die idealen Güter des Lebens: sie ermuntern zu unaufhörlichem Kampf für ihre Bewahrung; will endlich ihren Geschmack veredeln durch unverfälschte geistige Kost. Durchdrungen von diesem Streben wählt er seine Stoffe und seine Charaktere.

In „Das Marienkind" versucht der Dichter die faulen Früchte moderner und den Segen echt christlicher Erziehung, sowie die mißlichen Zustände in so vielen Kreisen der vornehmen Gesellschaft darzustellen. Er führt zu diesem Zwecke eine junge Gouvernante durch deutsche und französische Familien und schildert das häusliche Leben und die Leiden der

Eltern mit ihren Kindern in vielseitiger Weise. Die blinde Liebe der Eltern zu unerzogenen Kindern, die fortschreitende Entartung der letzteren durch eben diese Liebe führt er dem Leser in vielen, manchmal in sehr grelle Farben getauchten Bildern vor. Neben diesen erscheinen jedoch auch wiederum anmuthende Darstellungen aus deutschen Familienkreisen mit guten freundlichen Menschen und gutgearteten Kindern. Endlich widmet er der Darstellung des gesellschaftlichen Lebens in Frankreich große Ausführlichkeit. Aber auch hier hat er stellenweise zu sehr schwarz in schwarz gemalt, er stößt den Leser ab, statt ihn anzuziehen.

Daneben hätte die Handlung bei einem Umfange von nahe sechshundert Seiten doch reicher und kunstvoller gestaltet sein müssen. Eine einheitliche Composition bildet sie überhaupt nicht, namentlich steht der erste Ausflug Josefinens in die Welt in keiner Verbindung mit den folgenden Begebenheiten: erst auf Seite neunzig beginnt die eigentliche Erzählung. Man lese nur: Josefine, das Marienkind genannt, kommt als Erzieherin in das Haus des reichen Herrn von Steinberger. Sie hat nicht viel Freude im Hause, und gar keine mehr, als auch die kleine Fanni krank wird. Am Bette des Kindes macht der Arzt ihr Anträge, die sie mit hoher Entrüstung zurückweist. Fanni stirbt; Josefine verläßt das Haus.

Diese Personen verschwinden nun für immer aus unserer Geschichte, neue Gestalten treten auf den Schauplatz, das ist ein bedauernswerther Formfehler.

Josefine wird nun Erzieherin des Sohnes vom Notar Fraissance in Arras, Jerome. Sie hat hier Entsetzliches zu erdulden, denn der verhätschelte Liebling der Frau Notar erlaubt sich alle möglichen Rohheiten gegen Josefine. Sie erträgt aber Alles mit Geduld und verliert nie ihr gleichmäßiges liebenswürdiges Benehmen. Dadurch erweckt sie die

Bewunderung Henri's, Bruders der Frau Fraissance. Auch Josefine empfindet alsbald lebhaftes Interesse für den talentvollen jungen Mann. Sie spricht häufig mit ihm über ernste Gegenstände, namentlich über religiöse Angelegenheiten, und bringt in dem Innern des glaubenslosen Jünglings eine vollständige Revolution hervor. Er bricht den Verkehr mit seinen frivolen Freunden in energischer sogar etwas sensationeller Weise ab und hält täglich Conferenzen mit einem Abbé. Nach einigen Wochen hat er ganz andere Bahnen eingeschlagen. Josefine ist mit ihm zufrieden. Auch der Vater Henri's, ein alter General, schwärmt gleich seinem Sohne für die fromme liebenswürdige Gouvernante — als aber Henri Anspielungen macht, daß er Josefine gern zu seiner Gemahlin erheben möchte, protestirt der Alte in ganz energischer Weise. Josefine ahnt die Sachlage und löst ihre Stellung, um nicht Unfrieden zwischen Vater und Sohn zu säen.

Sie wird, was sie war, bei einer adligen Familie im Rheingau. Hier ist sie zufrieden, bald aber wirft Graf Feodor, ein Verwandter des Barons, seinen finstern Schatten in dies friedliche Leben, Josefine wird von seinem brutalen Antrage so ergriffen, daß sie schwer krank wird. Kaum genesen, wird sie von einer zu Besuch weilenden alten Jungfer, Thila, auf's Korn genommen, von ihr verfolgt und verläumdet. Die Angriffe schaden ihr aber nicht, im Gegentheile, als die Familie des Generals nach einem deutschen Badeorte kommt und Josefine dort wieder trifft, wird sie die Braut Henri's.

Man sieht, die Handlung bietet wenig Spannendes und Erbauliches, eine eigentliche Verwickelung giebt es nicht, die beiden Angriffe auf Josefine haben mit einander viel Aehnlichkeit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von den Personen sind Josefine, Herr von Steinberger, der General und der Baron recht ansprechende Figuren. Jerome dagegen ist durchaus abstoßend, seine Rohheit kaum glaublich. Henri ist mit überflüssigem Enthusiasmus dargestellt, seine guten Eigenschaften sind unmotivirt übertrieben. Daß der Dichter endlich seine Feder angesetzt, um eine Thila zu schildern, ist sehr zu bedauern. Solche Personen sind an sich sehr prosaisch, und in diesem Falle kommt hinzu, daß der Haß der alten Jungfer gegen Josefine nicht genug motivirt ist.

Im Ganzen trägt diese Erzählung den Stempel der Unreife, aber auch eines tüchtigen, wenn auch noch unausgebildeten Talentes.

In die bairischen Hochlande führt uns der Dichter in „Die Nachtigall" (1877), aus den duftenden Salons der vornehmen Welt versetzt er uns in das Gegentheil, in ärmliche Dörfer und dumpfige Bauernstuben. Aber offen gestanden: diese derben Bauerngestalten mit ihrem sehr realistischen Wesen interessiren mehr als die nervösen Damen der höheren Stände, namentlich wenn ein Seeburg sie mit so geschicktem Pinsel vorzuführen versteht.

„Ueber dem Hausgange auf der andern Seite ist noch eine andere große Stube und dort gibt sich der Bauer, wie er ist; laut, kräftig, derb, festen Zuges im Trunke, kurz und schneidig in der Rede oder auch zutraulich und gemüthvoll; dann wieder herausfordernd, mit den Weinbechern klirrend und klingend, singend und jauchzend, breit über den Tisch gelehnt oder behaglich den Rücken an die getäfelte Holzwand drückend; ein buntes Bild, Männer, wetterbraun und schwer in Glied und Körper, Ehefrauen voll Zucht und Würde und geschäftigem Geplauder, Greise, still vor sich hinlächelnd oder von alten Kriegszeiten erzählend, junge Burschе voll sprühenden Lebens, das durch alle Glieder zuckt, feueraugige Dirnen, die nun freundlich lächelnd, nun trotzig die Lippen krausend unter allen Stolzen die Stolzesten sind. Und über ihnen allen ein grauer, dicker, athemsaugender Nebelstreifen von Tabakqualm, daß die Sonne kaum durchzu-

dringen vermag und des Abends die Lichter so arm und verloren düstern, daß Alles einem winterlichen Nachtbilde gleicht, in dem sich die Gestalten fast formlos verlieren". (S. 118.)

Da haben wir mit wenigen Strichen ein ganzes Gemälde. Die Handlung selbst führt uns noch tiefer ein in das leidenschaftliche Sinnen und Trachten des Gebirgsbewohners, der, was er sinnt und thut, mit ganzer Seele sinnt und thut. Sie schildert uns die Liebe zwischen dem reichen Sohne des Weidhofers, Isidor, und dem armen Findelkinde Trine, seiner Pflegeschwester, die wegen ihrer schönen Stimme die Nachtigall genannt wird. Eifersucht, Bewerbungen von anderer Seite, der Eigensinn des alten Weidhofers hindern lange die Vereinigung der Liebenden, bis endlich der hartherzige Alte sein Jawort giebt. Trine aber — und das ist sehr merkwürdig — entpuppt sich nicht etwa als Kind irgend eines gräflichen Herrn, sondern bleibt was sie war, ein Findelkind.

Wieder läßt die Composition zu wünschen übrig, ein glatt abgerundetes Kunstwerk bietet uns der Dichter auch diesmal nicht. Dagegen muthen die Charaktere an, nur der Kirchenpfleger hätte fortbleiben dürfen.

Wir entdecken aber in dieser Erzählung Seeburg's eine neue Seite seines schönen Talentes: die Meisterschaft in Naturschilderungen. Man lese nur:

„Es war tiefdunkle Nacht geworden. Kein Stern sah vom Himmel zur Erde hernieder, lichtlos, in schwarzes brütendes Gewölk gehüllt, brütete das Hochgewitter über dem Thale. Ein langgestreckter bläulich leuchtender Blitzstrahl fährt aus dem Gewölke, das Thal und die mächtigen Berge für einen Augenblick in weiße Feuergluten badend, dann ist's wieder finster wie im Grabe; der Donner rollt und poltert, daß die Erde bebt. Im Walde regen sich erst leise und immer heftiger vom wachsenden Winde gewiegt und gejagt die Zweige der Tannen und Buchen, wie Zornesathmen der Natur braust der Sturm durch's enge Thal und heult und wimmert, als läge die Schöpfung in ringendem Todeskampfe, dazwischen wieder grell aufleuchtend Blitzeslichter,

so schaurig, schauriger noch als des Donners Murren und Rollen und Grollen und schmetterndes Schlagen." („Die Nachtigall" S. 133.)

Das ist der Natur wie abgelauscht und in sinnigster Weise wiedergegeben. Und solcher Schilderungen finden sich viele in dem Buche.

In eine ganz andere Zeit, in andere Lebenssphären begiebt sich Seeburg in „Durch Nacht zum Licht". Die Handlung spielt zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts und zwar in Baiern. In ungemein frischen farbenreichen Bildern führt der Dichter die damalige Klosterstürmerei, das Treiben der Illuminaten an uns vorüber. Wir gelangen in den Palast des regierenden Churfürsten, lernen den Großmeister des mächtigen geheimen Ordens kennen, thuen Einblicke in die geheime Werkstätte, in welcher die finsteren Pläne gegen Orden und Klöster geschmiedet wurden — mit einem Wort: die ganze Gesellschaft des alten Münchens zieht vielfarbig an uns vorüber.

Jedenfalls ist diese Erzählung eine gute Leistung unseres Dichters, zeigt ihn weit vorgeschritten auf dem Pfade der Kunst. Die Begebenheiten sind gut gewählt, bezw. erfunden, und in hohem Grade spannend. Leider muß aber auch hier wieder dem Dichter vorgeworfen werden, daß er es nicht verstanden hat, den reichen Stoff zu einer organisch zusammenhängenden Handlung zu componiren. Sowie die Erzählung uns vorliegt, besteht sie aus drei Begebenheiten, von denen keine die andere beeinflußt, die nichts mit einander zu thun haben, als daß die Personen mehrfach mit einander in Berührung kommen.

Den breitesten Raum nimmt der Kampf gegen die Klöster ein. Trotzdem aber ist ersichtlich, daß der Dichter diesen nicht hat zum Hauptgegenstande seiner Darstellung machen wollen — Haupthandlung ist vielmehr, wie auch schon der Titel andeutet, die Umkehr Konrad's und Mina's,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der beiden irre geleiteten Kinder des wackeren Klosterrichters Werner. Konrad, ein talentvoller junger Mann, geräth in die Hände glaubensloser Personen und wird schließlich Mitglied des geheimen Bundes. Mina, ein schönes junges Mädchen, läßt sich von einem jungen Wüstling, Alfred Baron von Hopfenblüh, täuschen und wird grenzenlos elend. Das hat der Dichter meisterhaft dargestellt. Beide Geschwister aber gelangen durch ihre Schicksale auf den rechten Weg zurück.

Als dritte Handlung muß die Liebe Anton Bühler's zu Friederike Werner betrachtet werden. Eine vierte noch könnte ich hinzu fügen: die ausgezeichnet geschilderten Abenteuer des Lieutenant's Guttenheim.

Es ist zu bedauern, daß der Dichter diese Begebenheiten nicht fester zusammengefügt hat; er würde seine Erzählung zu einem hohen Range erhoben haben.

Den Charakteren darf rückhaltloses Lob gezollt werden. Sie sind alle gut gezeichnet und, selbst wenn sie moralisch schlecht sind, nicht, wie in den früheren Erzählungen Seeburg's, abstoßend. Auch jene Personen, die nur vorübergehend auftreten, sind mit einer solchen Frische und Anschaulichkeit dargestellt, daß der Leser sie so leicht nicht wieder vergißt.

Ueberhaupt kann die Darstellungsweise Seeburg's in diesem Roman ausgezeichnet genannt werden. Namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß von breiten langweiligen Schilderungen nichts zu finden ist. Die historische Situation wird mit wenig Worten gekennzeichnet, der Schauplatz mit kurzen aber plastischen Zügen angedeutet. Die Naturschilderungen sind knapp, aber ungemein anmuthend. So z. B.

„Der Mond stand hoch am mitternächtigen Himmel und deckte die schlummernde Erde mit seinem blassen Silberlichte. Er ruhte mit

seinen weichen Strahlen sinnend auf dem glatten Spiegel des See's, zitterte an dem Laube der schlafenden Bäume, drang wie eine von heiliger Liebessehnsucht erfüllte Seele durch die hohen Fenster in die Kirche und ruhte selig vor dem Altare des eucharistischen Gottes; als er aber mit seinem Silberauge den Wüstling erschaut, der von den Geistern des Weines gequält sich auf seinem Lager wälzte, als sein Strahl in jenes Gewölbe fiel, wo der Kirchenraub aufgespeichert lag, da verhüllte er sein Antlitz in eine erbarmende Wolke, und als es Morgen geworden, war die Erde feucht von den Thränen des Himmels." („Durch Nacht zum Licht" S. 569.)

So gelungen in vielen Beziehungen die genannten Romane sind — sie alle geben noch kein volles Bild des schönen Talentes unseres Dichters, erst die Zeitbilder: „Die Fugger und ihre Zeit" zeigen so recht seine Bedeutung und vollendete Ausbildung. Freilich haben wir es hier nicht mit einem Romane im eigentlichen Sinne des Wortes zu thun; der Dichter selbst hat für sein Werk bescheidener Weise die Bezeichnung „Bildercyclus" gewählt, weil es nicht die Schicksale eines einzelnen Individuums, sondern eines ganzen Geschlechtes behandelt. Auch gehört sein Werk, streng genommen, weder in die Klasse der socialen noch der historischen Erzählungen; es vereinigt eben beide Elemente. Social ist es, weil es uns das Werden und Wachsen eines weltberühmten und geldmächtigen Kaufmannsgeschlechtes in poetischen Bildern vorführt; historisch, weil nach und nach geschichtliche Persönlichkeiten auf der Bühne erscheinen und mit den Fuggern verkehren. Das genügt noch nicht, eine Erzählung zu den rein historischen zu rechnen; wir dürfen sie deshalb wohl dieser Abtheilung einreihen.

Jeden Leser wird die ungemeine Klarheit und Anschaulichkeit, mit der auch das kleinste, geringfügigste Ereigniß seine Darstellung gefunden, sofort für sich einnehmen. Da stört keine langweilige Beschreibung; keine pedantisch genaue Aufzählung von Einzelheiten; keine gelehrt sein sollende

Erörterung — Alles ist voll Leben und Frische, wie der unmittelbaren Wirklichkeit abgelauscht. Das mittelalterliche Städteleben, der freiheittrotzige Geist der Bürger, der selbst dem Kaiser gegenüber auf seine Rechte pocht, wird uns in prächtigen farbenreichen Bildern illustrirt. Die unheilvollen Wirren der Reformation finden dichterische Beschreibung. Meisterhaft ist die Schilderung der Pest in Augsburg.

Die Handlung besteht aus einer Reihe einzelner Novellen, deren Helden oder Heldinnen sämmtlich dem Geschlechte der Fugger entstammen. Wir sehen den armen Webergesellen Hans Fugger einziehen in die reiche Stadt Augsburg. Naserümpfend sehen die weisen Meister seines Handwerks auf den jungen Burschen herab, der so fröhlich und selbstbewußt auftritt, als könne seiner Kunst der Erfolg nimmer fehlen. Nicht lange aber dauert es, so setzt Fugger ganz Augsburg, vom gestrengen Bürgermeister bis herab zum Krämer, in Erstaunen mit seinen feinen Geweben; ja, bald kann Fugger es sogar wagen, von dem ehrenfesten Bürger Wiedolph die Hand seiner Tochter Clara zu erbitten. Er lebt noch lange Jahre und hinterläßt seinen Söhnen ein reiches Vermögen. Nach seinem Tode mehrt es sich unter den Händen seines Sohnes Jacob, dann unter der Verwaltung von dessen Söhnen Ulrich und Jacob in's Riesenhafte. Der Kaiser von Deutschland macht einem Fugger Besuche und würdigt ihn seiner intimen Freundschaft!

Es ist ein großartiges Gemälde, das sich vor unsern Augen entrollt; man vergißt ganz, daß die künstlerische Einheit fehlt, welche die kostbaren Perlen zu einer Kette zusammenschließt.

Um die eigentliche Handlung gruppiren sich einige reizende Episoden, deren Inhalt meist eine Liebesgeschichte bildet. Die schönste ist wol das Abenteuer Robert's und Ursula's mit dem jungen übermüthigen Erzherzog. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Liebe Sibyllens und des Junkers von Bubenhoven ist ungemein reizvoll geschildert.

Dazu rechne man die vollendete Charakterzeichnung — Hieronymus z. B. ist eine Prachtgestalt, von schönstem Humor — und man kann sich der Hoffnung nicht verschließen, daß wir von Seeburg noch manche bedeutende Leistung zu erwarten haben.

II.

Der historische Roman.

Conrad von Bolanden. | Franz Isidor Proschko.
Heinrich Conscience. | Cardinal Wiseman.

Conrad von Bolanden.

Unter dem Pseudonym Konrad von Bolanden verbirgt sich der Prälat Joseph Bischoff in Speyer. Geboren den 9. August 1828 zu Gailbach in der Rheinpfalz, widmete er sich dem Studium der Theologie und wurde im Laufe der Jahre Pfarrer in Börrstedt. Im Jahre 1870 legte er sein Amt nieder, um sich ungestört schriftstellerischen Arbeiten widmen zu können. Er entwickelt denn auch seit jener Zeit eine außerordentliche Thätigkeit. Fast jedes Jahr bringt von ihm einen neuen Roman, meist in mehreren Bänden. Bis jetzt sind von ihm — sämmtlich unter dem Pseudonym Conrad von Bolanden — außer einigen kleineren folgende größere Werke erschienen: Eine Brautfahrt 1857. Franz von Sickingen 1859. Königin Bertha 1860. Barbarossa 1862. Die Aufgeklärten 1864. Historische Novellen über Friedrich II. 4 Bde 1865—66. Angela 1866. Gustav Adolf 4 Bde 1867—1871. Die Schwarzen und die Rothen 1868. Fortschritt 1870. Raphael 1870. Die Unfehlbaren 1871. Die Mageren und die Fetten 1872. Canossa 3 Bde 1872—73. Der alte Gott. Der neue Gott. Russisch 1872. Die Reichsfeinde 2 Bde 1874. Urdeutsch 2 Bde 1875. Bankrott 3 Bde 1877. Die Bartholomäusnacht 2 Bde 1879.

Bolanden hat unstreitig ein bedeutendes Talent. Eine lebhafte, über alles Kleinliche kühn in's Große gehende

Phantasie, eine gut ausgebildete Darstellungsgabe, verbunden mit reicher Menschenkenntniß und einem umfassenden Wissen beriefen ihn von vornherein zu einer ausgezeichneten Stellung in der Literatur und befähigten ihn zu schätzenswerthen Leistungen. Dazu kam ein bewunderungswerther historischer Weitblick, eine großartige Auffassung der Charaktere und Begebenheiten der Weltgeschichte, sodaß man Bolanden das Prognostikon stellen konnte, er werde ein glänzender Vertreter des historischen Romanes werden. Und er ist es geworden überall, wo sein Auge sich abwandte von dem leidenschaftlichen Tages-Hader der Parteien und sich zuwandte den ewigen Ideen, die den Lauf der Weltgeschicke bestimmen; wo er willig seinem Genius folgte, der ihn mit glänzendem Stabe hinwies auf die großartigen Ideenkämpfe vergangener Jahrhunderte. Traurig aber senkte der Genius der Poesie seine Flügel, wenn Bolanden Tagesfragen behandelte mit der heftigen Energie und Rücksichtslosigkeit eines Journalisten und seine Novellen zu einer Arena machte für die aufeinander platzenden Geister. Der Duft der Poesie entwich, der ängstigende Dunst der Tageskämpfe lagerte sich über die Gebilde des Dichters, die nun nicht mehr Anspruch machen können auf dichterische Erzeugnisse. Von vornherein nehmen wir Abstand von diesen; denn die Verdienste, welche sich Bolanden durch diese seine luftreinigende Thätigkeit auf dem Gebiete der Tagesfragen unläugbar erworben hat, können an diesem Platze nicht gewürdigt werden. Der Bolanden, den wir hier in's Auge zu fassen haben, ist der Dichter großer historischer Romane, nicht der wortmächtige Rufer im Streit. Freilich streift Bolanden auch in diesen Werken vielfach an Tagesfragen, aber in durchaus künstlerischer Weise. Er wählt Charaktere und Begebenheiten, die dem Verständnisse der Gegenwart nahe liegen, die vielfache Berührungspunkte haben mit dem religiösen und politischen

Leben unserer Tage. So weht es uns aus den Blättern seiner historischen Romane sofort wie der lebendige Hauch modernen Geistes entgegen; wir wenden Blatt um Blatt und erleben Kämpfe und Thaten, wie unsere Tage sie in so vielfacher Gestalt gezeitigt. Wir haben nicht nöthig, uns in die Denk- und Gefühlsweise jener längst vergangenen Jahrhunderte zurück zu versetzen, denn wir bewegen uns in verwandten Gedankenkreisen. Der Kampf der Kirche mit dem Staate um unveräußerliche Gerechtsame, der Kampf des Rationalismus, wie er sich im Protestantismus verkörpert, gegen das Dogma wird ja ewig derselbe und ewig neu bleiben; in immer wechselnden Gestaltungen wird er wiederkehren. Darum sind uns von vornherein die gewählten Charaktere und Begebenheiten in Bolanden's historischen Romanen sympathisch. Die großartigen Kämpfe zwischen Papstthum und Kaiserthum zur Zeit Barbarossa's und Heinrich's IV; die Reformation und der Bauernkrieg; der Zug Gustav Adolf's gegen die Kaiserlichen und die Bartholomäusnacht; Friedrich der Große und die französische Revolution — das sind Stoffe und Personen, die unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen.

Es ist aber nicht der feine Tact des Künstlers, nicht das Bewußtsein, daß sich aus solchem Material Tüchtiges schaffen lasse, allein, was Bolanden zu historischen Stoffen treibt, sondern das Bestreben, die geschichtlichen Vorgänge so darzustellen wie sie geschehen, die Personen so wie sie gewesen sind. Denn Bolanden sagt mit Rücksicht auf die oben genannten Charaktere[1]): Die Historie habe viele Begebenheiten und Charaktere der Weltgeschichte in unmotivirter Weise glorificirt, sie mit einem Nimbus umgeben, der ihnen in der That nicht zukomme, der ihre Blößen verdecken solle.

---

[1]) Vorrede zu: „Eine Brautfahrt".

Diesen Nimbus will Bolanden zerstören, diese Blößen will er Jedermann's Auge offen legen. Dabei hält er sich streng an die authentischen geschichtlichen Quellen, zahlreiche Citate belegen Worte, Handlungen und Scenen, die an sich manchem wenig glaubwürdig vorkommen würden. So erscheinen Barbarossa, Heinrich IV., Gustav Adolf, Friedrich II. in Bolanden's Romanen in ganz anderem Lichte, als man sie in den verbreitetsten Lehrbüchern der Geschichte zu sehen gewohnt ist: das Gesicht zeigt die Spuren ungebändigter niedriger Leidenschaft, selbstsüchtigen Strebens und hochmüthiger Verachtung der göttlichen und menschlichen Gesetze. Selten oder vielmehr nie fällt ein Lichtstrahl edeler Gesinnung in diese tiefste moralische Nacht.

Man darf mit Recht die Frage aufwerfen, ob die von Bolanden gewählten historischen Persönlichkeiten den ästhetischen Ansprüchen genügen. Der Held oder vielmehr die Hauptperson eines Romanes soll unsere Sympathien gewinnen, wir sollen ihren Schicksalen, Abenteuern und Seelenkämpfen mit wachsendem Interesse folgen, gleichsam Freud und Leid mit ihr theilen. Der Romanheld kann ein leidenschaftlich erregtes Individuum sein; er kann in blindem Triebe seine Seele mit Schuld belasten — nie aber darf der Dichter einen moralisch verkommenen Menschen auf das Postament der erzählenden Dichtung heben. Eben deshalb können Männer wie Luther, Heinrich IV., Gustav Adolf u. s. w. in den Bolanden'schen Romanen uns kaum genügen.

In gleicher Weise abstoßende Charaktere bieten die in neuerer Zeit spielenden Romane Bolanden's in Fülle. Gewissenlose hochmüthige Professoren, die von gewöhnlichen Leuten blamirt werden; schurkische Liberale, an denen kein gutes Haar ist; Minister ohne jedes sittliche Gefühl; Pfarrer, denen jede priesterliche Würde abhanden gekommen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

— das ist die Gesellschaft, in die Bolanden in mehreren seiner Werke uns einführt. Unbefriedigt, ja voll Abscheu müssen wir uns von solchen Gestalten abwenden.

Glücklicherweise hat Bolanden aber eine so stattliche Reihe meisterhafter Romane geschaffen, daß man die weniger gelungenen leicht über diesen vergißt. Seine ältern Romane dürfen sämmtlich — wenn man eben davon absieht, daß einige Mal sittlich verworfene Menschen zu Hauptpersonen gemacht sind — als Perlen unserer katholischen Erzählungsliteratur bezeichnet werden. Namentlich sind hervorzuheben: Eine Brautfahrt — Franz von Sickingen — Königin Bertha — Barbarossa — Gustav Adolf — Canossa und unter diesen als der beste Roman Franz von Sickingen. Man darf die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Titelhelden den besten Schöpfungen unserer Romanliteratur überhaupt zuzählen. Sickingen, getrieben von dem unerschütterlichen Bewußtsein der Rechte des Adels, wirft sich auf zum Vertheidiger desselben gegen die Uebergriffe des Kaisers. Viele Anhänger scharen sich um ihn. Da erwacht sein Ehrgeiz, der Glanz der Krone lockt ihn, er selbst will deutscher Kaiser werden. Mit unbeugsamer Energie geht er seinen Weg weiter, bis die Vorsehung ihm ein Ziel setzt. Wie nun der tödlich verwundete Held auf dem Schmerzenslager liegt, wie er sein vergangenes Leben und Kämpfen überschaut, wie er schaudernd bemerkt, wie viel Blut und Leben er seinen ehrgeizigen Planen geopfert, wie dann sein ganzes großes Herz in dem Gefühle bitterer Reue aufgeht — das ist mit wahrhaft erschütternder Tragik dargestellt. Der finstere trotzige Sickingen ist uns nahe gebracht. Mit innigem Antheil folgen wir ihm auf seiner gefährlichen Bahn, und tiefe Trauer beschleicht uns, als wir ihn endlich in den Abgrund stürzen sehen. Ein schöner Zug ist die rührende Liebe Sickingen's zu seiner verewigten Gattin. Wenn deren Bild in all seiner

Lieblichkeit vor seine von finstern Geistern umschwebte Seele tritt, dann weichen jene nächtigen Gestalten; er sehnt sich nach ihr, wünscht die weiche Stimme zu hören, welche ihn so oft abhielt von mörderischem Beginnen und die wilden Gedanken aus seiner Seele scheuchte.

Auch „Barbarossa" ist eine Gestalt, die den ästhetischen Ansprüchen, die man an den Helden eines Romanes stellen muß, vollauf genügt. Wir haben freilich nicht jenen glorioſen Heldenkaiser vor uns, wie ihn Grabbe's genialer Griffel gezeichnet, immer aber noch eine bedeutende Schöpfung. Bolanden hat es wohl verstanden, den großartigen Zug, der durch alle Handlungen des deutschen Kaisers geht, getreu aufzufassen und lebendig darzustellen. Er erweckt trotz mancher abstoßender Eigenschaften die Sympathien, die man stets den mächtigen Gestalten der Weltgeschichte entgegenbringt. Diese beiden Charaktere sind unter den unzweifelhaft historischen Helden in Bolanden's Romanen die einzigen, denen die Theilnahme der Leser gesichert ist.

Aber nach diesen kommt eine Reihe von Personen — nicht historische, sondern des Dichter's eigenste Schöpfungen — die wir lieben und bewundern lernen. Es sind das die echten mittelalterlichen Rittergestalten, die hünenhaften Helden des Schwertes, die Bolanden mit Meisterhand darzustellen versteht. Wie diese reckenhaften Jünglinge in den Romanen selbst im Fluge die Herzen der Menschen gewinnen, so nehmen sie auch den Leser unwiderstehlich für sich ein. Mit hoher, fast mädchenhafter Schönheit verbinden sie riesenhafte Kräfte und eine harmlos=unschuldige Seele. Wie ein verheerend Feuer dringen sie todverachtend in die Reihen der Feinde, rechts und links die riesigen Mannen wie Grashalme niederwerfend. Der anziehendste Vertreter dieser Heldenklasse ist unstreitig der prächtig gezeichnete Heinrich von Windstein in „Franz von Sickingen" und nach ihm Siegfried in

„Canossa", Hildchen von Rotheneck in „Luthers Brautfahrt", Gieselbert in „Königin Bertha". Mit welcher Plastik diese Helden in einzelnen Scenen vor das Auge des Lesers treten, mag folgende farbensatte Schilderung aus „Franz von Sickingen" beweisen, wo die fanatischen Bilderstürmer im Begriff sind, einen Mönch dem hoch aufgethürmten Scheiterhaufen zuzuführen:

„Obwohl die Straße so dicht voll Menschen war, daß jeder an dem Platze stehen bleiben mußte, wo er eben stand, sah man dennoch einen Mann mit Erfolg durch das Gewühl sich Bahn brechen. Seine hohe Gestalt überragte Alle, sein glühendes Angesicht war dem Scheiterhaufen zugekehrt. Vor der Brust hielt er ein wuchtiges Schwert, das seiner Breite und Länge wegen viele Aehnlichkeit mit den Zweihändern hatte, so genannt, weil sie mit beiden Händen geführt und nicht am Wehrgehäng, sondern auf der Schulter getragen wurden. Mit der Rechten theilte er ohne besondere Anstrengung die Masse. Sein Haupt bedeckte eine Stahlmütze, auf der eine rothe Feder stack, die in einiger Entfernung, wie eine kleine Flamme, über dem dunklen Gewühle flackerte. Während er mit steigender Eile vorwärts drängte, wich vor dem Harnische des Mannes die Menge zurück, wie vor dem Kiele des Schiffes die zürnenden Wogen des entgegenströmenden Meeres. Manche Flüche und Verwünschungen wurden laut im Volke und bezeichneten die Bahn, welche Heinrich von Windstein nahm; denn nur er konnte Schwierigkeiten überwinden, die gewöhnliche Menschen würden erdrückt haben, ohne sie an's Ziel gelangen zu lassen.

Endlich stand Heinrich vor dem Scheiterhaufen. Drei Schritte vor ihm wurden eben dem Mönche die Hände grausam zusammengeschnürt. Windstein war beim Anblicke des Gemarterten wie versteint stehen geblieben. Der Ordensmann schlug gerade das matte Auge auf und ließ es mit stillem, ergebenem Schmerze auf dem Junker ruhen. Da flammte eine dunkle Gluth über Windsteins Angesicht, er stieß eine furchtbare Verwünschung aus, rannte den vor ihm Stehenden zu Boden, stürzte über ihn weg, Knebel entgegen, der mit häßlichem Grinsen die Stricke in das Fleisch des Mönches zog. Noch rechtzeitig griff der Prediger zur Axt und warf sich voll Muth dem hereinbrechenden Krieger entgegen.

„Nimm das, Papistenhund!" rief Knebel, indem er gegen Windsteins Haupt ausholte. Sein Hieb erreichte jedoch das Ziel nicht; denn

von Windsteins eisernem Faustschlag getroffen, der wohl einen Stier würde getödtet haben, stürzte Knebel mit zerschmettertem Schädel zu Boden.

Dieser Anfall geschah so plötzlich, daß Heinrich mit seinem Dolche die Stricke an des Mönches Händen bereits zerschnitten hatte, bevor die verblüfften Fanatiker des Predigers Tod rächen konnten. Jetzt aber drängte ein ganzer Haufen voll Wuth gegen den Ritter.

„Nieder mit ihm, — haut ihn in Stücke!" brüllte es von allen Seiten und tausend Hände erhoben sich zu des Jünglings Verderben.

„Was, ihr Bestien? Gegen mich wollt ihr zu Felde ziehen? Ha, nur heran!" rief der grimme Herr von Windstein und sein mächtiges, gefürchtetes Schwert fuhr aus der Scheide. Das flammende Auge des Ritters, das eiserne furchtbare Gesicht, — den schönen Zügen Heinrichs fast nicht mehr ähnlich, dazu die hohe Gestalt, welche Grimm und Wuth aufzutreiben schienen, hätten jetzt Herrn Nikolaus andeuten können, weßhalb dieser Krieger gemeinhin „rother Schlächter" genannt wurde. Durch den hochaufgethürmten Scheiterhaufen im Rücken gedeckt, stand er zum Kampfe bereit und erwartete den drohenden Angriff der tobenden Menge. Hätte der blutdürstige Pöbel geahnt, wer ihm gegenüber stehe, er würde scheu zurückgewichen sein; denn im ganzen Reiche erklang Windsteins Waffenruhm, und das gemeine Volk war eher geneigt, Heinrichs Thaten bis in's Wunderbare und Uebermenschliche zu übertreiben, als dieselben herabzusetzen. Das Geschick aber wollte, daß Niemand den Furchtbaren erkannte, der einem Löwen gleich, zum verderblichen Sprunge bereit lag.

Die bisherigen Führer und Quäler des Mönches, zwei lange, knochige Burschen, stürzten zuerst mit ihren Aexten gegen den jugendlichen Helden. Man konnte nicht unterscheiden, ob Windstein mit einem Streiche Beiden die Köpfe vom Rumpfe hieb, oder ob er zweimal ausholte. Im letzteren Falle mußte der zweite Hieb mit Blitzesschnelle geführt worden sein; denn die Köpfe rollten zu gleicher Zeit auf den Boden und die hinsinkenden Leichname übergossen den Krieger mit zwei hochaufsteigenden Blutstrahlen. Die unmittelbaren Zuschauer dieser blutigen That wichen zwar erschreckt zurück, allein das dumpfe, drohende Murren der Masse brach in stürmisches Geheul aus und schon tief im Gewühle erhoben sich Waffen gegen Heinrichs Brust. Manche Stöße trafen des Kämpen undurchdringlichen Panzer, wiederholt sausten Streiche um sein nothdürftig geschütztes Haupt, und nur seine Geschicklichkeit in Führung des Zweihänders, seine Besonnenheit

und die wunderbare Stärke des Armes konnten ihn retten. Bei jedem Stiche und Hiebe, die schnell abwechselten, je nachdem die Stellung des Angreifenden es forderte, sanken die Körper in den Tod. Faust, der mit Vergnügen dem gräßlichen Würgen zusah, versicherte, Windstein habe öfter das Schwert mit beiden Händen gefaßt und zwei Leiber auf einen Streich mitten entzwei gehauen. Schnell bildete sich ein Wall von Leichen, und da die Vordersten oft wider Willen von der im Rücken drängenden Masse unter das gefräßige Schwert des rothen Schlächters getrieben wurden, dauerte das Gemetzel einige Minuten fort, bis ein Zufall dasselbe schnell beendigte.

Das ist eine kräftige, wirkungsvolle Schilderung. Aehnlich ist eine Scene in „Canossa", wo Siegfried sich zum Beschützer des als Sklavin verkauften Mädchens aufwirft und es aus den Händen seiner Gewalthaber befreit. Auch hier: dramatische Lebendigkeit, Kraft und Anschaulichkeit. Und überall, wo Bolanden solche Charaktere und solche Situationen vorführt, da ist er ein Meister, den so leicht nicht Jemand erreicht. Er hat diese Gestalten mit reiner dichterischer Freude, das merkt man ihnen an, ausgearbeitet, und wenn Bolanden sein dichterisches Feuer ohne jede Rücksicht auf polemische Neigungen sich ergießen läßt, dann kann man Freude an seinen Schöpfungen haben, und darum erscheinen hier Bolanden's Romane unter dem historischen Roman einrangirt. Diese jugendlichen Ritter prägen sich unserer Phantasie ein, man folgt mit athemloser Spannung ihren abenteuervollen Zügen, man haut und sticht mit ihnen. Deshalb sind jene seiner Romane, in denen solche Charaktere vorwiegend auftreten, also jene, die im Mittel- und Reformationszeitalter spielen, unstreitig die besten. „Franz von Sickingen", „Barbarossa", „Canossa", „Königin Bertha", sind Romane, die in mancher Beziehung, wenigstens was die Charakterzeichnung anbelangt, den Vergleich mit Scott's „Ivanhoe" wohl aushalten. Wie trefflich sind z. B. alle jene Scenen in „Eine Brautfahrt" und „Franz von

Sickingen", in denen entlaufene Mönche und Nonnen auf die Bühne treten! Man glaubt sie vor sich zu sehen, diese ehr- und sittenlosen Renegaten, die das neue Evangelium so schnell zur Befriedigung ihrer niederen Leidenschaften zu benutzen wissen und im Sturmschritt die verlorenen Freuden der Welt nachzuholen suchen:

„Obwohl der schmale Pfad nur für eine Person hinlänglich Raum ließ, gingen die lustigen Klosterleute dennoch paarweis, wobei die Mönche ihre Schönen mit solcher Vertraulichkeit behandelten, daß jedenfalls zwischen ihnen seit längerer Zeit mußten zarte Verhältnisse bestanden haben. Alle überbot durch Ausgelassenheit und drollige Einfälle der Cisterzienser Albert. Selbst der ernste Bucer, welcher mit seiner Auserwählten von der Gesellschaft sich ziemlich ausschloß, konnte ihm manchmal ein Lächeln nicht versagen. Da es gegenwärtig bergauf ging und Albert sehr beleibt war, hinderte ihn die außerordentliche Thätigkeit der Lunge an der Fortsetzung seiner Schwänke. Nothgedrungen schloß er sich vom allgemeinen Gespräche aus und versüßte durch ein Liebesgespräch mit seiner Schönen den saueren Gang.

Diese war ein hohes, starkes Frauenzimmer. Wäre ihr Blick nicht zu frei und ihr Gesicht nicht zu feist gewesen, hätte man sie schön heißen können. Gegenwärtig schlug sie das große braune Auge nieder und horchte auf Alberts Rede, welcher sein Liebesgespräch mit einer Verwünschung gegen die Klöster schloß.

„Sieh', lieb Herz", — fuhr er fort, „wir beide taugten ebensowenig für's Kloster, als der Teufel für den Sakristan. Gottlob, die Zeit ist vorbei, wo Aeltern ihre Kinder im Mutterleibe schon dazu bestimmten, in jenen Höhlen lebendig begraben zu werden. Mein Leben war fortwährendes Sterben, da ich keine Hoffnung sah, Dich jemals zu besitzen. O der Luther ist ein zweiter Heiland für alle Mönche und inbrünstigen Nonnen, — anbeten möchte ich seinen grimmigen Zorn gegen die Klöster! Alle Päpste und Heilige sind nur Stümper gegen Luther; denn er reißt in einem Jahre mehr zusammen, als diese in tausend Jahren aufgebaut haben."

„Schlägst Du wirklich den Augustiner so hoch an?" fragte die Nonne mit einigem Zweifel in Blick und Miene.

„Höher als alle Heiligen und Propheten, — dies will ich Dir haarscharf argumentiren!" versetzte Albert. „Unter allen Propheten war Johannes der Täufer der größte, — wie's ausdrücklich in der

Bibel steht. Dieser Johannes aber trank lauter Wasser, aß Heuschrecken und hungerte sich halb todt, — was jedenfalls nach meinem Verstand und Luthers reinem Evangelium die größte Narrheit ist. Der Augustiner hingegen hat alles Wasser in den Bann gethan, — Wein ist sein Lebenselement, auch torgauisch Bier soll er ungemein lieben; — daraus folgt, daß der Täufer ebenso tief unter Luther steht, als Wasser unter Wein."

„Dein Beweis steht doch nicht ganz auf festen Füßen, Albert", meinte die Nonne; „selbst unser Pförtner könnte ihn mit seiner Schriftweisheit zu Fall bringen."

„Der alte Erph? Freilich — der ist ein Papist, — der steht auf falschem Grund und Boden. Wer sich jedoch auf den Boden des freien Evangeliums begibt, für den ist mein Beweis unumstößlich. Und was den Luther noch vollständig zum Heilbringer macht, ist der Umstand, daß er die Weiberliebe auf den Thron erhebt und jeden zum Narren stempelt, welcher die Weiber nicht mag! Ja — lieb Lyse, vorher war ich nur ein armer Wicht. Du aber machst mich zum König der Freude und zu einem so hartgläubigen Lutherischen, der noch lutherischer ist, als Luther selber."

Die entlaufene Nonne ging in Alberts Scherz nicht ein, sondern sprach nach ernstem Sinnen:

„Könnte ich nur so vollkommen von Luthers Evangelium überzeugt sein, wie Du!"

„Dies kannst Du, sobald Du willst, Lyse!" erwiederte Albert. „Befolge nur des Augustiners Rath und halte jeden Skrupel für Eingebung des Teufels."

„Trotz aller Anstrengung gelingt mir dies nicht immer", bekannte die Nonne. „Könnte ich doch nur den Tag meiner Einkleidung vergessen, — das Gelübde ist ein schwarzer Flecken in meinem jungen Glück."

„Pah!" rief der Mönch mit scheinbarer Gleichgültigkeit. „Laß mit den Klostermauern alle finsteren Bedenklichkeiten hinter Dir! Frei sind wir von knechtischem Zwang, — Gelübde sind Schrift und Gottes Willen zuwider, -- eine Erfindung des Papstes, welcher ein Stück vom Teufel ist, und dem Teufel ist man zum Gehorsam nicht verbunden. Also Lyse — erheitre Dein Gesicht und gib mir einen Kuß!"

(Aus „Franz von Sickingen".)

Nicht minder ausgezeichnet sind die Gestalten alter bieder kerniger Ritter, deren Bolanden's historische Romane

ebenfalls eine große Auswahl aufweisen. Man nehme nur „Königin Bertha". Da haben wir den trefflichen Eckbert, den muth- und humorvollen Volksbrand, den kernigen Rachmund, und ihn nicht zu vergessen, obgleich er eigentlich den Rittern nicht beigezählt werden darf, den ausgezeichneten Abt Stephan. Den Männergestalten in den in der Gegenwart spielenden Romanen vermag man ein gleiches Interesse nicht abzugewinnen. Zwar finden wir auch hier treffliche Charaktere in Menge, aber sie sind meist angekränkelt von der Bläße des Gedankens. Sie unterbrechen stets den Fluß der Erzählung durch seitenlange religiöse und politische Gespräche und Disputationen, scheinen überhaupt nur da zu sein, Versikel für die Gedanken und Ansichten des Dichters zu werden. Das ist in ästhetischer Beziehung sehr zu bedauern, denn, wie ein competenter Kritiker (Keppler, Tübingen) in Nr. 7 der „Literarischen Rundschau" von 1879 sagt: „Es hat lange gebraucht, bis man unserer katholischen Romanliteratur die Wahrheit zum Bewußtsein gebracht hat, daß nicht jene Romane die Besten seien, die dem Leser gleichsam mit jedem Satze ihre katholische Tendenz in's Angesicht blasen, sondern diejenigen, welche die gute Richtung und der gute Zweck wie die unsichtbare Luft still und heimlich umweht. Denn jenem Wind wird das Gesicht sich bald abwenden, diese Luft aber hat der Leser eingeathmet, ehe er es merkt." Und ähnlich sagt der „Handweiser" in Nr. 44 vom Jahre 1866: „Es kommt uns immer ein gelindes Frösteln an, wenn wir in einem poetischen Kunstwerke lange Unterredungen über Vogt, Moleschott und Czolbe, über Sybel's historische Zeitschrift und dergl. auch nur sehen. Zudem sind derartige Auseinandersetzungen gar nicht des Verfasser's Stärke."

Dazu kommt, daß uns Bolanden in den in der Neuzeit spielenden Romanen nicht lebenswahre Gestalten vorführt,

sondern, wie der „Handweiser" in Nr. 26 von 1864 sagt: „Carricaturen, die uns stoßen". Grund genug, diese zur Beurtheilung nicht heranzuziehen und uns nur an den „historischen Bolanden" zu halten.

Von Bolanden's Frauencharakteren läßt sich nicht so viel sagen. Es ist des Dichters Stärke nicht, der Frauen Gemüth und Neigungen zu ergründen und dichterisch zu veranschaulichen, sein kräftiger Geist hat weit mehr Gefallen an streitbaren Männern. Die Ritterfräulein haben keine Ader von dem, was man in Romanen gewöhnlich zu finden pflegt, sie leben zurückgezogen und treten wenig in den Vordergrund. Immerhin aber sind einzelne unter diesen von hohem Reiz. Ethelinde und Irmensinde in „Königin Bertha", Gisela von Hohenfels in „Luthers Brautfahrt" sind meisterhafte Figuren.

In den Nebenpersonen hat Bolanden eben keine große Auswahl. Einzelne Gestalten aber sind vortrefflich. So namentlich die Landsknechte, die Vertreter der alten unbändigen Kriegskunst. Wehe dem, der ihnen in die Finger geräth, für seine Knochen kann Niemand Garantie übernehmen! Und alle Volksscenen, so namentlich in „Königin Bertha", „Canossa" und „Barbarossa", sind ausgezeichnet.

Gegen die Weise, wie Bolanden seine Personen schildert, kann nichts eingewendet werden. Fern von jenen abstracten Aufzählungen, welche die Mehrzahl unserer Romane so unausstehlich machen, entfaltet er künstlerisch die Charaktere nur durch die Reden und Handlungen der Personen, und verschmäht es, ein ergänzendes Wort hinzuzufügen. Er charakterisirt auch nicht durch geschickte Anbringung einer Fülle von einzelnen Zügen, sondern in großen Umrissen. Er zeichnet in einer für die Phantasie sehr anregenden Weise, er setzt die Einbildungskraft des Lesers in lebendige Bewegung, und diese fügt unwillkürlich das Fehlende hinzu.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser Vorzug Bolanden's kann nicht hoch genug angeschlagen werden; er beweist, welch ein Talent in ihm verborgen liegt, obgleich dasselbe einer ruhigen Durchbildung dringend bedürftig ist. Mit welcher Plastik tritt nicht Heinich von Windstein's Gestalt hervor!

Das Seelenleben, ich meine das Walten mächtiger Leidenschaften, wird in Bolanden's Romanen nur sehr oberflächlich berührt. Tiefe, das ganze Wesen eines Individuums aufregende, innere Kämpfe haben wir fast nirgends. Die auftretenden Personen haben die Zeit der Charakterbildung hinter sich, sie sind in sich fertig, es sind nur noch äußerliche Ereignisse, welche ihre Empfindungen erregen können. Auch handelt es sich in der Mehrzahl der Bolanden'schen Romane nicht um den Kampf widerstrebender, mächtiger Leidenschaften, sondern nur um Befriedigung starker, auf greifbare Ziele gerichteter Begierden, z. B. nach Macht, Länderbesitz, Alleinherrschaft. Diesen Begierden tritt natürlich der Wille entgegen, das Besitzthum zu behaupten, daher entstehen gewöhnlich Conflicte, welche nur auf dem Schlachtfelde ihre Lösung finden können. Nie kommt eine Empfindung mit einer andern gleich mächtigen in Conflict; nirgends ein Kampf zwischen Pflicht und Liebe, oder Ehre und Liebe, oder Pflicht und Ehre; nirgends jenes gewaltige Stürmen der Leidenschaft, welche Himmel und Erde in Bewegung setzt, um den Gegenstand ihrer Glut zu gewinnen; nirgends jenes widerspruchsvolle Auf- und Niederwogen des Gefühls, der Sehnsucht, des Bangens, des Hoffens — immer nur der eiserne Wille, welcher sich an einem andern stößt, immer nur Conflicte, welche nur durch die Waffen der Kriegsknechte und die Kugeln der Kanonen gelöst werden können.

Das zu schildern ist Bolanden der Meister. In „Barbarossa" sehen wir eines der grandiosesten Trauerspiele der Weltgeschichte sich entwickeln, die Zerstörung des mächtigen

und stolzen Mailands durch Kaiser Friedrich I. In umfangreichen, farbenprächtigen Gemälden gleitet der großartige Kampf zwischen Kaiser und Papst vor unsern Augen vorüber. In „Königin Bertha" schildert er den Kampf Heinrich's IV. gegen die Macht der sächsischen Herzoge. Zugleich treten schon die Anzeichen der späteren Conflicte des Kaisers mit der Kirche deutlich hervor. In „Canossa" sehen wir den Streit offen entbrannt. „Hie Papst, hie Kaiser", ist das Losungswort. Mit sicherer Hand entwirft Bolanden ein umfangreiches, echt dichterisches Bild des denkwürdigsten aller weltgeschichtlichen Kämpfe. „Franz von Sickingen" und „Luther's Brautfahrt" führen uns in das Zeitalter der Reformation. Absonderliche Schwärmer und wunderliche Heilige, aufrührerische Bauern und entsprungene Mönche, rauchende Klöster und zuckende Leichname — bilden die schauerliche Staffage des personenreichen, farbensatten Gemäldes, dessen Mittelpunkt Luther und Sickingen abgeben. Die „Bartholomäusnacht" zeigt uns die Bluthochzeit vom 25. August 1572 in ganz neuer Beleuchtung. Die französische Revolution von 1789 und der heldenmüthige Kampf der Vendée gegen die republikanischen Gewalthaber bildet den Inhalt von „Bankrott".

Ueberall folgt der Dichter in seinen historischen Romanen dem Faden der Geschichte. Von einer romanhaften Verschlingung der Begebenheiten, von einer Verwickelung und demgemäß auch von einer Lösung ist selten die Rede. Auch fehlt es der Haupthandlung an Mannichfaltigkeit. Manche Begebenheiten wiederholen sich. Friedrich's Zug nach Schlesien und die Manipulationen seiner Agenten haben viele Aehnlichkeit mit dem Zuge Gustav Adolf's. Bolanden mag selbst gefühlt haben, daß seine Romane durch ihre Haupthandlung das Publikum nicht immer fesseln würden; er ist deshalb darauf bedacht gewesen, eine Fülle interessanter

Einzelheiten hinein zu verweben und so den Hauptstamm mit grünem Epheu zu umranken. Die meisten dieser anziehenden Scenen hängen mit der Liebesgeschichte zusammen, welche in Bolanden's Ritterromanen nie fehlt und in „Gustav Adolf" vorzüglich durchgeführt ist.

Außerdem bieten selbstverständlich die Wechselfälle des Krieges eine bunte Fülle anziehender Scenen. Und diese in höchst anschaulicher Weise darzustellen: darin besteht hauptsächlich mit Bolanden's Stärke. Mag er den Kampf des Einzelnen gegen einen Einzelnen, des Einzelnen gegen Viele, der Masse gegen die Masse; mag er eine Belagerung, ein Turnier, eine Schlacht vorführen, oder Lagerscenen, Zechgelage — immer ist die Darstellung von packender Gewalt. Wahre Meisterstücke dieser Art sind die Kämpfe Siegfried's von Landeck und Heinrich's von Windstein, die Belagerung Mailands und Magdeburgs, das Turnier in „Königin Bertha", die Schlacht bei Breitenfeld und die prächtigen Lagerscenen in „Gustav Adolf". Der Genuß, den diese Schilderungen dem Leser bereiten, läßt ihn über viele Unebenheiten hinwegsehen. Man lese nur z. B. folgende Scene aus „Barbarossa", welche die Abbitte der Mailänder zum Gegenstande hat:

„Von Mailand herüber nahten langsam und traurig, wie beim Grabgeleite, die dunklen Massen des Volkes. Voran die Consuln nebst vierhundert Edlen, alle barfuß, Asche auf dem Haupte und Stricke um den Hals, — ihre Ohnmacht und knechtische Unterwerfung auszudrücken. An langen Schaften ragten die Fahnen der verschiedenen Abtheilungen und Stadtviertel empor. Schlaff hingen sie herab, von keinem Lufthauche belebt, gleichsam trauernd über Mailands hartes Geschick. Einige Consuln trugen auf blauen Sammtkissen die Schlüssel der Stadtthore, sowie der Burgen des Freistaates, um sie dem siegreichen Kaiser zu übergeben. In langgezogenen hinsterbenden Trauertönen und dumpfen, klanglosen Schlägen begleiteten Posaunen und Trommeln den Auszug. Manchmal schwiegen auch diese, und man hörte aus den Gassen der Stadt herüber Trauerlieder und Bittgesänge, wie solche das Volk bei

schweren Unglücksfällen anzustimmen pflegt. So bewegten sich die Tausende heran, stumm, niedergeschmettert, klagend, wie ein zum Tode verurtheiltes Volk. Auch der Himmel begann zu trauern; denn schwarze Wolkenmassen verhüllten die Sonne, und eine matte, niederdrückende. Luft lag über der Landschaft. Sogar die prunkenden Reihen der Sieger beschlich Wehmuth beim Anblicke des tapferen, tief gedemüthigten Feindes. Nur dort, wo italienische Hilfstruppen standen, gab es schadenfrohe, höhnische Gesichter und beißende Bemerkungen.

Die Consuln langten eben vor der Bühne an und blieben stehen. Dieses Stillstehen pflanzte sich fort von Glied zu Glied, von Reihe zu Reihe, bis hinüber nach Mailand, wo man noch fortwährend aus dem Thore zog. Unbeweglich hielt die Masse. Nirgends ein erhobenes Haupt; das stolzeste hatte Scham und Verzweiflung niedergedrückt. Ueberall Asche, Stricke, Bußgewänder! Trommeln und Posaunen schwiegen, nur aus der Veste klang es wie Todtengesang: „Kyrie eleison, — Kyrie eleison!“ Es hatte den Anschein, als wolle ein ganzes Volk nicht vor einem Menschen, sondern vor Gott für begangene Frevel öffentlich Abbitte leisten. Zuweilen fuhr es laut und schmerzlich aus irgend einer gepreßten Brust, ein Aufschrei der Verzweiflung, und tausendfaches Seufzen und Gestöhn bildete den Wiederhall, — wie letzter Lebenshauch eines dahinsterbenden Volkes.

Vom Kaiserzelte her schmetterten Fanfaren, — Barbarossa nahte. Immer näher rauschten die kriegerischen stolzen Klänge, ein schneidender Gegensatz zu Sack und Asche der Mailänder. Bald sah man den Staufer, hoch zu Roß, von sämmtlichen Fürsten umgeben, die Lagerstraße heraufziehen. Ungefähr dreißig Schritte vom Throne entfernt stiegen sie von ihren Pferden. Strahlende Kronen auf den Häuptern der Fürsten, reiche, blitzende Gewänder, in weiten Faltenschlägen die kräftigen Gestalten umrauschend, dazu der sprechende Ausdruck stolzen Selbstbewußtseins im Verhalten der Großen und gebietende Majestät in Friedrich's Blick und Haltung, endlich die weit hingestreckten unabsehbaren Linien des Heeres, — dies Alles verlieh dem Vorgange eine Pracht und Großartigkeit, wie es dem Herrn der Erde gebührte.

Endlos dahinbrausender Jubelruf der aufgestellten Heerschaaren begrüßte Kaiser und Fürsten. Friedrich saß auf dem hohen Sitze, die Fürsten hatten in schöner Ordnung auf den Stufen Platz genommen, und dennoch wollte die stürmische Begrüßung nicht enden. Der roheste Knecht empfand die Bedeutung des Schauspieles. Im Hochgefühle

schwoll ihm die Seele bei dem Gedanken, daß die Strahlen kaiserlicher Oberhoheit verherrlichend bis zu ihm herabdrangen. Er sah seinen Kaiser auf glänzender Höhe, unter ihm die prangenden Fürstenreihen, — zu seinen Füßen, in den Staub geschmettert, das trotzige Volk der Mailänder.

Aehnliche Betrachtungen mochten den Staufer beschäftigen. Wie Triumph und Sieg leuchtete es durch sein ernstes Gesicht. Man sah es ihm an: seine große Seele schwamm in einem Meere befriedigter Ehrsucht. Er sah von Rom bis hinauf nach Lübeck, — alle diese weiten Gebiete und reichen Länder mit ihren Millionen waren seinem Scepter unterworfen. Er spähte nach England, Spanien, Frankreich, und Griechenland, — Vieles blieb noch zu erkämpfen übrig. Lebhaft schwebte ihm das riesenhafte Ziel vor Augen: die erhabene Idee von des Kaisers Oberhoheit über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu verwirklichen. Nicht blos in Rang und Würde, auch in Herrschergröße und Machtvollkommenheit wollte er Carls des Großen Nachfolger sein. Mit solcher Lebhaftigkeit gab er sich dergleichen Betrachtungen hin, daß ihm die Einleitung zur Unterwerfung Mailands entging. Bereits hatten die Consuln dem Canzler die Schlüssel übergeben, schon hatten sie nebst den vierhundert Edlen den Treueid geleistet, und jetzt schreckte ehernes Gerassel den sinnenden Kaiser auf.

Jene Heeresabtheilungen nämlich, deren Reihen die Ebene in der Richtung vom Lager gegen die Veste durchschnitten, verließen ihren bisherigen Standpunkt und sprengten in östlicher Richtung davon, bis man in der Ferne ihre dunklen Linien die weite Fläche begrenzen sah. Hiedurch wurde der Raum zwischen dem Lager und der Stadt zur Aufnahme der Volksmasse völlig frei. — Diese begann sich in Bewegung zu setzen, wobei die Trommeln Trauermärsche schlugen, begleitet von den Klängen der Posaunen und Hörner. Sie zogen am Throne vorüber, Alle mit Stricken um den Hals, Kreuze in den Händen, Asche auf dem Haupte, Viele in grauen Bußsäcken. Sobald die einzelnen Abtheilungen vor den Thron kamen, legten sie Fahnen und Posaunen nieder und schwuren den Eid der unbedingten Unterwerfung. Sodann setzten sie ihren Marsch langsam und stille fort, nach dem Hintergrunde der vom Heere umstellten Ebene sich zurückziehend.

Dieser einfache Vorgang hatte, im Vereine mit dem Verhalten und Aussehen der Mailänder, etwas ungemein Erschütterndes. So oft die Posaunen zum letzten Male klangen und die Banner zur Erde niedersanken, hatte es den Anschein, als stiege eine Abtheilung des

mailändischen Volkes zu Grabe. Dieses Gefühl hatte die Besiegten lebhaft ergriffen. Die meisten weinten und schluchzten laut. Andere, welche der Linderung durch die Thränen ob der Größe ihres starren Schmerzes entbehren mußten, schritten in stummer Verzweiflung einher, das todesblasse Gesicht zu Boden gesenkt. — Sogar die Fürsten weinten. Nur Barbarossa blieb kalt und strenge. Strafenden Blickes schaute er nieder, als genüge ihm die schwere Sühne keineswegs für die an kaiserlicher Hoheit begangenen Frevel.

Das Volk war vorübergezogen, und bedeckte die weit ausgedehnte Fläche. Da nahte zuletzt, von sechs weißen Ochsen gezogen, das Carroccium, Mailands Fahnenwagen, eine merkwürdige Schöpfung des Erzbischofs Aribert. Auf einem Wagen, stark und groß, erhob sich ein gewaltiger Mast, dessen höchste Spitze der segenspendende St. Ambrosius, der Schutzheilige des Freistaates, krönte, Mailands Hauptfahne, sowie alle Banner der mit ihm verbündeten Städte, flatterten am Maste. Auf dem mit rothem Tuche behängten und prachtvoll ausgestatteten Wagen standen zwölf Krieger mit Helmen, Brustharnischen und scharlachrothen Waffenröcken. Ebenso waren die Ochsenführer in schreiendes Roth gekleidet. Am Hintertheil hing die Kriegsglocke, an der entgegengesetzten Seite erblickte man den erhöhten Sitz des Priesters, welcher das Carroccium zu begleiten pflegte. Den übrigen Raum hatten Trompeter und Feldscheerer besetzt, alle in bunter Tracht.

Bei Kriegszügen bildete das Carroccium den Mittelpunkt aller Bewegungen. Vor seinem Gebrauche wurde es feierlich eingeweiht; von ihm aus ergingen alle Befehle, wurden alle Kriegszeichen gegeben. Es trug die Hauptfahne auf schwindelnder Höhe, weithin sichtbar, Allen das Zeichen der Sammlung, der Richtung und Ermuthigung. Bis zum Tode das Carroccium zu vertheidigen, war Allen strenge Pflicht. Es bildete gleichsam die Seele des Freistaates, es war der Sitz des Glanzes, der Ehre und des Ruhmes von Mailand.

Der Fahnenwagen hielt jetzt dem Throne gegenüber. Die Stiere wurden ausgespannt; Alle stiegen ab. Bange Grabesruhe lag über der Volksmenge. Thränen in den Augen, blickten sie auf das Sinnbild ehemaliger Größe und Macht; auch dieser Rest verschwundener Herrlichkeit sollte nun vor Barbarossa's unerbittlicher Strenge vergehen. Viele ergriff Wuth und heftiger Ingrimm, indem ihre Blicke zwischen Friedrich und dem Carroccium wechselten. Da dröhnte lautes Krachen über die Ebene: der gewaltige Mastbaum war niedergestürzt, durch seine Wucht das Carroccium zerschmetternd. Weit hinaus flog

der segenspendende Ambrosius; zerrissen, im Staube begraben, lagen die Banner, klagend stürzte die Glocke vom Gestelle, und das vorher prächtige Ganze bildete jetzt einen wüsten Trümmerhaufen, — ein sprechendes Bild des untergehenden Mailands.

Im Volke brach der verhaltene Schmerz in Wehegeschrei aus. Viele rauften die Haare oder stürzten unter der Last des Wehes zu Boden, Andere standen erstarrt, bewegungslos, mit rollenden Augen und krampfhaft zusammengekniffenen Lippen.

Die Fürsten ergriff inniges Mitleid. Alle weinten. Der Staufer allein bewahrte die eiserne Strenge. Während Heinrich dem Löwen Thränen über den Bart herabrollten, und sein ausdrucksvolles Mannesgesicht wie ein Spiegel den namenlosen Schmerz des niedergetretenen Volkes wiederstrahlte, saß Friedrich theilnahmslos, in furchtbarer Ruhe. Das Bewußtsein beleidigter Herrlichkeit hielt jede milde Regung nieder.

Gleich meisterhaft sind die Schilderungen der Natur und des Schauplatzes. Bolanden beschreibt nicht gern, er weiß, daß in der Poesie die Handlung, die That das Wesentliche ist und demgemäß sind seine Schilderungen knapp, aber kräftig. So beschreibt er in „Königin Bertha" eine Burg folgendermaßen:

„Die Burg ruhte auf einem riesenhaften, die äußerste Spitze des hohen Berges krönenden Felsblock. Finsteres Tannengehölz umgab den Kegel, und leckte mit seinen spitzigen, schwarzen Zungen am Felsen empor. Ohne den freien Ausblick zu hindern, erhöhte der düstere Forst nicht wenig den kühnen Ausdruck des ungemein festen Grafensitzes. Gegen Osten hingen kleine Söller am Gemäuer, deren runde Fensterscheiben freundlich in das prächtige Rheinthal hinabblitzten. Um luftige Fenster kroch dunkelgrüner Epheu, kühn und verwegen bis zu den Zinnen hinaufkletternd. Der westliche Bergtheil lag in trüben Schatten, und trotziger stiegen hier die runden schlanken Thürme gegen Himmel.

Bolanden's Stil ist in seinen älteren Romanen kräftig, prägnant und feurig. Er tänzelt nicht wie ein leichter Zelter, sondern stampft wie ein muthiges Streitroß. Zierliche Wendungen, verschönernde Adjective, süße Schmeichelworte sucht man bei ihm vergebens, wohl aber die Wortmacht

des Zornes, das Pathos der Entrüstung, den Nachdruck moralischer Hoheit.

Leider kann ich nicht schließen ohne einen Tadel:

Bolanden vermeidet es in seinen letzten Romanen nicht, Ausdrücke zu gebrauchen und Scenen auszumalen, die jedes zarte Gefühl beleidigen müssen. Mit Recht tadelte Herr Pfarrer Dr. Schulte im „Literarischen Handweiser" die widerlichen Scenen in „Urdeutsch" auf's Nachdrücklichste, und die „Kölnische Volkszeitung" sagt bei Besprechung der „Bartholomäusnacht" in Nr. 148 III. Blatt von 1879: „Es ist überhaupt zu bedauern, daß Bolanden kein Buch schreiben kann ohne eine vereinzelte Stelle, die im Interesse seiner Leserinnen und jugendlichen Leser besser herausbliebe."

Heinrich Conscience.

Heinrich Conscience ist einer der populärsten Romanschriftsteller des Continents. Er gehört nicht mehr seinem Vaterlande allein, er gehört dem ganzen civilisirten Europa. Deutschland besitzt eine Auswahl seiner Erzählungen in sechszig Bändchen und außerdem mehrere Uebersetzungen einzelner seiner Werke; Italien hat schon früh mit einer italienischen Ausgabe seiner gesammelten Werke begonnen; in England ist er nicht minder beliebt; im Nachbarland Frankreich hat Michel Levy eine ganze Reihe seiner Erzählungen zu äußerst billigen Preisen publicirt. Ebenso hat sich Böhmen, Polen und Dänemark bald des ausgezeichneten Erzählers bemächtigt; und in seinem Vaterlande selbst ist er der Abgott des lesenden Publikums.

Wenn ich sage: sein „Vaterland", so meine ich nicht das ganze Belgien; ich habe dabei überhaupt einen von politischen Grenzen umzogenen Landstrich nicht im Auge, sondern jenen leicht abzuzeichnenden Theil Belgiens, in welchem die Handlung der meisten seiner Erzählungen spielt: den Strich von Ostende bis Dendermonde mit Gent und Brügge als Hauptstädten gedacht. Hier ist noch der unverfälschte Vläminger zu finden mit seinem kühnen energischen Geiste, seinen einfachen alten Sitten und seiner geliebten flandrischen Sprache. Die so oft wechselnde Herrschaft der Franzosen, Spanier und Deutschen und selbst der stets so

mächtige, durch Handel und Verkehr leicht auszuübende französische Einfluß hat nicht vermocht, den Flandern etwas von ihrer Eigenart zu rauben. Nur tritt sie jetzt, wo die politischen Verhältnisse ihres Landes ganz andere sind als vor Jahrhunderten, nicht so sehr in den Vordergrund. Damals war es, sagt Conscience mit Stolz im „Bürgermeister von Lüttich", ein „Land ohne Knechte und Sklaven, ein Land, wo jeder Bürger, sei er Ritter oder Handwerker, sein eigen Recht genießt und nicht der Spielball der Mächtigen und Großen ist, wo selbst der Fremdling, er sei wer er wolle, sobald er dessen unabhängigen Boden betritt, ausrufen kann: ‚Ich bin ein freier Mann.' Eifersüchtig wachten die flandrischen Männer über das Palladium ihrer Freiheit, und wenn ein Monarch wagte es anzutasten und „einen Funken von Zorn in ihre Brust geworfen hatte, dann bedurfte es nicht viel Zeit, dieses Gefühl zu einem wilden und verheerenden Feuer zu entflammen. Die Männer, welche den ganzen Tag mit bloßer Brust und bloßen Armen das glühende Eisen hämmerten oder die Felsen des Muttergebirges durchwühlten und den versteinerten Feuerstoff der düsteren Erde entrückten und alle Tage mit der rauhen Natur im Kampfe lagen, die Männer mußten von zornigem Gemüthe, im Streite heftig und in ihrem Hasse unerbittlich sein."

Conscience's lebendiger Patriotismus führte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt auf vaterländische Stoffe. Er würde es für eine Sünde gehalten haben, dem Vorgange deutscher Romanschriftsteller zu folgen, die so oft und gern die Handlung in fremde Länder verlegen oder Fremdlinge als Helden einführen. Flandern mit seinen großen Städten Gent, Brügge, Antwerpen ist der Schauplatz und Flandern sind die Helden. Die großen Momente aus dem jahrhundertelangen Kampfe seines Volkes um die Freiheit gegen fremde Unterjocher oder heimische Tyrannen hat er in prächtigen

Gemälden ihm vorgeführt. Was in trockener Berichterstattung die Chroniken von den nationalen Helden meldeten, beseelte er mit der Kraft eines wahrhaften Dichters und gab dem Verschwommenen, Nebelhaften feste künstlerische Gestaltung.

Echter Patriot und echter Dichter — eine solche Mischung edelster Eigenschaften wird den Günstling der Musen immer zu einem Liebling des Volkes machen. Denn der von ihm gewählte Stoff wird von vornherein dem Volke sympathisch sein, und die dichterische Kraft der Darstellung wird ihn in seinem Gedächtnisse verewigen.

Das hat Conscience mit dem selten fehlgreifenden Tacte des echten Dichters erkannt und danach seine Wahl getroffen. Er bleibt bei der Wirklichkeit immer und überall. Das Thatsächliche, das sozusagen mit Händen Greifbare blieb stets seine Fundgrube. Für Gefühlsschwärmereien, sentimentale Ergüsse, romantische Liebesabenteuer hat er nicht das mindeste Verständniß, er ist in dieser Beziehung ein durchaus rusticaler Poet. Und doch kennt sein Herz die echte große Begeisterung, die kein Ende sieht in ihrer Hingabe an eine erhabene Sache; und doch besitzt er ein tiefes glühendes Gefühl, das, um geweckt zu werden, freilich anderer Ursachen bedarf als des Seufzens zweier Liebenden. Und wo dieses innere Feuer einmal durchbricht, da haben wir Großartiges zu erwarten. Ich erinnere nur an die geradezu meisterhaften Scenen in „Jacob van Artevelde", an die das Gemüth auf's Tiefste berührenden Schilderungen menschlichen Elends, wie sie in so vielen kleineren Erzählungen des Dichters gegeben sind.

In dieser Beziehung nährt sich Conscience dem großen Schotten, wenn er auch an Talent ihm nicht ganz gleichsteht. Auch Scott verschmähte es, das romantische Element der Liebe in umfangreicher Weise zu verwenden; dafür bot

er aber dem Leser großartige historische Perspectiven, brillant gezeichnete Charaktere und treue Bilder aus vergangenen Zeiten. Ob unserm Conscience der große Waverley-Erzähler zum Vorbild gedient hat, wissen wir nicht anzugeben, es scheint aber. Denn auch er liebt es, die historische Situation mit aller Behaglichkeit auszumalen, und verweilt mit liebevoller Gründlichkeit bei den Schilderungen des buntbewegten Volkslebens.

Das Alles aber würde nicht genügt haben, ihm so rasch und allgemein die Gunst des Volkes zu erwerben, wenn nicht ein gutes Erzählertalent ihn in hervorragender Weise auszeichnete. Geschichten erfinden ist seine Stärke nicht — man sieht es den historischen Romanen an, wie wenig sie ausmachen würden ohne die gegebenen Thatsachen; man merkt es der fingirten Handlung an, daß sie mit Mühe zusammengesetzt ist — aber gebt ihm einen Stoff, er macht etwas Ordentliches daraus; er ist mit allen Werkzeugen ausgerüstet, nur das Material müßt ihr ihm schaffen. Material lieferte ihm aber in Fülle die viel und wild bewegte Vergangenheit seines Vaterlandes von den ältesten Zeiten bis in das siebenzehnte Jahrhundert hinab, und hier hat er sein Bestes geleistet. Wenn ich in erste Linie den „Löwen von Flandern" stelle, so habe ich wohl Widerspruch nicht zu befürchten; denn dieser Roman begründete den Ruf unseres Dichters und ist ein Lieblingsbuch des Volkes, namentlich der reiferen Jugend geblieben. In dieser Dichtung zeigt sich der ganze Conscience.

Die Handlung spielt im letzten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts und dreht sich um den Kampf der vereinigten flandrischen Städte gegen die französische Usurpation durch Philipp den Schönen. Zuerst führt die reiche und mächtige Stadt Brügge unter Leitung Deconinck's den Kampf allein, später theilt sich der Geist des Widerstandes dem ganzen

Lande mit, und die Franzosen unterliegen. Wir haben es hier mit einem historischen Romane höheren Stils zu thun. Das eigentliche novellistische Element fehlt, die echt dichterische Darstellung jenes, trotz seiner geringen Dimensionen gewaltigen Volkskrieges nimmt den größten Raum ein. Eine romanhafte Verwicklung der Begebenheiten vermissen wir ohne Bedauern, weil die Ereignisse auch ohne diese unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen. Wir sehen, wie einem energischen Volke, dem seine Freiheit und seine Rechte zum Lebenselement geworden sind, beide verkümmert werden durch fremde Tyrannei; wir sehen, wie es im Volke gährt und glüht, welche Massen von Zündstoff sich aufhäufen und eines Funkens bedürfen, um verheerend jede Schranke zu zersprengen; wir sehen endlich die gewaltige Explosion selbst, die das große französische Reich in seinen Grundvesten erschüttert und dem Gewaltigen unwiderstehlich die bittere Lehre aufdringt, daß der Raub an der Freiheit eines Volkes nimmer ungerächt bleibt. Was sind es aber auch für Männer, die Conscience uns als Führer des Volkes vorstellt! Deconinck, Breydel und „der Löwe von Flandern" sind Gestalten, die man nicht wieder vergißt; denn der Dichter hat sie unserer Phantasie mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt. Jan Breydel, der streitbare Vorsteher der Schlächterzunft, ist eine Prachtgestalt, die sich den besten Scott'schen kühn an die Seite stellen darf. Ein Riese an Körperkraft, hat er ein wildes, feuriges Gemüth, dem Kampf und Krieg liebste Beschäftigung sind. Große Geduld ist seine Tugend nicht; es geht ihm Alles zu langsam in der Politik, er meint stets mit seinen wuchtigen Fäusten oder dem todbringenden Beil die Entscheidung herbeiführen zu müssen und zu können. Er hat deshalb beständig Differenzen mit seinem Freunde Deconinck, dem Vorsteher der Weberzunft, der zu den Diplomaten gezählt werden muß. Er ist ein kalt und umsichtig

berechnender Geist, der gern den Kriegspfad verläßt, wenn dasselbe Ziel auf anderem Wege zu erreichen ist. Wenn es aber sein muß, so steht er an Tapferkeit hinter Keinem zurück, selbst hinter seinem Freunde Breydel nicht, der ihn nur durch sein kühnes Ungestüm übertrifft.

Der Titelheld, Robert von Bethune, genannt „der Löwe von Flandern", ist nicht eigentlich der Held des Romanes. Er spielt zwar in der Schlacht bei Courtray eine entscheidende Rolle, tritt im Uebrigen aber bei den Kämpfen um Flandern's Unabhängigkeit sehr wenig in den Vordergrund; die Handlung spielt sich mehr um ihn als durch ihn ab. Die Städte kämpfen für ihn, der in französischer Gefangenschaft schmachtet. Trotzdem aber imponirt Robert von Bethune durch sein echt ritterliches Wesen, seine Tapferkeit und körperliche Stärke. Jene Scene, wo er seine Tochter aus den Händen einer weit überlegenen Anzahl französischer Ritter befreit, ist ausgezeichnet. Das flandrische Volk setzt auf ihn sein ganzes Vertrauen. „Vlanderen den Leeuw! Wat walsch is, valsch is! Slaet all dood!" lautete der fürchterliche Schlachtruf der vlämischen Männer.

In zweiter Reihe ist „Jacob von Artevelde" hervorzuheben. Der Titelheld, ein Weber von Gent, befreit durch die Künste der Diplomatie und die Tapferkeit der Flandern sein Vaterland von dem Einflusse Frankreichs; bringt die verschiedenen Gaue in ein staatlich gegliedertes Ganze und Handel und Gewerbe zu hoher Blüthe. Groß und mächtig steht er da, bis er, Dank den kleinlichen Anfeindungen seines Gegners Geraert Denys sein Leben lassen muß.

Jacob von Artevelde ist eine Gestalt von tragischer Größe. Volksgunst bringt ihn auf den Gipfel der Macht, Fürsten und Könige achten ihn als Ihresgleichen und unterhandeln mit ihm — und eben dieser große Mann muß untergehen durch den Haß Jener, denen er sein Leben und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seine beste Kraft unabläßig gewidmet. Elender Neid stürzt ihn, in dessen hoher Seele nimmer ein niedriger Gedanke Platz finden konnte, dessen einziges Ziel das Gedeihen seines Vaterlandes war, dem er opferwillig Alles hingab.

Wiederum fehlt die künstliche Verschlingung der Begebenheiten. Die Liebe Lieven's, Jacob's Sohnes, zu der schönen Veerle, Denys Tochter, allein bringt einige affectreiche Scenen hervor. Wäre Conscience nicht ein Dichter, dem das innere Leben immer etwas fern gelegen, er würde aus der Zuneigung der beiden jungen Leute weit mehr haben machen können. Veerle, die Tochter jenes intriguanten Nebenbuhlers Jacob's liebt den Sohn des berühmten Volksmannes, und Lieven ist ihr herzlich zugethan. Die Liebe zu Veerle und wiederum zu seinem Vater mußten in der Seele des jungen Lieven einen Conflict erzeugen, der dichterisch recht wirksam hätte ausgenutzt werden können. Aber Conscience geht ihm sozusagen aus dem Wege, er deutet den Seelenzustand Lieven's mit wenigen Worten an und verschmäht die Ausarbeitung.

Die Charakterzeichnung ist vorzüglich. Prächtig sind Muggelin, König der gefürchteten Ribauden, Geraert Denys und seine Frau und so mancher Mann aus dem Volke. Die Schilderungen des Volkslebens sind lebendig und fesselnd. Es verdient besonders die Geschicklichkeit hervorgehoben zu werden, mit welcher unser Dichter die Volksmassen in Bewegung zu bringen versteht. Das wickelt sich alles so glatt ab, als habe der Dichter vorher einen sauber und genau ausgearbeiteten Feldzugsplan entworfen.

Als dritten großen historischen Roman nenne ich „Clodwig und Clotilde", der im letzten Viertel des fünften Jahrhunderts spielt. Hier haben wir zum ersten Male eine streng künstlerische einheitliche Composition, mit stetigem Fortgang der einen Haupthandlung und gewandtem Eingreifen

der Episoden. Der Inhalt ist in kürzesten Umrissen folgender. Clodwig, Herzog der Franken, verlobte sich mit Luitgard, Tochter des Herzogs Rangenher, bricht dann aber das Verlöbniß, um sich mit Clotilde, Tochter des Königs Hilprich von Burgund, zu vermählen. Dieser Ehe entsprossen zwei Knaben, die Clodwig, bewegt durch die Bitten seiner Gattin Clotilde und seines vertrauten Freundes Aurelian, Christen werden läßt. Luitgard sieht aus der Ferne mit finsterem Ingrimm das Glück des ihr verhaßten Weibes und läßt durch ihren vertrauten Vetter Siegebald eines der Kinder vergiften. Der Urheber der Schandthat bleibt geheim, Clodwig aber glaubt, die Götter hätten es ihm genommen, um für die Taufe seiner Kinder Rache zu nehmen. Schwermuth umnachtet seinen Geist, und diese Zeit benutzt wiederum Siegebald, um Zwietracht zwischen den beiden Gatten zu säen, und zwar versucht er Clodwig eifersüchtig auf Aurelian zu machen. Wohl gelingt ihm das für einige Zeit, dann aber zeigt sich klar Aurelian's Unschuld. Besser gelingt indessen ein neuer Anschlag, als Clodwig in den Krieg gezogen. Siegebald ahmt Clodwig's Handschrift nach und schreibt in dessen Namen einen Brief an Aurelian, des Inhalts, er solle mit Clotilde nach einem bestimmten Hause entfliehen, weil ihnen fern von ihm Gefahr drohe. Aurelian reist sofort mit Clotilde ab, ist aber kaum mit ihr in dem Waldhause angelangt, als Clodwig hereinstürzt. Aurelian fällt unter einem Beilhiebe des wüthenden Mannes — ehe er aber auch gegen seine Gemahlin das tödtliche Eisen erhebt, fällt sein Blick auf den offen auf dem Tische liegenden Brief, welcher seine Handschrift trägt. Nun steht die ganze Truggeschichte klar vor seinen Augen. Aurelian ist glücklicherweise nicht todt, er genest und lebt danach noch lange Zeit vereint mit beiden Gatten. Clotilde hat aber noch das Glück, mit ihrem Gemahl zu demselben Gotte beten zu können.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Um diese drei großen historischen Romane gruppiren sich eine Reihe kleinerer Erzählungen derselben Gattung: „Das Wunderjahr" (1566), welches die Schreckensherrschaft der Spanier in Antwerpen und die gleichzeitige religiöse Erhebung schildert; „Batavia" (1618), das den heldenmüthigen Kampf der holländischen Faktorei gegen die Uebermacht der Japanesen zum Gegenstand hat; „Der Bauernkrieg", „Bella Stoch", „Simon Turchi oder die Italiener in Antwerpen", sowie schließlich „Der Bürgermeister von Lüttich". Letztere Erzählung ist unter den eben genannten wohl die bedeutendste. Sie spielt im 17. Jahrhundert. Lüttich ist die glänzende Braut, um deren Besitz Spanien und Frankreich sich offen und heimlich mit allen Mitteln befehden. Graf Warfüzé spielt den Werber, doch wirbt er für Beide und nimmt von Beiden reichlichen Lohn, in Wahrheit aber arbeitet er für sich selbst. Bürgermeister Barnelle indessen behütet den ihm anvertrauten Schatz mit eifersüchtiger Wachsamkeit und bleibt in unwandelbarer Treue seinem Vaterland ergeben. Das ist sein Verbrechen und für dieses muß er sterben unter der Hand seines Widersachers Warfüzé.

Bei den Erzählungen aus dem socialen Leben findet sich besonders bestätigt, was wir über den Mangel an Erfindungsgabe gesagt haben; der Umfang all' dieser Dichtungen ist gering, die Handlung von größter Einfachheit. Dafür aber finden wir in diesen kleinen Erzählungen alle edlen Eigenschaften des Dichters in gleichsam condensirter Gestalt, namentlich tritt hier seine streng gläubige, echt katholische Gesinnung recht hervor. Und wenn ich beginne, die einzelnen Bändchen in rascher Reihenfolge an dem geistigen Auge des Lesers vorüberzuführen, mit welchem andern sollte ich beginnen als mit der weltberühmten Novelle, dem hohen Liede von der Armuth, mit „Der arme Edelmann"? Wohl kann es ein größeres Elend geben als uns hier in ergreifender

Weise geschildert wird, schwerlich aber kann das drückende Gefühl der Armuth bitterer empfunden werden als von dem armen Edelmann. Er ist reich gewesen und arm geworden; er ist arm und die Welt glaubt es nicht. Seine Sparsamkeit, seine Anstrengung, sich auf's Aeußerste einzuschränken, gilt der Welt als schmutziger Geiz. Und dieser Mann hat eine schöne Tochter, die von dem Neffen des reichen Deneker geliebt wird und dessen Neigung mit gleicher Innigkeit erwiedert. Mit heimlicher Freude und eben so großer Angst sieht der arme Edelmann zwischen den beiden jungen Leuten ein Herzensbündniß entkeimen, das seinem Kinde eine glücklichere Zukunft verspricht, als er sich je hatte träumen lassen. Aber mit Schrecken gedenkt er des Augenblicks, wo er, um seine Ehre zu retten, dem Oheim Gustav's seine Armuth enthüllen und vielleicht seines Kindes Elend besiegeln muß. Möglichst lange schiebt er den gefürchteten Augenblick hinaus. Höchst ergreifend ist das Diner geschildert, welches er dem alten Deneker und dessen Neffen giebt; höchst rührend die Anstrengungen des alten Mannes, noch einmal den alten Glanz seines Hauses zu zeigen und den Gästen zu imponiren. Der Leser fühlt mit dem armen Edelmanne die tödtliche Angst, als der joviale Herr Deneker Glas um Glas und eine Flasche nach der andern leert, während dem Freiherrn immer hohnlachend die kahlen Wände seines Weinkellers vor Augen stehen. — Aber das Schwerste kommt noch. Deneker hält für seinen Neffen Gustav um Leonorens Hand an. Jetzt muß es gesprochen werden, das gefürchtete Wort, welches dem alten Manne so lange schon auf der Zunge lag: „ich bin ein armer Mann". Deneker glaubt es nicht, und als ihm endlich die Beweise geliefert werden, stürmt er wüthend aus dem Hause, seinem Neffen den Besuch Vlierbeck's verbietend. — Mit dem Edelmanne geht es zu Ende. Es wird ihm Haus und Hof verkauft — ärmer als je ziehen Vater

und Tochter gebrochenen Herzens in die Welt hinaus, um sich das tägliche Brod zu verdienen. Leonore hat Gustav nicht vergessen, aber sie gedenkt seiner mit stiller Trauer. Indessen werden sie bald von ihren Leiden erlöst: der alte Deneker stirbt, und Gustav heirathet Leonoren.

Man sieht, die Handlung ist ziemlich mager. Daraus aber kann man den Schluß ziehen, daß ein großer dichterischer Reiz über der Novelle ruhen muß, welcher ihr die besondere Stellung unter den Werken des Erzählers einräumt.

In einigen anderen kleinen Stücken tritt die Liebe als bewegendes Moment in den Vordergrund. In ausgezeichneter Weise in „Der Sohn des Henkers", in „Rikketikke-tak" und in „Der Rekrut". Letztere Novelle muß zu dem Besten gezählt werden, was Conscience überhaupt geschrieben hat. Ausgezeichnet in ihrem dichterischen Realismus ist die Scene, in welcher Trine an ihren Geliebten einen Brief schreibt und Vater und Mutter wechselweise dictiren. Auch hier ist die Handlung von größter Einfachheit: Jan muß Soldat werden und erblindet als solcher. Trine geht zur Garnison, bittet ihn los und führt ihn nach Hause. Auf dem Wege kommen sie in das Haus eines Doctors, und dieser heilt Jan — wieder aber nimmt der Reiz dieser einfachen, seelenvollen Charaktere und die Darstellung des Dichters den Leser gefangen.

Als dritte Gruppe der Conscience'schen Erzählungen möchte ich jene anführen, in denen er polemisirend gegen einzelne Richtungen der Neuzeit auftritt und alte Sitte und Einfachheit gegen nivellirende Neuerungen in Schutz nimmt. Zwei dieser Erzählungen verdienen alles Lob: „Baas Gansendonck" und „Siska von Roosemael". In beiden schildert er die Ueberhebung einfacher Leute über ihren Stand und die Folgen derselben in lebendiger Weise. Hierher kann auch „Das Goldland" gerechnet werden, in welcher Erzählung

drei Vlamings nach Kalifornien als Goldsucher gehen, um nach allerlei bitteren Erfahrungen eben so arm heimzukehren, wie sie gegangen sind.

Mit besonderer Heftigkeit wendet sich Conscience gegen den Geiz, der ihm als eine der hassenswerthesten Leidenschaften des Menschen erscheint. In abschreckender Weise schildert er in „Der Geizhals" und „Der Geldteufel" die Habgier — daß diese Darstellung aber dichterischen Reiz hat, wage ich nicht zu behaupten.

Ueberhaupt halten seine neueren Dichtungen einen Vergleich mit den älteren nicht aus. Die bei Conscience ursprünglich vorhandene Neigung zu Gräßlichkeiten hat sich im Alter bei ihm stärker ausgebildet, als es in einem dichterischen Werke der Fall sein darf.

Indessen hat Conscience das Recht, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er ist nun sieben und sechszig Jahre alt, hat ein Leben voll innerer und äußerer Erlebnisse hinter sich. Geboren wurde er am 3. December 1812 zu Antwerpen. Sein Vater, ein Franzose, hatte lange Zeit unter Napoleon gedient, kehrte aber nicht nach Frankreich zurück, sondern heirathete eine Vlamländerin und blieb nach 1815 in Antwerpen als Schiffsbauer. Noch jung, verlor Conscience seine Mutter, und diese frühzeitige traurige Erfahrung war von großem Einfluß auf seinen Charakter. Er blieb ernst und in sich gekehrt, und dieser Ernst ist seinen Schriften anzumerken. Seinen Jugendgenossen blieb er fern, Bücher waren seine liebsten und beständigen Gesellschafter. Noch verschlossener wurde er, als sein Vater sich mit ihm in ländliche Einsamkeit zurückzog und ohne Freund und Diener ein freudenloses, schweigsames Dasein führte. Wenn der Vater, wie es häufig vorkam, in Geschäften abwesend war, widmete sich der junge Conscience ganz der Betrachtung der Natur und ihrem Studium. So vergingen drei Jahre. Dann

aber trat ein Ereigniß ein, das ihn in ganz andere Bahnen warf: sein Vater verheirathete sich wieder. Der Sohn machte der Stiefmutter Platz, um sich als Erzieher auszubilden. Die Revolution von 1830 vertrieb ihn indeß bald von seinen Büchern in die Reihen der Soldaten. Zehn Jahre lang trug er den Rock des Königs und erlangte in dieser Zeit eine gewisse Berühmtheit als Armeepoet. Als er aber den Dienst quittirte, stand er rathlos da wie zuvor, er suchte Arbeit und fand keine. Indessen schlug er sich mit Mühe durch. In dieser Zeit unfreiwilliger Muße wandte er sich der vaterländischen Geschichte zu und gab die Erzählung „Das Wunderjahr" heraus. Die äußerst günstige Aufnahme dieses Werkes regte ihn zu Weiterem an, es folgte „Der Löwe von Flandern", der seinen Ruhm begründete und ihm ein anständiges Jahrgehalt von König Leopold einbrachte. Conscience's Leben lenkte nun in friedliche Bahnen; er lebt jetzt als Vorstand des Museums Wiertz in Brüssel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Franz Isidor Proschko.

Proschko hat ein bewegtes Leben und eine lange Schriftstellerlaufbahn hinter sich. Er wurde geboren am 2. April 1816 zu Hohenfurth in Böhmen als Sohn eines Justitiars. Nach vollendeten Gymnasialstudien begab er sich an die Universität Prag zum Studium der Rechts- und Staatswissenschaft und übernahm dann in Linz die Civil- und Criminalamtspraxis, machte aber während dieser Zeit auch einen Lehramtscursus für erledigte Gymnasial-Professuren durch. Die Bekanntschaft des Polizeidirectors von Groff lenkte ihn jedoch in eine andere Carriere: er wurde 1842 Conceptspraktikant bei der Polizeidirection in Linz und 1848 Commissär. Während der Revolutionszeit war er eines der thätigsten Mitglieder und Sekretär des katholischen Central-Vereins, was ihm den Haß der Radikalen in reichem Maße eintrug. Das Jahr 1850 sah Proschko wiederum in einer andern Sphäre, als Concipist in der oberösterreichischen Statthalterei; ein Jahr später wurde er als Lehrer für deutsche Literatur am Gymnasium in Linz angestellt, nach einem weitern Jahre aber wieder zur Dienstleistung bei der Polizeidirection einberufen. Im Jahre 1857 promovirte er zum Doctor der Rechte. 1861 erhielt er seine Ernennung zum Obercommissar, kam als solcher 1865 nach Graz und 1867 in gleicher Eigenschaft nach Wien. Daselbst lebt er noch jetzt als kaiserlicher Rath und Polizeirath.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Den Musen ist Proschko während seines wechselvollen Lebens unveränderlich treu geblieben, er kann auf eine stattliche Reihe von Gedichten, Novellen, Romanen und einzelnen Aufsätzen zurückblicken. Auch wissenschaftlich war er unablässig thätig. Die Anerkennung für sein energisches Streben und seine vielseitige Thätigkeit ist ihm auch in reichem Maße zu Theil geworden. Im Jahre 1854 erhielt er von seinem Souverän das goldene Verdienstkreuz mit der Krone und die goldene Medaille mit dem Bildnisse des Kaisers. Zwei Jahre früher erhob ihn die Gießener Universität zum Doctor der Philosophie. 1868 erhielt er vom Kaiser die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft und vom Großherzog von Hessen den Orden Philipp's des Großmüthigen.

Die Werke Proschko's sämmtlich hier aufzuzählen, kann nicht unsere Aufgabe sein, es möge genügen, die wichtigsten und bekanntesten seiner novellistischen Arbeiten anzuführen. Es sind dies: „Die Höllenmaschine (1854). Ein deutsches Schneiderlein (1856). Der Jesuit (1857). Eine Nadel (1858). Pugacew (1860). Ein böhmischer Student (1861). Der schwarze Mann (1867). Ein Hexenproceß (1866)." Besonders hervorgehoben zu werden verdient die Sammlung „Oesterreichische Volks- und Jugendschriften", die in erzählend-beschreibender Form die glänzendsten Momente aus der Geschichte der Monarchie Habsburg behandeln. Proschko betont ausdrücklich auf dem Titel der zwölf Bändchen, daß sie zur Hebung der Vaterlandsliebe geschrieben seien. Das kann aber auch auf sämmtliche Werke Proschko's angewendet werden, denn ihr nationaler Gehalt ist eminent. „Kaiser und Reich" ist überall sein Wahlspruch. Mit inniger Freude verweilt er bei den zahlreichen glänzenden Episoden aus Oesterreich's Geschichte und malt sie mit lebendigen Farben aus; mit Rührung und Bewunderung gedenkt er der vielen

„hochedlen Regenten" seines „erhabenen Herrscherhauses", sucht deren Bild in den Herzen ihrer Unterthanen wieder zu beleben; stetig ist es sein Bestreben, das Wahrwort des ersten der deutschen Dichter zu exemplificiren, daß der Oesterreicher sein Vaterland liebe und auch Ursach' habe es zu lieben. Manchmal thut Proschko freilich auch des Guten zu viel. Anstatt nur das Quantum Geschichtliches dem Leser zu bieten, welches durch den Gang der Erzählung gefordert wird, zieht er bei jeder Gelegenheit den Sagenschatz seines Landes in die Darstellung hinein und vermengt vielfach Poesie und Mythe. Jeder Leser, der nicht, wie Proschko, Oesterreicher und Liebhaber österreichischer Urgeschichte ist, wird sich durch das Uebermaß gestoßen fühlen. Weise Beschränkung war hier dringend geboten. Ueberkochender Patriotismus ist nicht Jedem angenehm. Der Oesterreicher wird in dieser Beziehung nichts an Proschko aussetzen können; nur der Katholik wird einmal Gelegenheit haben, verwundert den Kopf zu schütteln. Der Katholik? Allerdings, denn wenn auch Proschko's Katholizismus über allen Zweifel erhaben ist, so wird doch eine Scene in „Pugacew" nicht verfehlen, den katholischen Leser unangenehm zu berühren. Ich meine die Scene, in welcher Lissabon durch jenes entsetzliche Erdbeben verheert wird und der Erzähler mit strafender Miene darauf hinweist, daß auch die eben versammelten Mitglieder der Inquisition von den zusammenbrechenden Gebäuden begraben werden. Unzweifelhaft war es des Dichters Absicht, den Finger Gottes erkennen zu lassen. Was aber haben die armen Jesuiten in Proschko's Romanen gethan, um solcher Strafe würdig zu sein? Nichts! Vergebens suchen wir nach einem schwerwiegenden Vergehen; im Gegentheil, das was die Jesuiten thun und planen, kann ihnen nur zur Ehre gereichen. Das betreffende Capitel des Romanes ist überschrieben: „Non plus ultra". Im Hause

der Inquisition hat sich jener mächtige Bund zusammengefunden, „welcher sich allmächtig dünkt durch das Band des gleichen Glaubens." Die Berathung dreht sich um den Kampf des Glaubens gegen den Geist des Jahrhunderts und um den Kampf gegen das Vorschreiten des russischen Kolosses. Ihr Zweck war, soweit sich bei Einzelnen unter ihnen nicht Ehrgeiz und Herrschsucht dazu gesellte, ein edler und heiliger, aber auch manche unter diesen Herren dünkten sich an dem „aufgegangenen Feste Allerheiligen selbst Allerheilige zu sein". In dem Augenblicke, wo der Vorsitzende das Kreuz erhebt und begeistert ruft: „In hoc signo vinces", bricht das Erdbeben los. Das Kapitel schließt mit einen Hinweis auf den Sturz der hoffärtigen Engel.

Eine solche Darstellung muß eigenthümlich berühren, einmal weil ein Katholik sie gegeben und zweitens weil sie durch nichts motivirt ist. Indessen hat Proschko an tausend anderen Stellen seine katholische Gesinnung glänzend bewiesen, sodaß wir obige Scene wohl auf Rechnung seiner überfliegenden Phantasie zu setzen haben.

Das Debet dieses Conto's wird überhaupt stark belastet. Proschko versteht es nicht, mit dem immensen Reichthum seiner Phantasie verständig hauszuhalten, von Rechtswegen müßte er für einen Verschwender erklärt und unter die Curatel des Verstandes gestellt werden; er giebt zuviel aus, kauft Sachen ein, die nicht die Hälfte das ausgegebene Geld werth sind; er unternimmt, und wirft sich mit glühendem Eifer auf das neue Unternehmen — mitten im Wettern und Wagen reizt ihn wieder ein anderes, er läßt von jenem ab, um dieses zu realisiren und so fort. Er vermag es nicht — um das Bild vom Kaufmann nicht zu Tode zu hetzen — er vermag es nicht, ruhig und besonnen ein wohlgegliedertes Ganze zu schaffen, bei welchem in organischem Wachsthum das Eine aus dem Andern hervorgeht, und in natürlichem Drange

Zweig an Zweig dem Stamme, Blatt an Blatt dem Zweige entsprießt. Von einer Haupthandlung, von einem Haupthelden, von planmäßigem Voranschreiten kann selten die Rede sein. Gewöhnlich bleiben die Personen, welchen wir im Anfange unsere ganze Theilnahme zugewendet haben, nicht auf dem Schauplatze; sie verschwinden, um Anderen Platz zu machen, von denen man wiederum nicht sagen kann, daß sie bis zum Fallen des Vorhanges auf der Bühne bleiben. Nebenhandlungen von geringer Bedeutung ragen dominirend hinein in die Ereignisse, welche man als Haupthandlung zu betrachten schließlich gezwungen ist. Nur hin und wieder taucht aus dem reißenden Strome von Begebenheiten eine von früher bekannte Person wieder auf. Fäden werden angeknüpft, um nicht weiter geführt zu werden. Und dabei fliegt die Handlung in unheimlichem Galopp vorwärts, wahre Harrassprünge werden gewagt, und der ängstliche Leser, zitternd an dem Autor sich festhaltend, muß nolens volens mit. Die Phantasie des Erzählers kennt keine Grenzen, keine Weiten; ein neues Kapitel — ein neuer Schauplatz; sind wir in diesem Kapitel in Europa, so finden wir uns im nächsten in Amerika; heute in Deutschland, morgen in Frankreich oder in Portugal, in Sibirien, in Spanien, in Oesterreich, in England, — überall ist der Dichter zu Hause, und er bedarf unglaublich kurzer Zeit, um von einem Lande in das andere zu gelangen. Es geht ihm in dieser Beziehung gerade wie dem mysteriösen Marquis Betmar, von dem er in „Pugacew" selbst sagt: (S. 207) „Der Portugiese, der bald im Süden, bald im Norden auftaucht." Auch die Grenzen der Zeit sind für ihn nicht vorhanden. Er überspringt mit größtem Gleichmuth eine Reihe von Jahren, um bei anderen Personen frischweg wieder anzuknüpfen. Ein solches Verfahren verdient entschiedenen Tadel. Der Dichter soll uns interessante Thatsachen in guter künstlerischer Form

bieten, er soll uns nicht abhetzen, sondern gleichmäßig anregend unterhalten."

Proschko hat sich eben nicht zu beschränken gewußt, sein Verstand ist dem eiligen Fluge seiner Phantasie allzu willig gefolgt. Stets in großen Zügen arbeitend, hat er das Kleine übersehen. Ungenauigkeiten und Wiederholungen waren die unausbleibliche Folge. So wiederholen sich Nebel- und Guckkastenbilder in „Höllenmaschine", „Jesuit", „Pugacew" und „Held von Trafalgar". Schlimmer noch ist die höchst tadelhafte Verwendung des Zufalls. Häufig sind Personen in Gefahr, zufällig kommt der Retter daher. In „Der Jesuit" wird ein Mann vom Wassertode gerettet durch einen Andern, der zufällig vorbei kommt und schnell in einen zufällig vorhandenen Kahn springt. Und so geht es sehr oft. Auf Rechnung dieser durch keine Schranke aufgehaltenen Phantasie sind auch die Bilder und Gleichnisse zu setzen, die vor dem prüfenden Verstande nicht Stand zu halten vermögen. So heißt es beispielsweise in „Der Jesuit" von Plachy:

„Also mochte der Weltheiland im Garten Gethsemane gestanden haben, da er der Rotte des Judas entgegentrat und das ruhige Wort aussprach: „Ich bin es".

Oder:

„Also saß der Heiland der Welten einst zwischen Maria und Martha; also lag einst zu seinen Füßen der Lieblingsjünger Johannes."

Das sind durchaus unpassende Vergleiche.

Proschko mußte seiner übermüthigen Phantasie Zügel anlegen, dann erst konnte der Leser von seinen Dichtungen den vollen Genuß haben. So aber hat er nur einen getheilten; nicht ganz kann er sich an Proschko's glänzendem Talent erfreuen. Denn in der That ist Proschko ein trotz seiner Mängel ausgezeichneter Erzähler. Eine fruchtbare

Phantasie, ausgezeichnete Erfindungsgabe und gutes Darstellungstalent sind ihm eigen. Er schildert in großen kräftigen Zügen, jede Detailmalerei verschmäht er. Mit wenigen Worten zeichnet er die Situation, den Charakter, die Handlung. Nie beschreibt er eine Person durch Aufzählung all' ihrer guten und schlechten Eigenschaften — er läßt den Charakter aus der Handlung selbst greifbar hervorgehen. Gerade dadurch erzielt Proschko große Effecte. Z. B. hat er in „Pugacew" die Entthronung Peters III. bereits geschildert, es handelt sich noch um sein klägliches Ende. Da heißt es denn:

„Nur seine Neger, seine Lieblingshunde, seine Violine, die Bibel und einige Romane" verlangte er von Katharina.

Aber die neue Kaiserin sandte ihm lieber einen ihrer Getreuen.

Am 14. Juli, oder 2. Juli nach griechisch-russischem Ritus, trat Alexis Orloff mit dem Offizier Tepeloff zu dem Kaiser ins Gemach. Peter empfing ihn freudig, denn der Graf kündigte ihm seine Befreiung an. Sie mußte nach russischer Weise sogleich durch einen Trunk guten Branntweins gefeiert werden.

Man setzte sich daher sogleich zu Tische. Branntweinflaschen und Gläser machten die Runde. Tepeloff begann nun mit dem Kaiser ein Gespräch, indeß schenkte Orloff diesem sein Glas mit Branntwein voll; der Kaiser leerte es auf einen Zug. Jetzt bot ihm Orloff ein zweites; da sprang der Kaiser, plötzlich Verrath merkend, wie ein Rasender empor. „Gift! Gift!" rief er mit fürchterlicher Stimme. „Milch! um aller Heiligen willen, bringt Milch!"

Aber die beiden Mörder erfaßten ihn jetzt, und nun begann ein Ringen zwischen diesen Männern, grauenhaft und schrecklich, wie der Kampf der wilden Thiere in der Arena. Peter III. rang um sein schwindendes Leben, Orloff und Tepeloff um den letzten Reif der Krone für Katharina II.

Fürst Baratinskoj, ein junger Offizier, welcher die Wache im Hause befehligte, stürzte über dies Gestöhne und Brüllen herbei, und war nun der Dritte im Bunde mit den Mördern Peter's, von denen Orloff den Kaiser zu Boden warf, während die andern Beiden dem unglücklichen Monarchen ein Tuch um den Hals schlangen und ihn erdrosselten . . . .

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das ist lakonisch, der Lakonismus aber prägt der Phantasie des Lesers jene Scene weit schärfer ein, als eine Beschreibung vermocht hätte. So schildert Proschko immer. Auch bei Naturbeschreibungen, in denen er wirklich groß ist. Man lese nur die folgenden:

Ueber die Schneefelder der Hochkuppe des Wolgagebirges, an der Grenzscheide der beiden Welttheile Europa und Asien, zog in einem der strengsten Winter der ersten vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein leichter Windhauch; die Schneekörnchen ballten sich nicht, aber silberne Streifen erhoben sich von der Ebene und stiegen immer wirbelnder als eine dunkle graue Wolkenmasse auf. Sie lagen auf den höchsten Zinken des Gebirges gleich einem riesenhaften Ungeheuer der Urwelt, welches seine Arme weit hinausstreckt, unschlüssig, ob es in diesem oder jenem Welttheile niederfahren solle.

Jetzt begann der Wind zu heulen.

Die himmelhohen Eichen des Hochwaldes an der Abdachung des Gebirges rüttelte ein zeitweiliger furchtbarer Windstoß, und kalter Regen rauschte in kleinen Eisnadeln auf die gleichfalls beeisten Wipfel der Bäume nieder. Schwere Wolkenmassen, welche gegen Süden und Osten heraufzogen, und bis in den Zenith reichten, verdunkelten immer dichter den Horizont, aber nicht schwarz wie Gewitterwolken, sondern weißgrau wie schwere Nebelmassen; denn einer der furchtbarsten Schneestürme des hohen Nordens war im Anzuge.

Die Sonne, welche an diesem Tage ohnedies nur wie ein blutrother Ball, ohne Licht und Wärme am Himmel gehangen hatte, neigte sich dem Untergange zu, schauerlich brauste der Hochwald, ferne ertönte das Rauschen eines Stromes; weiße Füchse und braune Zobel schossen durch den Forst in ihre Höhlen hinab, und das ferne Geheul der Wölfe verstummte allmälig; denn selbst das Gethier des Waldes flüchtete instinktmäßig in seine Verstecke. — Jetzt wurde Alles eine dunkle dichte Masse, welche der brausende Wirbelwind erfaßte und im Kreise drehte. Dann nahm die Riesenwolke nach oben eine mehr gelbliche Färbung an, sie endete im Zenith in Haufen Wolken mit scharf abgegrenztem hellleuchtenden Rande, am westlichen Himmel flogen größere tiefhängende Dunstmassen pfeilschnell mit dem sich jetzt erhebenden Sturmwinde aus Nordost daher.

Jetzt senkte sich die graue Riesenwolke gänzlich auf das Gebirge, der letzte matte Sonnenblick erlosch — Nacht ward es im Gebirge

und auf der Abdachung desselben, ein Chaos der Natur schien geboren, vor welchem selbst Wolf und Luchs entsetzt in die Thalabgründe flüchteten.

Jetzt brach der Orkan los, so furchtbar und gewaltig, daß vor seinem Rasen die Eichenstämme des Hochwaldes wie dünne Strohhalme zu Boden knickten, während er aufwirbelnde Schneemassen vor sich hertrieb.

Der Pol schien näher gerückt, und was Blut und Leben hatte, mußte in diesem Sturme erstarren. Es war ein sogenannter Buran, ein Schnee-Orkan des russischen Nordens, welcher oft ganze Karawanen verweht. („Pugacew" S. 4.)

Oder das Erdbeben von Lissabon:

Die Herren an der Tafel horchten auf — und erbleichten; unter ihren Füßen zitterte jetzt der Boden — noch eine Minute, eine kurze kleine Minute — und mit einem gewaltigen donnerähnlichen Getöse schmetterten die Wände des Palastes der Inquisition mit allen Männern der großen Tafelrunde, mit allen ihren Plänen und Hoffnungen auf einen Trümmerhaufen zusammen.

Jammergeheul in allen Gassen und auf allen Plätzen der Stadt war das furchtbare Echo dieses Sturzes, denn drüben war auch der königliche Palast mit allen, wenigstens vier Millionen Thaler betragenden Kostbarkeiten, welche er enthielt, vom gähnenden Schlunde der Erde in einer Minute verschlungen; das prachtvolle Ordenshaus der Jesuiten mit all seinen Bewohnern lag in Trümmern.

Das war eine grauenvolle Verwüstung! Nicht anders als ob die letzte Posaune über dem Erdenrunde erschalle, nicht anders als ob der Herr der Welten auf seinem ewigen Richterthrone zur Erde niederschwebe und seinen vernichtenden Blitz voraussende, das sündige Menschengeschlecht zu vertilgen! — Trümmer einstürzender Häuser, riesenhafte Staubwolken, welche, düstre Nacht verbreitend, durch die engen Gassen zogen, Jammer, Geheul und Rettungsrufe auf allen Seiten — und neue Erdestöße in allen Richtungen waren die wechselnden Bilder dieses schauervollen Nachtgemäldes.

Dort am großen Quai in der Nähe des Zollhauses, wo die reichen Flotten Brasiliens, Ostindiens und Afrikas ihre Ballen, Kisten und Säcke voll kostbarer Erzeugnisse entluden, wo ein Mastenmeer Millionen an Waaren von Zucker, Indigo, Elfenbein, Goldstaub, Baumwolle, Seide, Kaffee, Zimmet, Muskaten, feinem chinesischen und spanischen Porzellan, Juwelen, Früchten, kostbaren Farbhölzern und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

allen Gattungen von Erzeugnissen des europäischen Kunstfleißes trug, wo täglich mit dem ersten Strahle der Sonne bis spät in die Nacht mehr als ein halbes Tausend von Schiffern, Rhedern, Beamten, Dienern, Matrosen, Lastträgern, Mohren, Türken, Juden, Christen, Armeniern und anderen Südländern auf- und niederschwärmten — dorthin hatten sich im Taumel der Verwirrung viele Hunderte der Bewohner Lissabons geflüchtet; aber eine Minute ging an der Zeituhr vorüber — das brausende Meer geähnte im weiten Schlunde, und der schöne große Quai versank mit Allem, was darauf lebte und webte, in die bodenlose Tiefe des Meeres — eine rauschende Wasserfläche verwischte die Spur, wo er gestanden.

Jetzt erreichte die Verwirrung, das Jammergeheul und der Schreck den höchsten Grad. Betende, Fluchende, Verwundete, Sterbende, Verzweifelnde füllten die Straßen; Kinder und Greise, Männer und Frauen, zum Theil halb nackt, verbrannt und verzweifelnd durchrannten die Gassen. Zerschmetterte und Verschüttete jammerten unter den Trümmern um Hilfe, Lastthiere und Rosse rissen ihre Stränge und wurden wie die Menschen von dem Hagel der Mauerbrüche und geborstenen Ziegeldächer zermalmt. Dort an der Terra de passa gegen den Tajo hinab suchte sich eine Masse auf die Schiffe zu retten, aber — o grauenhafte Scene! als ob die erzürnte Gottheit selbst in ihrer Richtermacht den Unglücklichen entgegen treten wollte — der sonst so friedlich dahin fließende Tajo stieg plötzlich zur Riesenhöhe von dreißig Fuß empor, dann stürzten seine schäumenden Wogen, als ob sie ein wüthender Wassergott in seinen Rachen jage, eben so schnell in grauenhaften Riesentrichter der kochenden See hinab, und während die Rettung suchende Menschenmasse mitgerissen wurde, standen jetzt die von der Fluth gehobenen Schiffe im Trockenen.

Stoßweise brach sich jetzt die empörte See wie im entsetzlichsten Meeressturme nach der Mündung des Hafens Bahn.

Die Nacht des Schreckens, welche über dem von Gott verlassenen Babylon des äußersten Westens von Europa lag, erreichte jetzt ihre höchste Finsterniß, denn die ungeheuren Staubsäulen von den eingestürzten Palästen und Häusern ließen nicht mehr den leuchtenden Strahl der Sonne durchdringen — man konnte nichts mehr wahrnehmen, nur hören konnte man das Angstgeschrei der herumirrenden Väter, Mütter, Kinder, Gatten, welche einander jammernd und hilferufend suchten; der Tod raste in tausendfachen Gestalten durch die verschütteten Gassen Lissabons — es war ein Bild gleich dem der Gräuelscenen in den verschütteten Städten Herculanum und Pompeji.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In diesen wenigen Proben offenbart sich eine seltene Kraft der Schilderung.

Das sind höchst schätzenswerthe Vorzüge. Was Proschko mit diesen Mitteln zu leisten vermag, hat er am Besten in dem historischen Romane „Pugacew" gezeigt, den wir hier zunächst einer Analyse unterziehen wollen.

Das erste Drittel des Romanes zeigt deutlich Proschko's künstlerische Mängel. Im ersten Kapitel sind wir in Rußland, im zweiten in Lissabon, im dritten in Amerika, im vierten wieder in Lissabon, im fünften in Petersburg. Und das Alles geht sprungweise. Die bisher aufgetretenen Personen verschwinden, um, ausgenommen Michelson, Münich und Betmar, nie wieder auf dem Schauplatz zu erscheinen. Wie zerfahren das erste Drittel ist, zeigt folgende Uebersicht:

Erstes Kapitel. Wir sind bei verbannten russischen Staatsmännern und Offizieren in Bolgarü. Marquis Betmar erscheint unter ihnen. Man conspirirt gegen die Czarin Elisabeth. Die Fäden erstrecken sich bis Petersburg.

Zweites Kapitel. Die Czarin entdeckt eine Verschwörung, in welche auch die Gräfinnen Lupuschkin und Bestuscheff verwickelt sind. Beide werden geknutet.

Drittes Kapitel. Zwölf Jahre später. Marquis Betmar ist bei den Mitgliedern der Inquisition in Lissabon. Man will Preußen gegen Rußland unterstützen, weil Preußen toleranter ist.

Viertes Kapitel. Franklin und Mazzarini sprechen über Rußland und Preußen.

Fünftes Kapitel. Wieder bei der Inquisition. Der Vorsitzende entwickelt seine großartigen Pläne. Das Erdbeben vernichtet aber Alle.

Sechstes Kapitel. Im siebenjährigen Kriege. Der Dichter Ewald von Kleist fällt. Lieutenant Michelson erquickt ihn und schützt ihn vor den räuberischen Angriffen eines langen Kosacken.

Siebentes Kapitel. Michelson wird mit Depeschen nach Petersburg gesandt. Er übergiebt sie dem Kanzler. Die Kaiserin, darüber wüthend, versetzt ihn nach Kasan. Dann befiehlt sie, ihrem Sohne zum Trotz, sogleich erneuten Fortgang des Krieges gegen Preußen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wie man sieht, enthalten diese sieben Kapitel lauter Einzelheiten ohne den bindenden, zusammenhaltenden Gedanken. Ohne dem folgenden eigentlichen Roman zu schaden, konnten von sieben Kapiteln sechs gestrichen werden. Was hat die portugiesische Inquisition mit der Handlung zu thun? Der Dichter führt sie ein, sie spielt in zwei Kapiteln eine höchst fragwürdige Rolle und dann fällt sie der Vergessenheit des Autors und des Lesers anheim. Seltsam ist ferner der Gedanke, Franklin und Mazzarini, sowie Ewald von Kleist in die Handlung einzuführen, wozu nicht die geringste Veranlassung vorlag. Aber Proschko liebt es, historisch berühmte Personen in den Bereich seiner Darstellung zu ziehen, gleichviel, ob die Handlnng es erfordert oder nicht.

Jene Kapitel, etwa ein Drittel des Ganzen, abgerechnet, kann der Roman wohl die Spannung erregen und dauernd fesseln und den gebildeten Geschmack durch die prächtigen, freilich lapidarischen, Schilderungen befriedigen.

Im Jahre 1762 stirbt Elisabeth, um ihrem Sohne als Peter III. den Thron einzuräumen. Dem Regierungsantritt des jungen Czaren folgt sofort Friedensschluß mit Friedrich II., Rückberufung der verbannten Staatsmänner und Einführung geistlicher Reformen. Mit letzteren tastet er die heilig gewordenen Gewohnheiten des Volkes an, es murrt laut gegen ihn, und bald finden sich Männer, die die Partei des Volkes nehmen gegen den Czaren und für seine starkherzige Gemahlin. Peter III. achtet nicht auf die Bewegungen im Volke, er lebt lediglich seiner Liebe zu der schönen Gräfin Woronzoff. Eines Tages läßt sich Katharina zur Kaiserin ausrufen; Peter wird heimlich entführt und unter dem Volke das Gerücht verbreitet, er sei gestorben. Nach einiger Zeit macht Katharina das Gerücht zur Wahrheit — sie läßt ihren Gemahl erdrosseln. Unter dem Volke aber bleibt die dunkle

Ahnung, daß der Czar nicht todt, sondern daß er nur gefangen gehalten werde.

Lieutenant Michelson ist noch in Kasan unter dem Befehle des Obersten Brand. Alle lieben den schönen edlen Offizier, am meisten Theodora, die Nichte des Obersten, am wenigsten dessen Frau. Letzterer Abneigung wird erhöht, als Michelson in Abwesenheit des Obersten ihr abschlägt, ihr den gefangenen Kosacken Pugacew als Erzähler für die Winterabende zu überlassen. Und doch weiß sie ihn sich heimlich zu verschaffen — Pugacew benutzt die Gelegenheit zu entfliehen. Auf dem Markte zu Mariekowskoi begegnen wir ihm wieder. Seine Freunde sind zahlreich um ihn versammelt und verfehlen nicht, ihn als den wiedererstandenen Peter III. ausrufen. Erst staunt die Menge, dann rufen einige, die Peter III. gekannt, dasselbe — der Czar ist fertig. Oberst Charlow will sich widersetzen; man haut ihn nieder; dessen Frau, die uns schon bekannte Theodora, nimmt der Redivivus mit sich. Nun beginnt sein Siegeslauf, Stadt um Stadt, Dorf um Dorf ergibt sich ihm. Mit den Erfolgen wächst sein Uebermuth. Grausamkeiten bezeichnen seine Bahn. Michelson brennt vor Verlangen, ihm entgegen zu treten und Theodora seinen Händen zu entreißen. Er zieht ihm mit einer geringen Anzahl Truppen entgegen und besiegt ihn in mehreren Treffen, vermag aber seiner Uebermacht nicht Stand zu halten. Erst vor Kasan bricht sich die Macht des Betrügers, er selbst wird gefangen, sein Heer in alle Winde zerstreut. Auch Theodora findet Michelson wieder, sie wird aber nicht die seine, sondern nimmt den Schleier.

Das ist in den äußersten Umrissen der Inhalt der höchst interessanten Handlung. Der zweite Band ist in Bezug auf Kunst und Schilderung meisterhaft zu nennen. Der Dichter versteht es trefflich, großartig angelegte umfassende

Tableaux ohne jede Ueberladung zu entwerfen. Da ist Kraft und Leben in jedem Zuge, überall das frisch pulsirende Blut eines echten Dichters. Die Charakterzeichnung ist vorzüglich. Mit plastischer Anschaulichkeit steht eine jede Figur vor uns. Die Handlung vermittelt uns das Verständniß von Thaten und Gedanken, der Dichter fügt kein Wort der Erklärung hinzu.

Am besten ist der Charakter des Helden gezeichnet, wenngleich nicht bestritten werden kann, daß er noch mehr hätte verinnerlicht werden können. Aber es ist ja eine Eigenheit Proschko's, daß das Gebiet des Seelenlebens nicht seine eigentliche Domäne ist. So finden wir Pugacew's geistige Entwicklung wohl angedeutet, aber nicht mit psychologischer Feinsinnigkeit ausgeführt. Wie der Charakter des falschen Czaren von ursprünglicher Wildheit zu übermüthiger Welt- und Menschenverachtung sich ausbildete, konnte ein ausgezeichneter Vorwurf für die Kunst des Erzählers werden — Proschko hat dieses Moment ganz außer Acht gelassen und sich damit begnügt, eben diesen Uebergang mit wenigen Worten zu bezeichnen. Freilich werden nur wenige Leser gegen diese Darstellungsweise etwas einzuwenden haben, den meisten wird sie vollauf genügen. Ihre Phantasie wird die kräftig aufgetragenen Kernpunkte mit Leichtigkeit festhalten und die nicht ausgeführten Partien selbst ausfüllen. Die ganze Entwicklung Pugacew's von jenem Tage an, wo er als falscher Czar auftritt, bis zu jener Scene, wo er die petitionirenden Priester in wildem Uebermuth zu Boden schlägt, wird dem Leser leicht verständlich werden auch ohne Details.

Dazu nehmen die ungemein lebendigen, farbenfrischen Schilderungen aus Rußland die Aufmerksamkeit des Lesers ganz gefangen. Das politische Leben in Rußland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die seltsamen souveränen Gelüste der Herrscher und Herrscherinnen aller

Reussen, die Anschauungen des Volkes, das sociale Leben werden mit kräftig angebrachten Schlaglichtern erleuchtet. Die Naturschilderungen sind durchaus nicht nach der hergebrachten Schablone, sie sind gedrängt, anschaulich und fesselnd.

Noch einen Tadel möchte ich nicht unausgesprochen lassen, er betrifft die seltsame Figur Betmar's. Was um alles in der Welt hat dieser gespenstische Mensch in der Handlung von „Pugacew" herumzuspuken? Er treibt nicht vorwärts, er regt nicht an, er hält nicht zurück, steht keiner der handelnden Personen nahe — er ist ein Ueberall und Nirgends, taucht auf, wo ihn Niemand vermuthet, verschwindet, wenn man ihn fassen will; kommt zu wildfremden Menschen und benimmt sich sogleich als alter Bekannter — wenn man ihn aber nach „seinen Papieren fragen" wollte, würde er rathlos dastehen oder aber plötzlich verduften. Proschko hat sich wahrscheinlich durch Dumas' Monte Christo zu dieser seltsamen, an längst verschollene Ritterromane erinnernden Figur verführen lassen.

In „Der Jesuit" stellt sich Proschko die lohnende Aufgabe, den Zerrbildern, welche akatholische Romanschriftsteller von den Jüngern Loyola's entwerfen, einmal ein wahrheitsgetreues Porträt entgegenzustellen. Leser, welche nur gewohnt sind, jeden Jesuiten als geheimen Schleicher, Zerstörer von Familienglück und selbst als gelegentlichen Mörder dargestellt zu sehen, werden nicht wenig überrascht sein von der Harmlosigkeit dieses Proschko'schen Jesuiten. Wir Katholiken sehen darin nichts Besonderes, sie soll ja und ist ja die Regel — tausend andere aber werden einen solchen Jesuiten als Ausnahme von der Regel betrachten.

Der Jesuit heißt Plachy. Man darf nach dem Titel aber nicht den Schluß ziehen, daß er der Held des Romanes sei; das ist Ottowald von Rosen, der die schöne Rosa von Pernstein liebt. Seine Liebe ist indessen hoffnungslos, weil

die Muhme Rosa's, Polyxena von Lobkowicz, ihre Nichte nicht einem Irrgläubigen geben will. Ottowald erkennt freilich diesen Grund nicht an, sondern meint, der Jesuit Georg Plachy, der viel in Rosa's Hause ein- und ausgeht, sei sein Widersacher. Er hat in Folge dessen einen heftigen Auftritt mit ihm. Bald nachher geht Ottowald zu Wallenstein über. Wallenstein wird getödtet, seine Getreuen geächtet. Ottowald schleicht sich heimlich nach Prag, um Rosa von Pernstein zu sprechen, aber Plachy tritt ihm hindernd in den Weg, die zum Rendezvous eilende Rosa mit sich nehmend.

Eine lange Zeit vergeht. Wir finden Ottowald als Ottowalsky wieder, wie er den Hauptmann Przichowsky vom Wassertode rettet. Dieser, ein alter Soldat, spricht beständig von seiner Braut, die noch immer nicht ihre Einwilligung zur Heirath geben wolle. Ottowald merkt bald heraus, daß es sich um seine Rosa handelt. Schnell ist sein Plan gemacht, er giebt Przichowsky eine Kapsel, angeblich mit Reliquien-Inhalt; wenn er diese seiner Braut gebe, werde sie von Liebe zu ihm entbrannt werden. In der Kapsel aber befindet sich ein Zettel an Rosa, auf welchem sie zu einer Zusammenkunft eingeladen wird. Bei dieser hört denn Ottowald, wie edel und gut Plachy gehandelt. Noch immer aber kann Ottowald nicht die Einwilligung der Muhme Rosa's erlangen. Das facht seinen alten Haß wieder an zu neuer Glut; ein Pole, Namens Wolfinsky, der ebenfalls von Pernstein's abgewiesen, hilft das Feuer schüren. In dem heißen Verlangen, sich zu rächen, geht er zu den Schweden über, sich erbietend, sie heimlich in die Stadt zu lassen. Der Verrath glückt indessen nur halb, denn der Jesuit Plachy leitet die Vertheidigung. Sowohl der Pole als auch Ottowalsky fallen, letzterer umfangen von den Armen seines edlen Feindes Plachy.

Man kann wiederum nicht sagen, daß die Handlung nach den Anforderungen der Poetik componirt ist, doch macht der Roman im Ganzen einen guten Eindruck. Zu tadeln wäre nur der allzu große Raum, welchen der Verfasser der Belagerung Prag's gelassen hat. Doch vergißt man leicht über den interessanten Schilderungen, daß sie eigentlich eine unberechtigte Stellung einnehmen. Namentlich gelungen sind die Scenen wilden Kriegslebens, aus denen sich einzelne kernige Soldatengestalten mit plastischer Anschaulichkeit erheben.

Mehrere der in „Der Jesuit" auftretenden Personen finden wir in „Der böhmische Student" wieder, ein Roman, der zwar nicht in allen Punkten befriedigt, aber doch zu den besseren seines Gleichen gehört. Die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, das wilde abenteuerreiche Vagabundenthum jener schreckensvollen Tage, die seltsamen Verkehrungen menschlicher Anschauungen, welche jene Zeit im Gefolge hatte — kurz, treue Bilder ferner Vergangenheit bietet uns in schöner Ausführung der genannte Roman. Die Verwicklung freilich ist nicht bedeutend, ja sie ist sogar unbedeutend, die Episoden überwuchern sie. Die Belagerung Prags nimmt wiederum bedeutenden Raum ein, doch finden sich keine Wiederholungen mit den Scenen aus „Der Jesuit".

Noch bunter gemischt ist der Roman „Die Höllenmaschine". Proschko hat hier mehr als je seiner Phantasie die Zügel schießen lassen. Anfangs wird drei Personen große Aufmerksamkeit geschenkt, die im weiteren Verlaufe der Handlung nur wenig zum Vorschein kommen. Später tritt Napoleon I. sehr in den Vordergrund, und das sind die besten Partien des an Handlung und Leben ungemein reichhaltigen Romanes. Schade nur, daß durchaus die künstlerische Gestaltung fehlt. Dagegen muß nachdrücklich anerkannt werden, daß die Personen mit großer Meisterschaft

gezeichnet sind. Besser als hier konnte der gewaltige Kaiser der Franzosen, dessen nimmersattem Ehrgeiz und unendlicher Ländergier die Welt zu klein schien, kaum gezeichnet werden. Sehr gut ist es dem Dichter gelungen, den großen Imperator von zwei Seiten zu zeigen: als den Herrn eines weiten Reiches und zärtlichen Familienvater im Kreise der Seinen. In noch einem Werke Proschko's tritt uns Napoleon entgegen, in „Der Held von Trafalgar", einer im Ganzen nicht unbedeutenden Erzählung.

Versuchen wir es nach den obigen Ausführungen in kurzen Worten eine Charakteristik Proschko's zu geben, so finden wir: bedeutendes Talent, namentlich für den historischen Roman, eine fruchtbare, allzeit lebendige Phantasie — demgegenüber aber Mangel an künstlerischer Bildung und daher Unkenntniß des rechten Maßes — alles in allem aber einen Schriftsteller von nicht geringer Bedeutung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Cardinal Wiseman.

Einen der höchsten kirchlichen Würdenträger unter den Novellisten figuriren zu sehen, ist gewiß eine seltene Erscheinung. Aber auch zugleich eine erfreuliche, denn sie legt das Zeugniß ab, wie sehr eine Kunst geachtet zu werden verdient, der selbst solche außerordentliche Männer wie Cardinal Wiseman freudig ihre kostbare Zeit widmen. Das katholische Publikum mochte doch wohl ein wenig erstaunt sein, als im Jahre 1854 die Erzählung „Fabiola oder die Kirche der Katakomben" auf dem Büchertisch erschien und den Namen des berühmten englischen Cardinals als den Verfasser auf dem Titel trug. Wohl war man gewohnt, den rastlos thätigen Mann auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und der Literatur goldene Früchte einheimsen und sie dem Publikum in silbernen Schalen freigebig bieten zu sehen — aber eine Erzählung hatte man denn doch nicht erwartet. Viele glaubten auch nicht, daß das neueste Product der unermüdlichen Feder Wiseman's ein Beweis hervorragenden dichterischen Geistes sei, wohl aber all' die glänzenden Eigenschaften haben werde, die des Cardinals schriftstellerische Arbeiten in hohem Grade auszeichneten. Die Täuschung war groß und angenehm. „Fabiola" war nicht allein ein Zeugniß der umfassenden und gründlichen Gelehrsamkeit des Verfassers, sondern auch seines poetischen Talentes. Die Erzählung erregte ungemeines Aufsehen, erlebte Auflage auf Auflage, nahm ihren

Siegeslauf durch die ganze Welt und fand Beifall bei allen christlichen Confessionen, aber auch Nachahmer in reicher Anzahl.

Das Buch verdient diese seltene günstige Aufnahme in jeder Beziehung. Es ist ein Buch, das jeder Gemüthsrichtung in ansprechender Weise gerecht wird, das einem jeden Leser etwas Interessantes bietet. Der fromme Christ wird sich an dem todesmuthigen Bekennen der Märtyrer erbauen; der Geschichtsfreund seine Freude haben an den anschaulichen Schilderungen altrömischen Lebens und den sauberen Beschreibungen der Katakomben; der bloße Unterhaltung suchende Leser wird mit steigendem Interesse dem Verlaufe der gut erfundenen und fest gefügten Handlung folgen. Vom Standpunkt strenger Kritik dürfte nur das Eine getadelt werden, daß die eingelegten Schilderungen altrömischer Zustände und der Katakomben nicht immer den rechten Platz einnehmen und manchmal über das Maß des erlaubten Raumes hinausgehen. Das dürfte aber auch der einzige Tadel sein; denn im Uebrigen genügt das schöne Werk allen Anforderungen der Aesthetik. Mit geschickter Hand ist die reichhaltige Handlung so geleitet, daß sie ein allseitiges Bild der ewigen Roma und ihrer Einwohner von damals giebt. Das gesellige Leben, die geistige Bildung, die religiösen Anschauungen, die Staatseinrichtungen jener Periode, Alles steht in klaren Umrissen vor den Augen der Leser. Es ist immer noch das alte weltgebietende Rom, noch immer liegt die halbe Welt demüthig zu Füßen der römischen Imperatoren, noch immer fließen die Schätze und Herrlichkeiten des Abend- und Morgenlandes nach der unersättlichen Hauptstadt der Welt. Allein schon zeigen sich die Spuren beginnenden Verfalls. Das gewaltige Gebäude bekommt Risse, hin und wieder kracht es verderbendrohend durch die weiten prachtstrotzenden Räume — aber im Gefühle ihrer

Macht verachten die weltgebietenden Tyrannen die unscheinbaren Fingerzeige. Der Glaube an die Götter ist in den höheren Kreisen schon lange erloschen oder doch erkaltet, an seine Stelle ist der seichteste Epikuräismus getreten. Der raffinirteste Genuß ist den vornehmen Römern und Römerinnen das Höchste, verachtet wird, wer sich zu einer höheren Lebensanschauung aufzuschwingen versucht. Das gesellige Leben wird umgeben von dem blendendsten Luxus, unerhörte Summen werden gezahlt für Dinge, die kaum die Dauer eines Tages haben. Aeußerlich glänzt Alles wie eitel Sonnenschein, innerlich ist Alles faul. Das Herz ist kalt und öde, nie bricht ein Strahl tieferen Gemüthes aus ihm hervor. Der Untergebene gilt nichts, er ist ein Ding, eine Sache, mit der man machen kann, was man will, er muß leiden unter den Launen seines blasirten Gebieters, ja er muß sich zur Unterhaltung seines gnädigen Herrn den wilden Thieren vorwerfen lassen und mit ihnen um sein elendes Leben kämpfen. So dachte das damalige heidnische Rom im Anfange des vierten Jahrhunderts und ebenso dachte Fabiola, die schöne verwöhnte Tochter des reichsten Mannes in Rom, Fabius. Umgeben von Glanz und Herrlichkeit, von willfährigen Schmeichlern und lobhudelnden Sklavinnen, blickt sie verächtlich herab auf jeden niedriger Stehenden. Die gläubigen Heiden verlacht sie als unverbesserliche Thoren; die Christen verachtet sie, obgleich sie nicht weiß, welchen Lehren sie folgen. Mit unverhohlenem Staunen hört sie zuerst von ihrer Sklavin Syra die Elemente der neuen Lehre. Alle Menschen als Gleichberechtigte anzuerkennen, dem Feinde zu verzeihen, an ein anderes Leben, an eine ewige Fortdauer nach dem Tode zu glauben — predigt die seltsame Sklavin in schönen begeisterten Worten. Das sind Lehren, die Fabiola nur verachten kann. Verzeihen dem Feinde, empfangene Beleidigungen geduldig tragen und dem Beleidiger noch

obendrein versöhnend die Hand reichen — das findet die stolze Römerin lächerlich und feige. Zu ihrem unsäglichen Erstaunen huldigt auch ihre schöne Verwandte Agnes diesen Ansichten und hört sie auch aus dem Munde des tapferen Offiziers Sebastian ähnliche Reden. Sie weiß nicht, daß Beide längst dem Christenthume angehören.

Es ist nur eine kleine Gemeinde, die dem neuen welterlösendem Glauben anhängt, aber sie ist stark und gegen alle Angriffe gewaffnet. Personen aller Stände gehören ihr an. Pankratius und Sebastian sind die Personen unter ihnen, die uns am häufigsten entgegentreten. Lange schon hat ihr Benehmen unter den ihnen nahestehenden Heiden Verdacht erregt; namentlich sind es Corvinus, der Sohn des Richters Tertullus, und der Schlemmer Fulvius, welche ingrimmigen Haß auf die beiden Männer geworfen haben. Nicht allein ihres Christenthums wegen, sondern wegen persönlicher Motive. Corvinus haßt Pankratius schon von den Schulbänken her, Fulvius den Sebastian, weil er glaubt, daß er ihm bei verschiedenen Damen im Wege stehe. Beiden kommt es deshalb Recht, daß Maximian wiederum eine allgemeine Christenverfolgung anordnet, und namentlich ist es ganz nach Corvin's Gesinnung, daß gerade er mit der Ausführung des Edicts betraut wird. Er schlägt das Edict an, am anderen Morgen fehlt es, auf der Erde aber findet Corvinus ein Messer von Pankratius. Durch einen bethörten Christen, Torquatus, wird er mit den Schlupfwinkeln der Christen bekannt gemacht und liegt nun Tag und Nacht auf der Lauer. Stets aber entgehen ihm die Verhaßten.

Fulvius sucht sich der schönen und reichen Verwandten Fabiola's, Agnes, zu nähern und ihre Hand zu gewinnen, sowohl Agnes aber als Fabiola weisen ihn mit Entrüstung ab. Da greift denn Fulvius zu dem letzten Mittel: er weiß, daß Agnes zu den verhaßten Christen gehört; sie

muß die seine werden oder sterben. Und wenn sie gestorben, soll der Imperator ihm ihr Vermögen zuertheilen.

Inzwischen gelingt es Corvinus, seines Gegners Pankratius habhaft zu werden. Er wird vor Tertullus geführt und zum Tode in der Arena verurtheilt. Sebastian steht am Todestage am Eingange des Coliseums und flüstert seinem Freunde, als die Schergen ihn hineinführen, zu, für ihn zu beten. Das hört Fulvius und merkt es sich. Pankratius tritt in die Arena, die wilden gereizten Thiere werden auf ihn gehetzt — keines wagt den betenden Jüngling anzufallen. Wüthend sieht es der blutlechzende römische Pöbel, des Christen Blut muß fließen, und da Löwe und Tiger den Henkerdienst verweigern, so muß der Panther ihn leisten. Ein Sprung — Pankrazens reine Seele schwebt gen Himmel.

Nun giebt es in Rom nur noch ein Losungswort: Christianos ad leones! Sebastian wird verhaftet und er bekennt freimüthig vor dem zähneknirschenden Kaiser, daß er ein Anhänger des Nazareners sei. Er wird verurtheilt, mit Pfeilen nach und nach getödtet zu werden. Mit maßlosem Staunen und Schmerze erfährt es Fabiola — also auch er ein Christ, den sie so hoch achtet, so innig liebt, ein Christ, so gut wie ihre intimste Freundin Agnes! Es gährt mächtig in ihrem Innern. Kann eine Religion, die solche Bekenner hat, Bekenner, die mit lächelndem Antlitz ihr Leben opfern ihrem Glauben — kann eine solche Religion so verworfen sein, wie man sie schildert? Wo giebt es einen noch so fanatischen Heiden, der Aehnliches thäte für seine Götter? Sie eilt, sich dem Kaiser zu Füßen zu werfen, ihn um Sebastian's Leben zu bitten — aber vergebens. In ihrer Gegenwart wird der durch hundert Pfeile verwundete Bekenner erschlagen. Und wüthend fragt sie der Imperator, ob auch sie eine Christin sei? Wie schwer wurde es da Fabiola, ein „Nein" herauszustoßen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Reihe kommt nun auch an Agnes. Sie wird in's Gefängniß gebracht. Sobald Fabiola es hört, eilt sie zu ihr. Mit Staunen sieht sie die sorglose Heiterkeit, mit welcher Agnes dem Tode entgegensieht. Noch einmal kommt Fulvius. Er bietet Agnes Rettung an, wenn sie seine Gattin werden wolle. Entrüstet weist ihm Fabiola die Thür. Auf Agnes' Vermögen hofft noch ein Anderer — Corvinus, der danach strebt, Fabiola das Vermögen ihrer jungen Verwandten zuzuwenden und sie dann zur Gemahlin zu begehren. So geschieht es. Nachdem Agnes enthauptet ist, erhält Corvinus vom Kaiser die Erbschaftsbestätigung unterschrieben und legt sie Fabiola jubelnd zu Füßen. Diese, ganz in Schmerz versunken, achtet kaum darauf und giebt auf seine Fragen Antworten, deren Bedeutung sie nicht zu fassen vermag — die Corvinus ganz zu seinen Gunsten auslegt. Kaum ist er gegangen, als Fulvius heimlich bei ihr eintritt. Sein häßliches Gesicht ist von maßloser Wuth verzerrt, er hat eben erfahren, daß Fabiola die Erbin von Agnes' Vermögen geworden. Ungestüm fordert er es von ihr zurück; sie weigert es, seine Wuth steigt, er zückt seinen Dolch gegen sie — da stürzt sich eine Gestalt zwischen Beide und fällt getroffen zu Boden. Es ist Syra, die christliche Sklavin Fabiola's. Fulvius aber flieht mit Entsetzen von dannen, er hat in Syra seine lang verlorene Schwester erkannt.

Die Geschichte naht ihrem Ende. Syra genest, Fabiola wird Christin. Den Christenverfolgungen wird durch Constantin ein Ziel gesetzt. Corvinus stirbt an der Tollwuth, Fulvius kehrt nach Jahren als Christ zurück.

Das ist in den kürzesten Umrissen die Handlung, welche den Leser unwiderstehlich von Anfang bis zu Ende fesselt. Die Charaktere sind durchweg ausgezeichnet. Abgesehen von den Hauptpersonen verdienen namentlich der alte Chromatius

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit seinem stillen Humor, der Philosoph Calpurnius und der Dacier alles Lob.

Die Schilderungen sind überall prägnant und anschaulich. Packend, um ein Schlagwort der modernen Kunstrichter zu gebrauchen, sind: die Arena-Scenen, der Auftritt Fabiola's mit Fulvius vor Gericht und des Letzteren Angriff gegen Fabiola.

Eine solche Erzählung geschrieben zu haben genügt, sich dauernden schriftstellerischen Ruf zu sichern. Wiseman hat denn auch in diesem Genre nur noch eine sehr kurze Erzählung geliefert, betitelt: „Die Lampe des Heiligthums".

III.

Die Novelle.

Antonie v. Harthausen.	W. Ludolff.
Maria Lenzen.	Adalbert Stifter.

Antonie von Haxthausen.

Gegen Ende des Jahres 1877 erließ die Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Schöningh in Paderborn ein Preisausschreiben für Novellen. Bedingung waren: Umfang von mindestens zweihundert und fünfzig Seiten und Auffassung des Lebens in katholischem Geiste. Wider alles Erwarten liefen nicht weniger als drei und dreißig Arbeiten ein, und von diesen verdiente, nach dem einstimmigen Urtheile der competenten Preisrichter, der Herrn Grimme, Hülskamp und Lindemann, die Novelle „Mädchenleben" von Freifräulein Antonie von Haxthausen den zweiten Preis von fünfzehnhundert Mark.

Das Buch liegt vor und das Urtheil der Leser wird nicht anders lauten, als das Gutachten der drei Preisrichter. In der That ist das Erstlingswerk der Nichte Annettens von Droste ein Beweis ganz hervorragenden Talentes. Eine echte Dichterin tritt uns entgegen, aber auch eine echte Künstlerin. Wir haben es in ihrer Novelle nicht mit einem schüchternen Versuche, sondern mit einem ausgezeichneten dichterischen, wenn auch nicht ganz makellosen Kunstwerke zu thun. Nicht tastend und suchend, sondern mit ruhiger Sicherheit tritt die Dichterin auf. Und schon diese Sicherheit, dies ruhige Bewußtsein der eigenen Kraft nimmt den Leser gefangen. Er erkennt: dieser Geist weiß, was er kann, und er wird sein Können niemals überschätzen und demgemäß durch unnatürliche Uebertreibung den Leser nicht beleidigen.

Eine kernige Natur, echt westfälische seelische Gesundheit spricht aus jeder Zeile. Annette von Droste's Geist lebt wieder auf und schwebt sichtbar über der ganzen reizenden Novelle. Da ist trotz aller Zartheit der Empfindung, trotz all' der gewaltigen seelischen Erschütterungen, trotz aller ergreifenden Scenen keine Spur von krankhafter Sentimentalität — da ist das echteste natürlichste Fühlen, der treueste Ausdruck des Lebens wie es ist. Keine dämmernde Gefühlsseligkeit, kein nebelhaftes Wiegen in „unendlichen" Liebesschmerzen, kein wollüstiges Behagen an Herzensweh und Entsagungsqual — überall die unverfälschte Realität. Und doch ist alles anmuthend, so reizend, so übergossen von dem Schimmer dichterischen Sonnenglanzes, daß der Leser sich nicht trennen kann von dem herrlichen Gebilde.

Die Handlung allein kann solche Wirkungen nicht hervorbringen. Es sind nicht ungewöhnliche Ereignisse, nicht neue, nie dagewesene Combinationen, nicht überraschende Verwicklungen — es ist das alte, schon oft gesungene und nie ausgesungene Lied von den Herzen, die sich suchten, lange suchten und viele Qual erdulden mußten, weil Verkennung und Mißtrauen eine unübersteiglich scheinende Schranke bildeten. Es ist das alte Lied von den Liebenden, die sterben mußten, ohne ihres Herzens Sehnsucht gestillt zu haben. Es ist das alte Lied — nicht einmal in einer neuen Variation, aber es ist ein Lied, das ewig jung bleibt und nie zu oft gesungen werden kann, wie unsere Landsleute von heute noch singen gleich unsern Vorfahren vor tausend Jahren:

Et wasen twei Kunnigskinner, de hadden enander so leef,
Se kunden bisammen nich komen, dat Water was vel to deef.

Das Wasser ist es nun freilich nicht, was die beiden Königskinder trennt, sondern das eigene Herz und böse Zungen. Man höre nur.

Baron von Elmeringsen lebt mit seinem Sohn Raban und seinen Töchtern Mechtild, Erika und Hildegard frohe Tage auf Schloß Elmeringhausen, bei ihnen zu Besuch Graf Hartfels, der bald Mechtild's Herz gewonnen. Tante Friederike, die gerade auf dem Schlosse weilt, sieht mit mißgünstigen Augen das Glück der jungen Leute und reizt ihren Neffen, den Baron, gegen Hartfels auf. Dessen bedurfte es kaum, denn für den Baron ist es genug, daß Hartfels ohne Vermögen und Protestant ist, er fährt den Arglosen in barschester Weise an und weist ihm unverblümt die Thür. Solcher Aufforderung vermag Hartfels' Ehre nicht zu widerstehen, er reist sofort ab. Mechtild ist unglücklich, eine Gehirnentzündung wirft sie auf ein langwieriges Krankenlager. Die Tante sieht ohne Reue das Elend des jungen Mädchen's, sie wirft sogar auf Erika, die ihr in heftigen Worten ihre Bosheit vorhält, ingrimmigen Haß.

Ein neues Unglück folgt bald. Raban bekommt einen Blutsturz und stirbt. Der alte Baron ist trostlos, ein Kind hat er gänzlich verloren, das andere ist in seinem innersten Wesen geknickt und beidemale muß er sich selbst die Schuld zuschreiben.

Nach langer Trauer gilt der erste Ausflug der Frau von Warkotten in Gerten, deren Söhne und Töchter Jugendgespielen der Kinder von Elmeringhausen sind. Hier lernt Erika einen jungen Mann kennen, von dem sie sich wechselweis mächtig angezogen und abgestoßen fühlt. Es ist Wilderich von Dorneck. Ihm dagegen kommt Erika anfangs ungemein unbedeutend vor, nach und nach muß er ihre geistige Kraft und die seelische Schönheit ihres Angesichtes bewundern. Dies Zusammentreffen bleibt vorläufig ohne Folgen. Wie aber staunt Erika, als sie nach einigen Wochen eben diesen Dorneck als den künftigen Herrn von Elmeringhausen, als den Sproß einer entfernten Linie, an welche

Elmeringhausen bei dem Mangel männlicher Erben übergeht, sich vorstellen sieht! Es entwickelt sich zwischen Wilderich und den drei Mädchen ein höchst glückliches Verhältniß. Der alte Baron sieht es mit Vergnügen und wünscht nichts sehnlicher, als daß Wilderich eine seiner Töchter zur Gemahlin nehme. In seiner offenen Weise sagt er ihm das gerade heraus und findet schon bereiteten Boden für seine Worte. Wilderich erbittet acht Tage Bedenkzeit, diese aber genügen für Tante Friederike, um Alles zu zerstören. Sie hat längst Wilderich's und Erika's Herz durchschaut; ihr Haß gegen Wilderich, von dessen Vater sie sich betrogen glaubt, treibt sie, die Liebenden zu trennen. Es gelingt ihr nur allzu gut: Wilderich lügt sie vor, Erika wolle Erich Warkotten heirathen, und Erika, Wilderich habe längst eine Braut zu Hause. Von Stund' an tritt zwischen Beiden statt der bisherigen Herzlichkeit trennende Kälte ein. Es hält Wilderich nicht länger in Elmeringhausen, er verreist auf einige Tage, und als er zurück kehrt, erbittet er sich von dem alten Baron die Hand seiner Tochter Hildegard. Etwas verwundert, doch freudig, giebt der Baron sein Jawort und auch Hildegard, die noch halb kindische Hildegard, zögert nicht. Erika ist außer sich vor Schmerz. Erst bei den guten Nonnen in Marienthal findet sie die Ruhe ihres Herzens wieder. Sie lebt dort zufrieden und ruhig, bis eine plötzliche Krankheit ihres Vaters sie nach Hause ruft.

Auch Wilderich weilte fern von Elmeringhausen bei seiner Mutter. Hier trifft ihn ein liebevoller Brief Hildegard's, worin sie ihn bittet, ihr ihr Wort zurückzugeben, weil sie ihn nicht genug liebe. Wilderich liest die Zeilen ohne Bedauern, er hatte ja Hildegard nicht geliebt. Gleichzeitig aber erhält er ein Telegramm, daß der alte Baron am Schlage gestorben. Er eilt sofort hin.

Auch Graf Hartfels eilt nach Elmeringhausen und denkt nun Mechtild heimführen zu können. Zu seinem Schmerze macht aber Mechtild, die ihn mit hoher Freude empfängt, jetzt gegen ihre Verbindung denselben Einwand geltend wie ehemals ihr Vater: die Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses. Hartfels will seinen Glauben nicht zum Opfer bringen, er reist wieder ab. Mechtild siecht noch einige Zeit hin, dann stirbt sie am Herzschlag. Die vereinsamten Schwestern Erika und Hildegard ziehen nach Münster.

Wilderich lebt sehr zurückgezogen auf Elmeringhausen. Eines Tages entdeckt er ein geheimes Fach in seinem Schreibtisch, er läßt es öffnen und findet zu seinem Erstaunen in demselben Blumen und Bleifederskizze von Erika's Porträt. Beides hatte Wilderich auf seinem Zimmer liegen lassen. Daß Erika diese kleinen Andenken so sorgsam bewahrt, ist ihm ein Beweis der Liebe; er schreibt ihr sofort einen langen Brief, den er postfertig auf den Tisch legt. In diesem Augenblicke tritt Tante Friederike bei ihm ein. Nach einem kurzen Gespräche erspäht sie den Brief an Erika, schnell erbietet sie sich, ihn an Erika zu besorgen. Der Brief kam nie an seine Adresse; sie unterschlug ihn.

Vergebens wartet Wilderich auf Antwort. Nach einigen Tagen geht er selbst nach Gerten herüber, um Erika zu sehen. Sein Staunen und sein Unmuth wird groß, als sie ihm begegnet wie immer. Gekränkt wirft er sich in seinen Wagen, Erika sieht es mit heimlichem Schmerz. Wilderich's Pferde gehen durch, er ist in höchster Gefahr, da wirft sich Erika den Pferden entgegen, hängt sich an die Zügel und läßt sich schleifen. Bald stehen die Pferde. Wilderich trägt die ohnmächtige Erika nach Gerten, und hier finden sich endlich die so lange sich suchenden Herzen. Gleichzeitig sendet Wilderich's Haushälterin das Couvert von Wilderich's Brief an Erika,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das sie in Tante Friederike's Zimmer gefunden. So löst sich auch dieses Räthsel.

Das ist die ganze Handlung! Was sofort an ihr auffällt, ist der deus ex machina, der durchgehende Wagen. Es bedurfte wahrlich eines solchen unkünstlerischen Mittels nicht, die Verwicklung einer befriedigenden Lösung entgegen zu führen. Lag doch die Aufklärung so nahe, als die alte Wirthschafterin Wilderich's das Couvert des Briefes an Erika fand.

Weiter dürfte es auffallend erscheinen, daß Erika bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Dorneck nicht weiß, daß er ein Verwandter ihres Hauses ist. Wissen doch gerade die Adeligen am Besten, wieweit ihre familiären Beziehungen gehen und wer zu ihnen gerechnet werden kann. Man könnte einwerfen, die Damen hätten doch sicher einmal einen Blick in den Gothaer Almanach gethan, um sich von dem Umfange ihrer Verwandtschaft zu überzeugen, aber Erika behauptet Wilderich gegenüber, sie bekümmere sich um den „langweiligen Gothaer" gar nicht. Dann bleibt aber immer noch die Unwahrscheinlichkeit bestehen, daß Niemand aus dem Warkotten'schen Kreise und Wilderich selbst sie nicht auf die nahe Verwandtschaft aufmerksam gemacht haben sollte. Doch ist das nur eine Kleinigkeit, die dem Ganzen eben so wenig Abbruch thut wie der Umstand, daß Erika bei Dorneck's Verlobung mit Hildegard gar nicht mehr daran denkt, daß er ja nach Tante Friederike's Aussage schon zu Hause eine Braut haben soll.

Bedenklicher erscheint die Stellung der Tante Friederike als böser Dämon in der Novelle. Es macht niemals einen guten Eindruck, wenn ein schlechter Charakter in einem dichterischen Werke die Quelle der Verwicklung sein muß; echt dichterisch ist nur der Conflict, der sich aus den Verirrungen der handelnden Personen selbst ergiebt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Und schließlich muß noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß die eigentliche Handlung doch erst mit Seite 66 mit dem siebenten Kapitel, d. h. nach Raban's Tode beginnt. Unbestreitbar sind Wilderich und Erika die Hauptpersonen der Novelle, ihr Schicksal interessirt am meisten, sie stehen immer im Vordergrund. Gut, dann nimmt aber die Episode Mechtild und Hartfels einen unberechtigten Raum ein, sie stört die Symmetrie des Ganzen. Mag eine Episode noch so schön sein — sie muß sich bescheiden neben der Haupthandlung halten und sich nicht in den Vordergrund drängen.

Schwerlich werden diese wenigen Mängel irgend einem Leser den Genuß verkümmern, sie fallen nur dem auf, der mit aufmerksamem Auge dem Gange der Handlung folgt. Und auch der wird leicht der kleinen Mängel vergessen, er wird mit freudiger Bewunderung anerkennen, wie meisterhaft die Dichterin darzustellen versteht, wie sehr sie die Kunst der Schilderung sich zu eigen gemacht, wie fein sie die Wirkung dieser oder jener plastischen Andeutung zu berechnen versteht. Wo andere Erzähler lange gefühlvolle Schilderungen geben würden, begnügt sie sich mit wenigen, aber kräftig bezeichnenden Worten. So z. B. die wunderliebliche Scene, als Mechtild nach langer Trennung ihren Geliebten wiedersieht.

„Ein stattlicher Offizier in der glänzenden Uniform der Erzherzog-Karl-Uhlanen kommt mit raschen Schritten ihr entgegen. Sie versucht einen Schritt zu machen, ihre Hände fliegen vor Erregung, es flimmert Alles vor ihren Augen, sie wankt, da fangen zwei Arme sie auf. Wolfgang Hartfels ist nach langer Trennung zu seiner Braut zurückgekehrt.

„Bist Du mir treu geblieben, Mechtild?"

„Ja!" flüstert sie kaum hörbar.

„Hast Du oft an mich gedacht?"

„Alle Tage, jede Stunde meines Lebens!"

Mit jubelndem Entzücken hält er sie umschlungen."

Wie prunklos, mit welch' holder Einfachheit ist das erzählt, und wie lebendig steht die ganze Scene vor den

Augen des Lesers! Man fühlt mit, man dichtet gleichsam mit und das zu erreichen soll ja eine der Aufgaben des erzählenden Dichters sein. Er soll der Phantasie des Lesers einen weiten Spielraum lassen, soll dessen Seele beim Lesen in dieselben Schwingungen versetzen, in denen die seinige beim Dichten erzitterte. So hat unsere Dichterin es auch bei der folgenden Scene gemacht, als Erika die Nachricht von ihres Bruders Unglück erhält.

„Was ist geschehen?" war ihr einziges Wort. Als der Bote diese schreckensbleichen Züge, diesen starren Blick sah, brachte er nur mühsam hervor:

„Der junge gnädige Herr" — — —

„Todt?" fragte sie heiser.

„Noch nicht, hoffentlich, aber am Sterben. Er hatte einen Blutsturz, gleich nachdem er in Reuscheberg ankam."

— — — — — — — — — — — — — —

Weiter fügt die Dichterin kein Wort hinzu. Sie fühlte und wußte, daß tausend Worte nicht den unsäglichen Schmerz der liebenden Schwester auszudrücken vermochten.

Gleiches Lob muß allen anderen Schilderungen gespendet werden; den wenigen Naturschilderungen und der Darstellung der Localitäten. Den Schauplatz der Handlung, Schloß Elmeringhausen, zeichnet sie mit weniger Streichen; den geliebten westfälischen Wäldern, dem lieblichen Weserthal widmet sie warme, tiefempfundene Worte; aber es sind eben nur kurze Worte, nicht langathmige und ermüdende Schilderungen. Ueberall zeigt sich das Streben nach weiser Beschränkung, das nicht dem grübelnden berechnenden Verstande, sondern angeborener Künstlernatur entspringt.

Dieselbe Beobachtung machen wir bei den Charakteren. Unstreitig ist die Zeichnung der Charaktere die Stärke unserer Dichterin. Jede Person ist ausgerundet; sie wendet uns nicht eine Seite ihres Wesens zu, sondern das Vollbild. Selbst jene Personen, die nur vorübergehend auftreten, stehen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit plastischer Anschaulichkeit von unserm Geistesauge. Ich erinnere nur an Lisbeth und die treffliche Frau Kniep, die, obgleich wir nur wenige Minuten bei ihnen verweilen, doch wie greifbar vor uns stehen. Aus tausend kleinen Zügen, die die Dichterin freigebig, aber behutsam über das ganze Werk ausstreut, setzt sich unsere Phantasie das Vollbild unwillkürlich zusammen.

Eine der lieblichsten Figuren, wenn nicht die lieblichste ist die kleine, mit unverkennbarer Liebe gezeichnete Hildegard.

Hildegard ist ganz Kind, aber ein Kind, das häufig ganz reife Gedanken zu äußern vermag, immer aber harmlos fröhlich ist. Zuerst führt sie uns die Dichterin vor, wie sie zu Tante Friederikens Füßen sitzt und ihre Lachlust nicht zu bezähmen vermag beim Anblick der wackelnden Locken der Tante. Dann neckt sie sich mit Hartfels herum, springt hierhin und dorthin, vermag nicht eine halbe Stunde ruhig auf einem Platze zu bleiben. Bewegung, Heiterkeit, das ist ihr Leben. So ein Waldfest, wie es die Warkotten's arrangirt, ist ein bemerkenswerther Punkt in ihrem sonst so ruhigen Leben.

„Hildegard war zur Küchenfee geworden. Hut und Handschuhe waren längst zur Seite geworfen, und das helle Sommerkleid aufgeschürzt. Eine große Küchenschürze vermochte nicht sie zu verunzieren, im Gegentheil, die zarte Gestalt schien in derselben nur noch niedlicher. So kniete sie mit lachendem Gesicht und glühenden Wangen vor dem Feuer, die große schwarze Pfanne in der Rechten haltend. Die herbeigekommenen Herren begrüßten mit Jubel diese Vorbereitungen; bald war das kleine „Aschenbrödel", wie sie von ihren Vettern getauft wurde, von einer Schaar Hungriger umlagert. Jeder bat sich einen Kuchen aus, „recht heiß aus der Pfanne", „recht braun", „recht knusperig", „recht schwarz gebrannt", wie Alfred ihn zuletzt begehrte; es war eine lustige Scene. Hildegard war die Heldin des Tages. Wilderich wich kaum von ihrer Seite; erst bot er sich als Küchenjungen an und benahm sich dabei recht ungeschickt, zuletzt führte er Aschenbrödel im Triumph in den Kreis der Uebrigen, damit auch sie ihren Theil an den Freuden

des Mahles erhalte, und brachte dabei einen Toast auf die Spenderin so vieles Guten aus, der mit donnerndem Applaus aufgenommen wurde."

Wie harmlos sie ist, geht besonders hervor aus den Aeußerungen, die sie über den künftigen Stammhalter von Elmeringhausen macht, ehe sie ihn gesehen hat. „Ich bin überzeugt, er ist ein abscheulicher alter grauer Brummbär, der uns Alle erschrecken und grob behandeln wird." Und als die Schwester nach dem Grunde dieser ihrer Meinung fragt, sagt sie einfach: „O es ist ganz sicher, er wird sein wie alle Erbschleicher in Büchern, oder wie der böse Mann im Märchen." Als der Erbe aber selbst kommt und sie einen alten Bekannten in ihm erkennt, klatscht sie in die Hände vor Freude. Sie träumt von neuen großartigen Vergnügungen, bei denen Wilderich und sie natürlich eine große Rolle spielen würden. Aber man denke, welch' ein Elend, da setzt sich der Wilderich hin und liest stundenlang aus Goethe's Torquato Tasso vor! „Die Geschichte ist ja ganz schön", aber eigentlich hält sie Cooper's Lederstrumpf für viel interessanter, und sie muß sich alle Mühe geben, ein leichtes Gähnen zu unterdrücken, das sich immer und immer wieder einstellt.

Selbst ihre Verlobung mit Wilderich vermag nicht, sie aus ihrem unbefangenen Frohsinn zu ernsterer Auffassung des Lebens aufzuschrecken. Sie meint: „Ich habe Sie recht gern, und wenn Sie es nun einmal so wollen, und wenn Papa nichts dagegen hat, so" — genug, Hildegard wird Wilderich's Braut, aber sie weiß sich gar nicht in die neue Rolle zu schicken. Sie meint:

„Es war doch wirklich zu langweilig, als heute Nachmittag Anna Warkotten und die beiden Vichy's hier waren, und ich, während diese mit Erika draußen sich amüsirten, bei Wilderich und den alten Leuten bleiben sollte, fein artig, wie ein gutes Kind."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sie mag den Ernst des Lebens nicht begreifen und auf sich nehmen. Mit Wilderich, meint sie, habe sie sich in acht Tagen längst ausgesprochen, und vernünftige Gespräche zu führen, habe sie überhaupt keine Anlage. Ganz unglücklich aber wird sie, als sie bemerkt, daß Wilderich beim Walzer zu große Schritte macht und sie zu klein für ihn ist. „Es ist zum Weinen!" sagt sie. Sie ist unglücklich, daß die andern Herren der Meinung zu sein scheinen, sie müsse immer mit Wilderich tanzen. Trotzdem bemerkt sie mit scharfem Auge, daß Wilderich sie nicht mit rechter Liebe liebt, und offenherzig wie sie ist, legt sie ihrem Verlobten die Lage dar. Sie bittet ihn, ihr nicht zu zürnen und die „Geschichte" mit dem Vater „in Ordnung" zu bringen. Höchst komisch schließt sie den Brief:

P. S. Denke Dir, eins der Ponies ist gestern gestürzt und lahmt sehr; ich fürchte, es wird nie wieder gut."

Sie bleibt Wilderich's gute Freundin, hat sogar nicht das Mindeste dagegen, daß er nach ihres Vaters Bestimmung ihr Vormund wird. Darin findet sie nichts Bedenkliches. Nach einiger Zeit lernt aber auch sie der Liebe Freud' und Leid und wird Alfred Warkotten's lustige kleine Frau.

Man findet in Recensionen poetischer Producte so häufig das Adjectiv „duftig" und es wird mit dieser ausdrucksvollen Bezeichnung großer Mißbrauch getrieben. Und doch kann man sich nicht enthalten, sie auf Hildegard anzuwenden. Es ist in der That ein duftiger Mädchencharakter, voll Poesie und Liebreiz. Gegen ihn treten in wirkungsvollen Gegensatz Erika und Mechtild, deren Liebe nur durch Pein und Gram belohnt wird. Erika ist eine Figur voll stiller Größe. Sie blendet nicht, aber sie fesselt dauernd. Mit warmem Interesse folgen wir dem meisterhaft dargestellten Entwicklungsgange ihrer Liebe zu Wilderich. Gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen mit Wilderich fühlt sie sich von dem stolzen und energie-

vollen Ausdruck seines Gesichtes, das so gleichgültig auf sie herabblickte, merkwürdig abgestoßen und zugleich interessirt. Er wird ihr Führer zu Tisch und naht sich ihr mit einer steifen Verbeugung.

„Ihre Wangen wurden noch um einen Schatten bleicher, sie hob stolz das Haupt und preßte die Lippen aufeinander; aber ihre Hand zitterte doch ein wenig, als sie dieselbe auf seinen Arm legte."

Am Tisch kümmert sich Erika dem Anschein nach wenig um ihren Nachbar; als jedoch das Gespräch auf kirchenpolitische Gegenstände gelenkt wird, und Wilderich Ansichten äußert, die den ihrigen entgegen stehen, mischt auch sie sich in die Rede und verficht mit warmem Eifer ihre abweichende Meinung. Wilderich betrachtet sie mit einem moquanten Lächeln und meint, es sei Schade, daß sie sich nicht in's Centrum wählen lassen könne. Der Spott trifft Erika tief, sie ärgert sich, daß sie sich überhaupt mit ihm in ein Gespräch eingelassen. Und als Dorneck sie später aufsucht, um sie wegen seines Benehmens um Verzeihung zu bitten, antwortet sie ihm kalt und abwehrend, sie ist ihm tief böse und kann ihre Gedanken doch nicht abwenden von ihm. Als sie am andern Tage heimlich sieht, wie er ein vor seinem Hund erschrecktes Kind in seine Arme nimmt und zart liebkost, wird sie von den widerstreitendsten Gefühlen bewegt. Da erblickt er sie, mit einem Sprunge ist er an ihrer Seite, es folgt ein lustiges Wortgefecht zwischen Beiden. Abends möchte sie gern nicht in seiner Gesellschaft nach Hause fahren — aber, o Schrecken, Vetter Erich bleibt zurück und überläßt es Wilderich, den Kutscher zu spielen. Da sitzt sie denn an seiner Seite. Aber wie sie ihn nun heimlich von der Seite betrachtet, muß sie sich doch sagen, daß er gut aussieht. Bald entwickelt sich zwischen Beiden ein Gespräch, in welchem er sie offen fragt, ob er sie beleidigt:

„Ja", sagt sie leidenschaftlich, „Sie thun es fortwährend und nun haben Sie auch Ihr Ziel erreicht. Sie haben mich gezwungen

zu sagen, was ich verschweigen wollte; und das nur zu dem Zwecke, um über mich zu triumphiren, mich zu verhöhnen."

Und so fährt sie fort. Anstatt aber durch diesen Erguß sich beruhigt zu fühlen, kommt sie sich im Gegentheil, seiner Ruhe und Gelassenheit gegenüber, unendlich klein und niedrig vor, und sie fühlt sich innerlich beschämt. Noch mehr wird sie es, als sie die Kraft und Entschlossenheit sieht, mit welcher er der wild gewordenen Pferde Herr wird. Sie gewinnt „die Ueberzeugung, daß dieser Mann Alles, was im Bereiche menschlichen Wollens, menschlicher Energie liege, zu erreichen vermöge." Jetzt bewundert sie ihn und fürchtet ihn. Am Abend kann sie nicht schlafen:

„Was hatte sie nicht erlebt an dem einen Tage? Es kam ihr Alles so wichtig, so drückend vor, und Alles hatte nur dieser räthselhafte Mensch verschuldet, der ihr so mißfallen hatte, und der sie so interessirte, daß sie den Gedanken an ihn nicht los wurde. Weshalb hatte er nur diese Gewalt über sie? Sie hatte den ganzen Tag über sich für die Beleidigte gehalten, und auf einmal, sie wußte nicht wie, drehte er das Blatt um und zeigte ihr, daß sie kindisch, ungerecht, unedel gehandelt hatte."

Wochen vergehen, da tritt ihr Wilderich als künftiger Erbe von Elmeringhausen entgegen. Jetzt aber naht sie ihm weit sympathischer, sie findet vielfache Berührungspunkte mit seinen Ansichten, allmälig keimt die Liebe in ihrem Herzen auf. Da kommt der böse Nachtfrost, die üblen Nachreden der Tante, und stören die Triebkraft der jungen Pflanze. Wie von Sinnen, aber hoch aufgerichtet und stolz, geht sie ihrem Zimmer zu und dort bricht sie lautlos zusammen.

„Im ersten Augenblicke ist das kühne leidenschaftliche Mädchen wie vernichtet. Wie ein Wurm, der sich im Staube krümmt, liegt sie auf den Knien in ihrem Gemach, ohne Seufzer, ohne Thränen, ohne Klage. Stumm und lautlos ringt sie die Hände."

Und vor ihren Augen schwebt die ganze Schmach! Er hatte eine Braut und naht sich ihr mit liebevollem Werben!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Zornig springt sie auf und ballt die Hände! Alles Lug und Trug! . . . . O wie sie ihn haßt! Wie richtig ist ihr erstes Urtheil gewesen: er ist ein harter, kalter, treuloser Mensch!"

Bald aber gewinnt ihr Stolz die Oberhand, sie will ihm zeigen, daß sie sich von ihm nicht niederwerfen läßt. Anderen Tages geht sie gegen seine Bitten nach Gerten herüber. Als sie zurückkommt, ist Wilderich abgereist. Mechanisch geht sie auf sein Zimmer hinauf, dort findet sie ihre Blumen und ihr Porträt zerrissen am Boden. „Als sie das sieht, ist es vorbei mit ihrer Selbstbeherrschung." Sie fühlt sich schuldig, sie hat ihn beleidigt, unsäglich beleidigt, und er ist geschieden in gerechtem Zorn! Mit Sehnsucht wartet sie auf seine Rückkehr, und als er endlich wieder da ist, hört sie aus ihrem zufällig gewählten Verstecke, daß er um Hildegard's Hand anhält.

„Als aber jetzt der Vater Hildegard ihrem Verlobten entgegen führte, da sprang sie auf und eilte wie ein gehetztes Wild von dannen. Mit fliegenden Schritten ging sie durch den Garten, und von da weiter immer weiter in den Wald hinein. „Nur fort, fort, tönte es in ihren Ohren, fort von der verhaßten Scene, deren Zeuge du eben warst." So eilte sie dahin im glühenden Brand der Mittagssonne, bis tief in das Dunkel des Waldes, an eine Stelle, wo sie sicher war, keinem menschlichen Auge zu begegnen. Dort endlich sank sie an einer alten Eiche nieder, umklammerte den Baum und preßte ihr Gesicht an seine rauhe Rinde, als wollte sie nach der Sitte der alten Deutschen dem Baum ihr Elend bekennen. Keine Thräne kam in ihre Augen, kein Laut über ihre Lippen, nur ein dumpfes Stöhnen erschütterte von Zeit zu Zeit ihre Gestalt.

Also das war das Ende ihrer Liebe! Eine Stunde sollte sie hinfort für sie sein; denn der Mann, dem sie ihr ganzes warmes Mädchenherz hingegeben, er gehörte nun einer Andern. Ausrotten mußte sie das Gefühl, das seit langem Wurzel in ihr geschlagen, das sie in letzter Zeit gehegt und groß gezogen hatte mit allen Kräften ihrer Phantasie und ihres Willens. Nicht mehr denken durfte sie an ihn, dessen Bild doch Tag und Nacht vor ihrer Seele gestanden, denn er war ja der Verlobte ihrer Schwester. — O hassenswerther Gedanke, auf eine Schwester eifersüchtig sein zu müssen! Diejenige, die sie unter

allen Menschen am meisten lieben sollte, fühlte sie sich versucht zu hassen. Entriß ihr doch Hildegard das, was allein in Erika's Augen Werth besaß, und nahm es, ohne es selbst zu achten, leichtsinnig, wie ein Kind ein Spielzeug annimmt. Sie war zu sehr überzeugt, daß Hildegard Wilderich nicht liebe, daß sie nur ein kindisches Gefallen an ihm habe, während sie selber — o wie lächerlich und klein kam sie sich jetzt vor — während sie selber ihre Liebe, die ganze, ungetheilte erste Liebe ihres Herzens hingegeben hatte, ohne daß sie darum gefragt worden war, an Einen, der sie verschmäht, der statt ihrer ein Kind gewählt hatte, welches ihn nicht wieder liebte.

Ich muß darauf verzichten, die weitere Entwicklung in ähnlicher Weise nachzumalen. Das muß man selbst lesen mit den eigensten Worten, in der lebenswarmen Darstellung der Dichterin. Möge Obiges genügen zu zeigen, wie sehr die Dichterin der psychologischen Entwicklung Meister ist.

Nicht ganz gelungen erscheint der alte Baron von Elmeringhausen. Der Charakter ist ja gut angelegt, ohne Zweifel, aber an zwei Stellen scheint er mir doch die Grenzen des Natürlichen zu überschreiten. Als Hartfels um die Hand Mechtild's anhält, sagt ihm der Vater die unentschuldbare Grobheit in's Gesicht: „Sie speculiren wohl auf eine reiche Mitgift?" Das sagt der Baron einem Manne in's Gesicht, den er nur als Ehrenmann kennt, den er in dem wochenlangen Aufenthalte auf Elmeringhausen nur achten gelernt hat? Da sind einige Zweifel doch wohl erlaubt. Jedenfalls war es nicht nöthig, daß die Dichterin der Abweisung des Vaters einen so verletzenden Ausdruck gab. Weiter ist es etwas stark, wenn der Baron seinen tanzmüden Sohn Raban mit den Worten anfährt: „Tröste mich Gott, daß ich keinen anderen Sohn habe!" Die Veranlassung ist doch gar zu geringfügig für eine solche empörende Aeußerung.

Gar nicht gefallen will mir endlich die Tante. Sie kommt mir zu übertrieben boshaft vor. Für ihr schändliches Handeln gegen Erika und Wilderich glaubt die Dichterin die Motive gebührend geliefert zu haben — wie aber steht es

mit ihrem Verfahren gegen Mechtild? Welche Motive kann sie haben, auch dieser Glück zerstören zu wollen? Wir suchen vergebens, denn daß Hartfels protestantisch, würde dieser Tante keine Bedenken verursacht haben. Bleibt nur übrig die reine Bosheit. Hätte die Dichterin Friederike nur einmal glückstörend eingreifen lassen — Mechtild und Hartfels wären ja auch ohne ihr Zuthun getrennt worden — so würde der Charakter viel von seiner Häßlichkeit verloren haben und er uns menschlich näher gerückt sein. So verbindet sich der Zweifel an der Existenz solcher Bosheit mit der Ueberzeugung, daß die Dichtkunst solche absolut schlechte Charaktere nicht darstellen soll.

Mit Bedauern trennen wir uns von dem schönen Werke, von dem sich noch viel Gutes sagen ließe, an dem noch tausend Schönheiten und Feinheiten aufgedeckt werden könnten, und schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß die Dichterin ihre gewandte Feder nicht ruhen lassen, sondern uns recht bald ein neues Werk schenken möge!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Maria Lenzen, geb. di Sebregondi,

geb. 18. Dezember 1814 zu Dorsten.

Schon als siebenjähriges Kind war Maria Lenzen eine beliebte Erzählerin im Kreise ihrer kleinen Genossen. Wenn die schwierige Arbeit der Schulaufgaben erledigt war, dann sammelte sich um sie ein neugieriges und dankbares Auditorium, das mit athemloser Spannung den selbsterfundenen Geschichten der Doctortochter Gehör schenkte. Leider hatten diese Geschichtchen nur das Leben eines Augenblicks, dem Papiere wurden sie nicht anvertraut, weil die Frau Doctor sie dessen nicht werth hielt. Unsere kleine Dichterin vergaß sie aber nicht, ja sie strebte ihren Schatz von Erinnerungen und Erlebnissen nach allen Seiten zu bereichern. Die weit ausgedehnte Praxis ihres Vaters, eines vielgesuchten Arztes in Dorsten, gab ihr die beste Gelegenheit dazu. Sie kam in häufige und nahe Berührung mit Angehörigen der verschiedensten Lebenskreise. Hoch und Niedrig, Arm und Reich verkehrte in dem Hause ihres überall angesehenen Vaters, die Einen, um Hülfe zu suchen bei dem erfahrenen Arzte, die Anderen, um in Gesellschaft des hochgebildeten Mannes verweilen zu können. Mit angeborener Zuthunlichkeit ließ sich Maria mit den Besuchenden in kindlich-eingehende Gespräche ein, und erfuhr so Vieles von der Welt, ihrer Einrichtung und ihrem seltsamen Lauf, that Einblicke in Verhältnisse, Gewohnheiten und Ansichten. Ein weiterer, noch höher zu schätzender Vortheil war es, daß sie auch mit dem eigentlichen Volke

in nahe Berührung kam. Hat doch Goethe noch als Greis das gütige Geschick gesegnet, das ihn als Knaben mit den unteren Stufen der Gesellschaft zusammenführte! Die Mutter unserer Dichterin sah es aber nicht gern, daß sich ihr Töchterchen „unter allen möglichen Menschen umhertrieb," vermochte aber nicht, dessen Durst nach Menschenkenntniß zu ersticken; vermochte nicht es zu hindern, mit den anwesenden Leuten zu verkehren; denn sowie die gestrenge Frau Mama den Rücken gekehrt hatte, entschlüpfte die Kleine zu den Bauern und Handwerkern in die große Küche, horchte auf die oft wunderlichen Ideen, die sie auskramten, auf die Erzählung ihrer kleinen und großen Leiden, ihrer oft seltsamen Erlebnisse. So legte Maria di Sebregondi schon als Kind den Grund zu einem reichen Schatze interessanten Stoffes und lernte eine Menge mannichfaltiger Charaktere kennen, die ihrem späteren Dichten sehr zu Gute kommen mußten.

Daneben verschaffte ihr eine sorgfältige Erziehung zuerst durch den Vater, dann durch die Ursulinerinnen, Kenntnisse in allen Fächern menschlichen Wissens. Die Menschen der hl. Schrift, die Helden Homer's und Virgil's wurden dem Kinde vertraute Bekannte. Mit vierzehn Jahren kehrte Maria in das väterliche Haus zurück, um von der edlen Mutter in allen Zweigen des Haushalts ausgebildet zu werden. Bald nahm sie auch Theil an den geselligen Vergnügungen ihrer Vaterstadt — zwei Jahre später, sechszehn Jahre und einige Monate alt, verlobte sie sich mit dem jungen, reich talentirten Advokaten Lenzen in Elberfeld, der sie nach weiteren zwei Jahren als Gattin heimführte.

Es war eine glückliche Ehe. Innige Zuneigung und gleiches Streben vereinigte die beiden jungen Gatten. Lenzen legte seiner Gemahlin den Schatz seines gediegenen und vielseitigen Wissens zu Füßen; er machte ihr zugänglich, was ihr noch entschlossen war; mit ihr trieb er Geschichts- und

Literaturstudien. Aber das Glück war kurz. Nach zehnmonatlicher Ehe zerriß der Tod das Band der Liebe. Lenzen starb am Nervenfieber. Der Schlag war hart, und lange dauerte es, ehe Maria Lenzen ihn überwand. Als neunzehnjährige Wittwe kehrte sie in ihr elterliches Haus zurück. Fünf Jahre vergingen. Ihr dichterisches Talent milderte allmälig den herben Schmerz – sie schrieb nieder, was ihre Seele bewegte, und so entstanden von 1841—1847, d. h. von ihrem 24. bis zum 32. Jahre, die Erzählungen und Romane: Melete — Die Bettler von Köln — Nekodas — Magnus Krafft — Ciullo d'Alcamo — Glandorf, und einige Jugendschriften.

Die Kritik nahm diese ersten Publicationen Maria Lenzen's günstig auf; wenn dieselben aber trotzdem so ziemlich der Vergessenheit anheim gefallen sind, so rührt das mindestens zum Theile daher, daß der Name Maria Lenzen seit dem Jahre 1848 über zwei Jahrzehnte lang vom Büchermarkte verschwand und erst 1871 wieder auf dem Titel einer Novellensammlung auftauchte. Unsere Dichterin hatte sich nämlich zum zweiten Male verheirathet, und zwar mit dem Geh. Domänenrath ten Brink in Anholt, und war die glückliche Mutter eines Knaben geworden. Sie widmete sich ganz der Erziehung ihres Sohnes, die Schriftstellerei über häuslichen und mütterlichen Pflichten vergessend. Erst nachdem ihr Sohn das Gymnasium absolvirt, nahm sie ihre Thätigkeit wieder auf und ließ erscheinen: Aus der Heimath 2 Bde. (1871. 2. Auflage 1877). Zwischen Ems und Wupper 2 Bde. (1872). Das Fräulein aus dem Sassenreich 1876. Der Proceß 1874. Wald und Haide 2 Bde. 1877. Geheime Schuld 1879. Und in diesen Novellen liegt Maria Lenzen's Bedeutung als erzählende Dichterin, sie haben ihr unter ihren Collegen und Colleginnen einen hervorragenden Rang verschafft. Denn keine der vielen Eigenschaften, welche ein

Erzähler besitzen muß, wird in diesen Novellen vermißt. Eine fruchtbare Phantasie und Erfindungsgabe, die in ihren Erstlingswerken noch etwas unbändig sich geltend macht; lebhaftes Gefühls- und Empfindungsvermögen; gut geschultes Darstellungstalent und endlich ein reicher Wissensschatz machen sie zu einer nicht gewöhnlichen Erscheinung. Zwischen den älteren und den neueren Romanen besteht ein bemerkenswerther Unterschied: jene spielen fast sämmtlich in der weit entlegenen Vergangenheit: „Nekodas" zur Zeit der Zerstörung Jerusalems, „Die Bettler von Köln" im Jahre 1701, „Ciullo d'Alcamo" im alten Florenz, „Magnus Krafft" im Anfange dieses Jahrhunderts, „Melete" zur Zeit der Römerherrschaft in Griechenland. In den meisten dieser Erzählungen wiegt das stoffliche Interesse vor; die Handlung ist vielfach verschlungen, äußerlich wirkende Thaten bilden den Hauptinhalt. Das Seelenleben tritt nicht dominirend in den Vordergrund, wenn aber, so sind es erregende, ja grauenhafte Seelenzustände. Mord, verbrecherische Liebe, Entführung, Eltermord sind die scharfen Ingredienzen dieser bellettristischen Gerichte. Der Umfang eines jeden Romans ist ziemlich groß.

Als sich Maria Lenzen aber nach achtundzwanzigjähriger Pause wiederum als Schriftstellerin versuchte, hatte sie ihre Sturm- und Drangperiode überwunden. Nun legte sie das Hauptgewicht auf die Darstellung interessanter Charaktere und auf die Entwicklung ergreifender Seelenzustände. Sie hatte sich durchaus verinnerlicht. Die Seelenbewegungen in den verschiedensten Lagen des Lebens, namentlich das Fühlen und Denken des Weibes, die Liebe, „jene Leidenschaft, in deren Alles umfassendem Bereich die größten Freuden und Leiden des menschlichen Herzens liegen", in ihren ganzer Ausdehnung zu schildern, scheint sie sich jetzt als Aufgabe gestellt zu haben. Und darin erreicht sie Großes. Mit seltener Feinfühligkeit vermag sie sich in die Gefühlsweise ihrer

Geschlechtsangehörigen hinein zu denken, jede Regung ihres Herzens nachzuempfinden. Mag es nun der selige Jubel eines glücklich liebenden und geliebten oder der stille Schmerz eines entsagenden Mädchenherzens sein; das ruhige Selbstgefühl einer verkannten Frauenseele oder der erkältende Stolz einer ahnenreichen Gräfin; der menschenfeindliche Haß im Herzen einer getäuschten alten Jungfer oder das Aufjauchzen einer der Gesellschaft wieder gewonnenen Frauenbrust — jede Regung giebt sie mit fesselnder Lebendigkeit, Zartheit und Innigkeit wieder. Namentlich versteht sie es, junge Mädchen in ihrer Entwicklung dem Leser vorzuführen; daß die meisten dieser jungen Mädchen Waisenkinder sind und häufig in Gesellschaft alter rauher Männer und Frauen leben müssen, ist eine Eigenthümlichkeit, die in den Erfahrungen der Dichterin ihren Grund haben muß.

Aber auch mit ihren Männergestalten hat Maria Lenzen Glück. Doch muß hinzugefügt werden, daß den Männern ihrer älteren Dichtungen noch ein wenig Ueberschwänglichkeit anhaftet, wenn auch nie in dem Maße, wie modernen Romanschriftstellerinnen beliebt. In ihren neueren Erzählungen aber finden wir nur lebenswahre Gestalten, prächtige Jünglinge und junge Männer, vor Allem aber ehrliche derbe Greise, die unsere ganze Zuneigung gewinnen.

Hierzu kommt noch ein zweiter Umstand, welcher der Dichterin nicht hoch genug angerechnet werden kann: sie wählt ihre Personen nicht einseitig aus einem besonderen Stande der Gesellschaft, wie die Gräfin Hahn aus dem adeligen, sondern umspannt mit echt dichterischem Tacte die verschiedensten Lebenskreise: Hoch und Niedrig, Arm und Reich. So hat sie eine Fülle von Charakteren geschaffen, daß wir in ihren Erzählungen eine Welt im Kleinen vor uns zu haben glauben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Freilich hat diese Welt einen ziemlich bescheidenen Umfang, wenigstens in ihren jüngeren Werken, die den älteren an Zahl weit überlegen sind. Früher irrte sie umher auf dem historischen Boden Griechenlands, Jerusalems, Florenz', — heute bewegt sie sich nur noch auf dem heimathlichen Boden der rothen Erde. Hm! werden manche sagen, das ist ein ziemlich prosaisches Stückchen Erde — was kann ein Dichter damit machen? Ein Feuerstein giebt nur Funken, kein erhellendes Licht. Nun, daß ein kundiges Dichterauge auch in Westfalen Schönheiten der Natur zu finden vermag, das hat Maria Lenzen durch zahlreiche wackere Naturschilderungen bewiesen. Man lese nur die kleine Skizze:

„Die Haide kann eine wunderbare Schönheit entfalten, wenn ihre welligen Hügel im Goldschmucke der Tausende von fröhlich blühenden Ginsterstauden prangen, zwischen denen der blaugrüne Wachholder sich eingenistet hat. Mit wahrhaft königlicher Pracht überrascht sie uns, wenn die Millionen von winzigen Kelchen der Erika sie in den duftigen Purpursammt hüllen, mit welchem sie im Spätsommer ihren Riesenkörper schmückt."

Sie hängt mit Liebe an der theuren Heimath. So sagt sie:

„Nein, nicht reizlos ist die Haide, denn sie hat eine mächtige Anziehungskraft nicht allein für die allerdings kleine Anzahl derjenigen Menschen, die in ihrem Schooße geboren werden und aufwachsen. . . . Die schwermüthige Poesie der weitgedehnten Fläche hat einen unbeschreiblichen Zauber, und der Mensch muß in hohem Grade stumpf sein, der ganz ohne Verständniß für denselben ist. Ein empfängliches Gemüth wird von ihm mit unlösbaren Banden umstrickt."

Maria Lenzen kennt Land und Leute durch und durch. Heimathlicher Brauch und heimathliche Sitte geben all' ihren neueren Erzählungen eine bestimmte lokale Färbung. Namentlich ist der knorrige westfälische Adelige mit ungemeiner Anschaulichkeit vorgeführt. Man glaubt diese derben Gestalten leibhaftig vor sich zu haben.

Das beweist gerade, daß Maria Lenzen auch Künstlerin ist, daß sie die Gesetze künstlerischer Darstellungsweise kennt

und weiß, in welcher Weise der Dichter auf die Phantasie der Leser wirken muß. Sie beschreibt daher die einzelnen Personen nicht mit minutiöser Genauigkeit, analysirt ihre Charaktereigenschaften nicht in kühl-verständiger Weise, sondern zeigt durch die Handlung, was und wie die Charaktere sind. Dadurch erhalten all' ihre neueren Erzählungen eine so sichere Haltung; man fühlt sofort heraus, daß die Dichterin sich heute ihrer Kraft völlig bewußt ist.

Ich sage „heute", denn in ihren älteren Dichtungen fühlen wir wohl die Kraft des Könnens, nicht das Können selbst heraus. Das Gefühl strömt nicht selten über, der Ausdruck der Empfindungen geht über das Maß des Natürlichen hinaus. Sowie z. B. der Oberpriester Nekodas in der gleichnamigen Erzählung sich äußert, hat er es in Wirklichkeit trotz seiner orientalischen Abstammung sicher nicht gethan. Adaram ist eine zu ideal gehaltene Jünglingsgestalt, Ada allein ist Natur und nichts als Natur.

Sieht man aber hiervon ab — welch' ein farbenreiches Gemälde voll frisch pulsirendes Lebens bietet nicht die „Zerstörung Jerusalems!" Wir sehen den blutigen Untergang einer Nation, die in vermessenem Stolze sich berufen glaubte, die ganze Welt zu beherrschen, während die Morgenröthe des neuen Weltevangeliums die blutige Wahlstatt überstrahlt. Tod und Leben berühren sich in diesem großartigen Werke, alte Zeit und neue Zeit scheiden sich zu ewiger Trennung. Diesen Grundgedanken führt die Dichterin in glänzender Weise durch — die Schilderungen aus dem alten Jerusalem, der mörderischen inneren und äußeren Kämpfe, sind vortrefflich; der Prophet Jesus mit seinem unaufhörlichen: „Wehe! Wehe über Jerusalem" ist in ausgezeichneter Weise verwendet.

Merkwürdig genug zeigt der folgende Roman „Die Bettler von Köln" einen Rückgang in Bezug auf Charakteristik

und Darstellung der Seelenbewegungen. Nicht alle Charaktere sind gelungen: Doctor Vitalis ist übertrieben, der bekehrte Sünder ist mit einem Glorienschein umgeben, den er nicht verdient, und der der Wirklichkeit nicht entspricht. Emerentia von Adenau ist zu sehr aller Weiblichkeit bar, um unsere Theilnahme erregen zu können. Columba, Donat und Rembruck dagegen fesseln durch ihren Charakter und die Feinheit der Darstellung.

In der Handlung zeigt die Dichterin unverkennbare Vorliebe für grelle Effecte und Scenen; die Schilderungen sind an manchen Stellen derb und ungenirt; manche Ausdrücke und Bezeichnungen berühren den Leser ganz seltsam, wenn er bedenkt, wie zart und sinnig Maria Lenzen in ihren neueren Erzählungen auftritt. Doch werden diese Mängel von den vielen Schönheiten mehr als aufgewogen.

Denselben Fall haben wir in dem Romane „Glandorf", der, gerade wie „Die Bettler von Köln", schließlich aufs Gebiet der Criminalgeschichte übergeht. Die Handlung: Ein junges Mädchen verzweifelt nicht an ihrem Geliebten, obgleich er der Welt in dem Lichte eines Verbrechers erscheinen muß, ist ziemlich einfach, bietet aber einen großen Reichthum dichterischer Schönheiten. Die gegenseitige Liebe Florida's und Leo's ist in reizender Weise, poesievoll dargestellt, Florida selbst eine Gestalt von märchenhafter Schönheit.

Einige Bände Erzählungen für die Jugend aus eben dieser Periode können wir füglich übergehen und uns zu dem Romane „Magnus Krafft" wenden. Der Held Edward Wilmot hat in einem fernen Welttheile den rechtmäßigen Träger des Namens Krafft getödtet und sich mit seiner Helferin und Geliebten Lola in den Besitz des großen Krafft'schen Vermögens in Trier gebracht. Hier ereilt ihn die Rache. Er fällt von der Hand seiner Geliebten, der er

untreu zu werden droht, und das Vermögen kommt in die Hände des rechtmäßigen Erben.

Wiederum ist die Handlung reich an grellen, ja abschreckenden Scenen; die Liebe Lola's ist in glühenden Farben geschildert, durch das Ganze weht der Hauch wilder Leidenschaft. Trotz schöner Scenen im Einzelnen macht der Roman doch einen unerquicklichen Eindruck.

Weit höher steht wiederum der Roman „Ciullo d'Alcamo", obgleich er das grauenhafteste Motiv der Dichtkunst: die mit Kindern gesegnete Ehe zwischen Vater und Tochter, zum Vorwurf hat. Daß die Dichterin einen solchen Gegenstand wählte, muß durchaus getadelt werden; naturwidrige, göttliches und menschliches Gesetz auf's Tiefste beleidigende Zustände sind der dichterischen Darstellung durchaus unwerth. Gemildert wird der schlimme Eindruck allerdings dadurch, daß der Schleier des furchtbaren Geheimnisses erst am Schlusse der Erzählung gelüftet wird. So kann sich der Leser ohne jede Rücksicht der Schönheiten des Romanes freuen, bis am Schluß die Dichterin das reizende Gewebe so grausam zerreißt.

Nehmen wir zu diesen Erzählungen noch die Vorläuferin Fabiola's, „Melete", so können wir die Reihe der frühesten Werke Maria Lenzen's schließen. Wir haben in raschem Fluge nur einen oberflächlichen Blick auf sie geworfen, weil die meisten dieser Romane uns nicht berechtigen, die Dichterin zu den katholischen zu rechnen. Denn die Confession allein genügt nicht, einen Dichter unter die katholischen Erzähler einzureihen. Vielmehr muß aus seiner ganzen Weltanschauung, aus dem Geist, der seine Dichtungen durchweht, hervorgehen, daß er Katholik ist. Die ersten Werke Maria Lenzens beweisen das nicht; sie sind größtentheils farblos gehalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In ihren neueren Werken aber giebt Maria Lenzen durch Wort und Handlung zu erkennen, daß sie mit Entschiedenheit der katholischen Religion angehört. Wir müssen ihnen deshalb größere Ausführlichkeit zuwenden.

Die erste Sammlung der Lenzen'schen Novellen „Aus der Heimath" ist zugleich die beste. Was unsere Dichterin vermag, hat sie in dieser ersten Reihe bewiesen.

Als Perle der ganzen Sammlung muß die überaus reizende Novelle: „Aus verschiedenen Lebenskreisen" ausgezeichnet werden.

In der Haide, bei dem alten Besenbinder Jost, lebt ein einsames und wenig freudenreiches Leben die kleine Margarethe, illegitimes Kind der schönen, jung gestorbenen Helene Lorsberg und des Grafen Steinthal. Sie hat keine Freunde — nur Leo, der Sohn des reichen Kaufmanns Berger, ist ihr Gespiele und treuer Freund bis in's jugendliche Alter. Was Beide für einander fühlen, weiß nur Leo; Margarethe, das harmlose, unschuldige Kind der trostlosen Haide, ist ihres Herzchens sich noch nicht bewußt geworden. Als aber der alte Berger, in kaufmännisch-kluger Voraussicht dessen, was aus diesem beständigen Verkehr entstehen müsse, seinen Sohn auffordert, auf zwei Jahre nach England zu seiner Ausbildung zu gehen, da wird ihr klar, wie trostlos das Leben ohne ihn, wie verlassen sie sich ohne ihn fühlen müsse. Sie geben sich das Versprechen, nie von einander lassen zu wollen.

Margarethe vergißt ihren Leo nicht, trotzdem ihre Lage eine durchgreifende Aenderung erfährt. Das kam so. Margarethen's Großmutter, Frau Lorsberg, entdeckte auf dem Sterbelager, kurz vor ihrem Ende, ihrem Gemahle das furchtbare Geheimniß, daß seine Tochter Helene nicht makellos in's Grab gesunken, sondern ein lebendiges Zeugniß ihres Fehltritts zurückgelassen habe. Der alte Mann bricht los in verzweifelter Wuth gegen den Räuber seiner Ehre.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seiner Gemahlin Bruder aber eilt zu Margarethe, um sie an Kindes Statt anzunehmen. Sie wird Margarethe Greven.

Den alten Lorsberg duldet's nicht lange in seinem verödeten Hause. Er eilt zum Grafen Steinthal, um sich blutig an ihm zu rächen. Dieser ist der Verzweiflung nahe, er hat Helene wahrhaft geliebt, hat sein Versprechen nur auf Drängen seines harten Vaters gebrochen — und nun soll er sich mit dem Vater seiner geliebten nie vergessenen Helene duelliren! Aber der alte Vater giebt nicht nach, das Duell findet Statt, Lorsberg wird nur leicht verwundet, stirbt aber bald in Folge beständiger Erschütterungen. In Steinthal's Familie schlägt der geheime Unfriede in Folge dieses Verfalles in offenen um. Die Gräfin haßt ihre älteste Tochter Louise, weil sie nach dem Zeugnisse Steinthal's seiner ehemaligen Geliebten, Helene, ähnlich sieht. So vergehen einige Jahre. Leo kehrt von seiner Reise zurück, findet seinen Vater noch in derselben Gesinnung wie ehedem. Er will von dem „hergelaufenen" Mädchen nichts wissen, Leo eilt indessen flugs in die Haide, seine kleine Freundin wieder zu sehen und seiner Treue zu versichern. Seine Bemühung ist vergebens, er findet weder sie noch eine Spur von ihr. Tief betrübt kehrt er nach Hause zurück. Hier ist zwischen seinem Vater und seinem Bruder Rudolph eine Differenz eingetreten, letzterer will sein Erbtheil heraus haben, da er wohl einsieht, daß es mit dem Hause Berger zu Ende geht. Der Vater will den Zeitpunkt der Abrechnung gern noch einige Tage hinausziehen und sendet seinen Sohn Leo zum Justizrath Greven in Berge, ihn um seinen Beistand in einer Rechtsangelegenheit zu ersuchen. Leo findet nicht ihn, wohl aber Margarethe. Der Augenblick dieses unverhofften Wiedersehens ist für beide erschütternd. Nachdem das erste Entzücken ruhiger Ueberlegung gewichen, erklärt Margarethe ihrem Leo, sie

könne nie die seine werden, weil sein Vater dazu nie seine Einwilligung geben werde. Der bald hinzutretende Justizrath stimmt seiner Nichte völlig bei — kein Bitten und Flehen ändert ihren Entschluß. Trostlos kommt Leo nach Hause zurück.

Auch für die stolze Halbschwester Margarethen's, für Louise Gräfin von Steinthal, das hochsinnige, herbe Mädchen, kommt die Zeit der Prüfung. Graf Guntersberg, ein Mann von immensem Reichthum, adeliger aber blasirter Gesinnung, läßt sich in ihr Haus einführen, mit der Absicht, um ihre Hand anzuhalten. Sein kühnes Auftreten verletzt sie auf's Tiefste, mit herben Worten tritt sie seinem ungenirten Wesen entgegen. Und doch verlobt sie sich mit Guntersberg! Sie imponirt dem blasirten Grafen, und sie will durch die Ehe vor ähnlichen Herren geschützt sein.

Das Haus Berger geht durch zahlreiche Fallissements befreundeter Firmen dem Ruin entgegen, nur eine reiche Heirath Leo's kann helfen. Er verlobt sich mit einem guten Mädchen, Hulda Neuberg. Margarethe liest es. Ihr Schmerz ist so groß, daß sie Zerstreuung in einem Bade am Taunus suchen muß. Hier findet sie ihren Vater, ohne jedoch in nähere Berührung mit ihm zu treten, sie wird aber Louisen's innige Freundin.

Das Haus Berger steht vor dem Bankerott. Die reiche Heirath soll es halten; aber da wird von Seiten der Braut die Verlobung aufgehoben. Der Zusammenbruch ist unausbleiblich. In dieser Noth erscheint Margarethe, sie wirft ihr ganzes, vom Onkel ererbtes Vermögen dem Geliebten in den Schooß, die Firma Berger ersteht in neuem Glanze, und bald regiert Margarethe als schöne liebliche Hausfrau in Berger's altem Hause.

Das ist, wie Jeder zugestehen wird, eine spannende und ereignißvolle Handlung. Und sie ist zu einem schönen

Ganzen zusammengefügt. Es muß jedweden Leser wohlthuend berühren, wie ruhig sicher die Begebenheiten sich entwickeln, wie kunstgerecht jedes Rad in dem complicirten Getriebe zur Bewegung des großen Ganzen mitarbeitet, zur rechten Zeit eingreift und seine Stelle als unentbehrliches Mittelglied behauptet. So ist nichts in der Handlung, das den Leser stößt, nichts, das ihn ermüdet und das Ende herbeisehnen läßt. Ja, ich wage zu behaupten: böte auch die reichgegliederte Handlung hin und wieder öde Steppen, so würde der Leser sie nicht empfinden, weil die Charaktere ihn vollauf zu interessiren geeignet sind. Da ist zunächst die Hauptperson, die liebliche Margarethe. Wir sehen sie auf der poesielosen Haide, im Verkehr mit nicht liebelosen, aber hartgearteten Menschen, die für ihr sinniges Gemüth nicht das mindeste Verständniß haben. Von der Welt, ihrem Leben und Treiben, weiß sie nichts, als was ihr innig geliebter Freund Leo ihr erzählt. Tiefen Schmerz hat sie nie erfahren, sowenig wie hohe Freude; denn mit Leo kommt sie zusammen, als müsse es so sein, als könne keine Macht der Welt sie jemals trennen. Und als er doch kommt, der entsetzliche Augenblick, da findet er sie fassungslos.

„Gute Margarethe", sagte Leo leise, indem er sanft ihr weiches, wellenförmig gekräuseltes Haar streichelte, dessen glänzende Fülle unter dem dunkelrothen Kattunmützchen hervorquoll. Seine dunkeln, beredten Augen mit dem Ausdrucke herzlicher Güte auf ihr ruhig klares Gesichtchen heftend, fuhr er fort: „Gute Margarethe! Wollte Gott, es wäre mir vergönnt, einst als selbständiger Mann alle deine kleinen, unschuldigen Wünsche zu erfüllen. Doch wer kann wissen, was die bevorstehende Trennung uns bringen wird?"

„Trennung?" unterbrach sie ihn athemlos. „Sprichst du von einer andern, einer längern Trennung, als der Abwesenheit für einige Wochen?"

„Ja wohl, Margarethe", antwortete er traurig. „Ich muß nach England, wenigstens auf zwei Jahre; ich kann dich diese lange

Zeit hindurch nicht sehen, und wir sind für ihre ganze Dauer weit von einander getrennt."

„Weit von einander getrennt!" wiederholte das junge Mädchen stammelnd und wandte sich von ihm ab. — Leo rief sie wiederholt bei ihrem Namen, sie kehrte sich nach ihm um, doch ohne die niedergeschlagenen Augen zu erheben. War vor einer Minute noch ihr junges Gesichtchen ein Bild heiterer Ruhe gewesen — jetzt zuckte darauf der Widerschein des ersten, großen Schmerzes im Kampfe mit einem angestrengten, aber vollkommen nutzlosen Versuche, ruhig zu scheinen.

„Margarethe", fuhr Leo fort, „sei nicht so betrübt. Hart werden diese zwei Jahre gewiß für uns sein, aber dann werden wir uns ja wiedersehen und wieder glücklich sein — glücklicher noch als jetzt."

„Wer kann das wissen, Leo? Du sagst ja selbst: wer weiß . . ."

„Ach, meine gute Margarethe", versetzte der junge Mann mit erzwungener Ruhe, „das wird allein von dir abhängen. Wenn du mich nicht vergissest, wenn du so gut, so sanft bleibst und so zurückgezogen lebst, wie bisher, so werden wir uns gewiß froh wiedersehen."

„Ich verstehe dich nicht, Leo. Wie könnte ich dich vergessen oder je anders werden?"

Vergessen oder anders werden! Das ist ein Gedanke, den Margarethe nicht zu fassen weiß. Eine tiefe Neigung zu Leo bildet den Grund ihres Denkens und Sinnens. Aber der Abschied Leo's hat ihr den Blick eröffnet in die unermeßliche Welt menschlicher Freuden und Leiden. Jetzt erst weiß sie, was Leo ihr gewesen; jetzt erst weiß sie, was sie an ihm verloren. Und sie vertraut ihm. Nichts kann ihr kindliches Vertrauen auf seine Treue erschüttern, selbst nicht die weisen Reden der alten Anna, die in ihrer Achtung doch so hochsteht.

„Ich glaube das gern, Annchen. Doch Leo wollte auch nicht gerade ungern nach England gehen; er wollte bloß nicht gern von hier fort."

„O, ist es das? Das ist nichts, das gibt sich ganz bald. Wenn er nur erst ein paar Monate in dem fremden Lande ist, wird er alles vergessen haben, was er hinter sich gelassen hat, ausgenommen seinen Vater und seinen Bruder. Aber die werden ihm ja schreiben, und da ist alles andere ihm bald einerlei."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„O meinst auch du das?" fragte Margarethe, in deren Augen große Thränen perlten. „Vater Jost sagt dasselbe; aber ich — ich will's nicht glauben. Nein, ich will und ich kann nicht glauben, daß er alles hier vergessen wird, und wenn er auch hundert Jahre fortbleibt."

„So, du willst und kannst es nicht glauben?" fragte Annchen langsam. „Du wirst es nur nicht wollen; denn warum solltest du nicht glauben können, was Andere, die doch so viel älter und klüger sind, als du, dir sagen?"

„Und doch ist's wahr, Annchen — ich kann es nicht. Ich habe es versucht, Vater Jost's Worten mehr Glauben zu schenken, als meinen eigenen Gedanken; aber dann regt sich jedes Mal etwas in mir, das mir ein Gefühl verursacht, als müsse ich daran ersticken."

„Das ist böse, Grete; man sieht daran, wie eigensinnig du bist. Wenn du klug wärst, dächtest du an deine Putzarbeit und an dein Gebetbuch, statt an Einen, der dich jetzt schon vergessen hat."

„Nein, das hat er nicht! Und wenn er's hat, so werde ich ihn doch niemals vergessen. Hat er mich doch beim Abschied selbst darum gebeten!"

„Wenn er das auch gethan hat — das hat nicht viel auf sich. Das ist bloß so Mode beim Abschiednehmen."

„Ach, Anna, ich kann dir immer noch nicht glauben, — jetzt noch nicht. Mit der Zeit geht's vielleicht; aber dann werde ich noch betrübter sein als jetzt."

Diesem traurigen Ereigniß folgt ein freudiges: Margarethe gelangt zu ihrem Oheim Greven. Sie wird unterrichtet in Allem, was von einer jungen Dame von Stande verlangt werden kann — aus dem einfachen Haidemädchen wird eine vornehme junge Dame, sie „wird eine Andere", nur die Liebe zu dem Gespielen ihrer Jugend bleibt dieselbe. Aber sie ist gereifter geworden in Denken und Handeln, klar überschaut sie die Lage der Verhältnisse und sieht ein: du kannst nie die Seine werden. Welchen Kampf mag es gekostet haben, ehe das jugendlich warme Herz zu diesem hochherzigen Entschlusse kam, daß er selbst den heißen Bitten ihres Geliebten gegenüber Stand hielt! Sie verbarg ihre Liebe und hielt ihm die Treue. Und er? Da las sie die

entsetzliche Anzeige — einen Augenblick, aber nur einen, wollte sie an ihm zweifeln — da siegte ihre Liebe: er wich dem Drängen des Vaters. Mit gebrochenem Herzen, aber unverminderter Liebe lebt sie fort — ein einsames Leben; als aber die Nachricht kommt, das Haus Berger drohe zu falliren, giebt sie ohne Besinnen ihr ganzes Vermögen für — für ein Nichts; denn Leo ist ja verlobt, kann nie der ihre werden. Ihre Liebe giebt und fragt nicht nach dem Lohn. Und doch wird er ihr, sie wird die Gattin des geliebten Mannes.

Leo verdient sein Glück. Wie er an Margarethe gehangen, so bewahrt er seinem Vater unverbrüchlich die Treue. Obgleich nicht seines Vaters Lieblingskind, obgleich zurückgesetzt gegen den älteren Rudolph, bleibt er der treue Sohn seines Vaters. Das zeigt sich so recht lebendig an jenem Tage, an dem der Vater Rudolph sein Erbtheil herauszahlen soll. Wie kaufmännisch hart rechnet Rudolph den Heller und Pfennig, wie schroff tritt er seinem allzeit gütigen Vater entgegen — wie ist er doch ganz Geschäftsmann ohne Gefühl, eine lebendige Rechenmaschine — und Leo, der zurückgesetzte Sohn, zeigt sich in seiner edlen Größe. Keine Spur von Abneigung gegen einen Vater, der doch seines Lebens höchsten Wunsch auf's Schroffste verweigert — mit freudiger Entsagung giebt er sein Vermögen in seines Vaters Hände; ja, er erfüllt seinen Wunsch und verbindet sich einem ungeliebten Mädchen. Die Dichterin hat den Gegensatz zwischen beiden Brüdern in meisterhafter Weise veranschaulicht.

Auf der anderen Seite steht die gräfliche Gruppe mit Louise von Steinthal an der Spitze. Auch hier hat die Dichterin ein anziehendes Frauenbild geschaffen. Louise bildet gewissermaßen den Gegensatz zu Margarethe. Ich sage gewissermaßen, denn in Louise schlummern all' die edlen Eigenschaften, welche Margarethe auszeichnen. Aber

— Louisen fehlt der Leo! Es fehlt ihr ein Wesen, dem sie den reichen Schatz ihrer hingebenden Liebe schenken kann. Weil es ihr aber fehlt, deshalb ist sie stark in sich selbst geworden, verschlossen gegen die Außenwelt, eine süße Frucht in herber Schale. So trifft sie der blasirte Reichsgraf Guntersberg. Sie ist ihm eine ganz neue Erscheinung. Thut sie doch, als existire er, der Abkömmling eines der reichsten Grafengeschlechter und persönlich ein angenehmer Mensch, gar nicht für sie. Das war ihm noch nicht passirt. Hatten ihm doch bis jetzt die sorgsamen Mütter ihre Töchter gleichsam auf dem Präsentirteller entgegengebracht, und hatten doch die jungen Damen in gar nicht mißzuverstehender Weise zu erkennen gegeben, daß sie mit Vergnügen bereit, den gnädigen Herrn von seiner Blasirtheit zu heilen. Dieses Entgegenkommen aber widert Guntersberg an, und deshalb erscheint ihm der jungen Gräfin abwehrendes Benehmen doppelt anziehend.

Indessen wird Louise doch Guntersberg's Frau. Des Grafen Erstaunen über Louisens Charakter war durch einen unangenehmen Vorfall in offene Bewunderung übergegangen; jetzt strebte er nach ihrem Besitz. Louise ihrerseits erkannte den an sich hochsinnigen Charakter des Grafen; sie sah, daß er ein Mann von hoher Ehre war; endlich, sie wollte ähnlichen Bewerbungen entgehen — sie reichte ihm ihre Hand. Ihr Herz aber blieb verschlossen, erst ihre Schwester Margarethe vermochte es zu öffnen.

Das sind die Hauptcharaktere. Die Nebenfiguren sind aber ebenfalls anziehend und mit ungemeiner Frische dargestellt; selbst Graf Steinthal und seine Gattin Therese flößen lebendiges Interesse ein.

Die übrigen Novellen dieser beiden Bände kommen der erwähnten an dichterischer Schönheit nicht gleich, sind aber an sich hervorragend genug. In „Schwarzgarten" und

„Frau von Holmerdamm" schildert die Dichterin in ungemein anziehender Weise, wie zwei alte menschenfeindliche Damen durch das sinnige Wesen junger Mädchen wieder zum Vertrauen an die Menschheit bekehrt werden und die lange verborgen schlummernden guten Eigenschaften wieder zu lebendiger Geltung kommen. Am besten ist dies Problem gelöst in „Schwarzgarten".

„Die Heimathlose" ist eine düster gefärbte Liebesgeschichte, die in einem grellen Mißton austönt.

Der Novelle „Aus verschiedenen Lebenskreisen" ähnlich ist „Die Getrennten", nur nimmt der Conflict hier eine glückliche Wendung. Max von Bruchland ist der Verlobte seiner Cousine Helene von Halden, die bei seinen Eltern als Waisenkind lebt. Sein Vater löst aber das Verlöbniß in rücksichtloser Weise, als ihm durch Erbschaft ein ungeahnter Reichthum zufällt. Helene reist heimlich ab, um Max nicht Gelegenheit zu geben, gegen seinen Vater ungehorsam zu werden. Nach vier Jahren findet Max sie unverhofft wieder als Gesellschafterin bei der Gräfin Rechteren. Seine Liebe loht wieder in alter Glut auf; er weiß sich bei der alten Gräfin einzuführen und verlebt manche Stunde in Gesellschaft Helenens. Das dauert nicht lange; denn eine Intrigue der Gräfin Synthern, die den reichen Max gern für ihre Tochter Constanze haben möchte, vertreibt Helene aus dem Hause. Nicht wissend, wohin sie sich wenden soll, wird sie unversehens von Constanze, die sich mit Graf Ostitz verlobt, aus der Noth gerissen. Sie verschafft ihr ein Unterkommen bei ihrer Freundin, der Frau Dr. Brand. Constanze vergißt Helene nicht; sie nimmt sich vor, die Liebenden zu vereinen. Sie ladet deshalb den alten Bruchland zu sich ein und weiß ihn durch eine harmlose Intrigue so zu düpiren, daß er glaubt, man zürne ihm wegen seines Widerstandes gegen Helenens Verbindung mit Max. Wüthend hierüber macht er die

Parforcejagd mit, geräth in Eifer und stürzt mit seinem Pferde. Lebensgefährlich verwundet schafft man ihn in Dr. Brand's Haus, wo er Helene findet. Jetzt ist sein Widerstand gebrochen, sterbend nennt er Helene seine Tochter, Max kommt zu spät an, um noch aus seines Vaters Munde das Wort der Einwilligung zu vernehmen. Eine gewisse Aehnlichkeit in diesem Entwicklungsgange mit: „Aus verschiedenen Lebenskreisen" ist nicht zu verkennen. Dort wie hier hält sich ein junges Mädchen verborgen, um den Geliebten nicht in Conflict mit seinem Vater zu bringen; dort wie hier steht ein stolzes Mädchen einem bescheidenen gegenüber; dort wie hier werden sie intime Freundinnen bei der ersten Zusammenkunft. Dem sei aber wie ihm wolle: wer die beiden Novellen nach einander liest, wird, auch wenn ihm die Aehnlichkeit auffällt, sich kaum unangenehm gestört fühlen. Die Zeichnung der Charaktere ist wiederum tadellos. Der alte Bruchland wird Niemanden abstoßen, obgleich er seinen wackeren Sohn so schmählich behandelt.

Die erste Erzählung in „Zwischen Ems und Wupper", betitelt das „Teufelsschmiedchen", ist unbedeutend und ohne die harmonische Schönheit, welche in den früher besprochenen Novellen die Herzen der Leser leicht und dauernd gewinnt. Zum ersten und glücklicherweise einzigen Male in ihren neueren Werken hat die Dichterin grundschlechte Charaktere zur Verwendung gebracht: die abstoßenden Bewohner der Schmiede. Solche Charaktere fallen dem Leser bei Maria Lenzen unangenehm auf; und dazu diese widerliche Rohheit gegen die arme Frau des Schmiedes; diese gewöhnlichen Ausdrücke und Redensarten; diese gänzliche Abwesenheit aller Eigenschaften, die eine Person uns angenehm machen können! Daß die Familie des Obersten zu diesem Höllenbreughel einen lieblichen Gegensatz bildet, vermag uns nicht zu entschädigen, zumal auch hier Paul Steinwerth ziemlich schief gezeichnet

ist. Dagegen gewinnt die Dichterin uns wieder völlig durch die folgende Novelle: „An der Balkenfurth". Die Waise Beatrix von Wolfshagen lebt bei ihrem Großvater Oberst von Wolfshagen, der es seinem verstorbenen Sohne nicht verzeihen kann, daß er „eine Theaterprinzessin" gereirathet. Beatrix, der einzige Sprößling dieser Ehe, hat viel von dem Alten zu leiden; sie sehnt sich fort von der Balkenfurth. Kein Wunder, daß sie gern den schmeichelnden Worten des Assessors von Eckeberg horcht und gern einwilligt, daß er beim Großvater um ihre Hand anhält. Sie wartet am anderen Morgen aber vergebens — Eckeberg hat von dem Oberst gehört, daß Beatrix seine Erbin nicht werden würde, er zieht sich deshalb unter den Verwünschungen des ehrlichen Alten zurück. Beatrix hat zwar Eckeberg nie geliebt, immer aber bleibt ein leiser Gram zurück. In dieser Zeit stirbt in der Nachbarschaft Graf Parr auf Parrstein kinderlos; Erbe ist Graf Bärenfelden, ein bisher armer Mann. Kaum ist er einige Wochen auf seinem Schlosse, da besucht ihn seine Schwester, Baronin von Dernau, mit ihrem Manne und einer jungen Dame, Fräulein von Allmersbach. Die Baronin hat Letztere zur Gemahlin ihres Bruders ausersehen, dieser jedoch hat längst sein Auge auf die kleine Beatrix geworfen — er führt sie zum Aerger seiner Schwester und des Fräuleins von Allmersbach heim. Zuvor aber fordert er ihr das Versprechen ab, nie mit einem ihrer bürgerlichen Verwandten zu verkehren. Beatrix willigt ungern ein. Nach zwei Jahren aber fleht sie ein Verwandter um Hülfe an, sie gewährt sie ihm heimlich und geräth so in den Verdacht der Untreue, den Eckeberg und Baronin von Dernau gern bestätigen. Es klärt sich aber Alles auf, und der Graf liebt sein Weibchen mehr als zuvor.

Das ist die ganze Geschichte! Wer das dürre Gerippe vorstehenden Auszuges liest, der wird selbst schon herausfühlen können, wie vortrefflich die dichterische Darstellung sein muß,

daß sie das stoffliche Interesse ganz vermissen läßt. In der That hat die Dichterin hier wieder über die mannichfaltigen Charaktere den ganzen Zauber ihres sinnigen gemüthvollen Talentes ausgeschüttet. Wie sehr sie es versteht, sich ganz in das seelische Leben eines einfachen Mädchens mit reichbesaitetem Gemüthe zu versetzen, beweist die kleine Beatrix. Immer ist es ein Beweis hohen dichterischen Talentes, wenn ein Erzähler uns für Personen zu erwärmen vermag, die weder ihre nächste Umgebung noch den Leser durch glänzende Eigenschaften im Sturme zu gewinnen im Stande sind; die, bescheidenen Blümchen gleich, es nicht wagen an die Oeffentlichkeit zu treten; die bei der ersten leisesten Berührung ihren Kelch schließen und ihre Empfindungen vor jedem profanen Einblick schüchtern verbergen, sich aber in ihrer ganzen Lieblichkeit zeigen, wenn die Sonne reiner Neigung sie überstrahlt. Solcher Art ist die holde Beatrix. Es ist ein feiner, bezeichnender Zug, daß die Dichterin Beatrix auf die Bewerbung Eckenberg's eingehen läßt, ohne ihr kleines unerfahrenes Herz geprüft zu haben. Das liebebedürftige Herz des jungen Mädchens sehnte sich nach Gegenliebe; wo es Zuneigung fand, da schloß es sich innig an, so an Frau Dienberg. Eine Freundin ihres Geschlechtes war aber nicht im Stande, die Leere ihres Herzens so auszufüllen, wie sie verlangte. Das konnte nur ein Mann. Und deshalb lieh sie gern Gehör den liebevollen Reden eines Mannes, der ihre Zuneigung nicht besaß. Ich sage, daß dieser Zug psychologisch fein ist: er wirft das hellste Licht auf die Verlassenheit der armen Waise und auf den reichen Schatz ihrer Liebe. Das ganze unschuldsvolle kindliche Gemüth, das sich gern an den anschmiegt, der ihm liebend entgegenkommt, offenbart sich in diesem einfachen Zuge.

Die weiteren kleinen Novellen der beiden Bände übergehe ich und wende mich zu der großen des zweiten Bandes:

„Rau von Nettelhorst", einer gut erfundenen und eben so gut durchgeführten Erzählung. Rau von Nettelhorst, der Sprößling einer von den Eltern der Frau nicht sanctionirten Ehe zwischen dem bereits verstorbenen Friedrich von Nettelhorst und Fräulein von Engerloo, lebt unter dem Namen Otto Rauh auf dem Gute Erpenbeck, als Förster des Grafen von Erpenbeck. Er will seine Abstammung nicht geltend machen, weil er kein Vermögen hat. Seine Großmutter fühlt später Gewissensbisse, sie sendet den Advocaten Tengnagel in jene Gegend, damit er sich bei dem Baron Constantin von Nettelhorst nach seinem Neffen erkundige. Der Baron weist den Abgesandten ohne Weiteres ab. Herr Tengnagel kommt jedoch dem Geheimniß Rauh's selbst auf die Spur — Otto Rauh mag indessen mit seiner Großmutter, die seine Mutter so grausam behandelt, nicht in näheren Verkehr treten. Er legt sein Incognito nicht ab, trotzdem es für seine Liebe zu Josephine Wetterrath von großem Nutzen sein müßte. Die Mutter des Mädchens und dessen Bruder wünschen nicht, daß Josephine sich mit dem armen Förster verbindet. Otto empfindet schwer die Härte seiner Lage: sein Herr, der Graf von Hardtenbruck, behandelt ihn in roh abstoßender Weise. Nur die Nichte des Grafen, die Waise Clara von Hardtenbruck, und sein Sohn Albert begegnen ihm in edler Weise. Der alte Graf soll aber bald für seinen barschen Adelsstolz gestraft werden: Otto findet in dem Bücherschranke seines Vorgängers einen Brief und ein verschlossenes Testament des verstorbenen Grafen, in welchem Clara als Universalerbin eingesetzt wird. Der Förster hatte das Testament nicht besorgen können, weil er mit seinem Herrn fast zu gleicher Zeit gestorben war. Otto bringt das Testament dem jungen Grafen, der trotz des Widerstrebens seines Vaters die Sache in rechtlicher Weise einleitet. Otto Rauh wird inzwischen von seiner Großmutter aufgesucht und zu ihrer Ansicht

bekehrt. Als Freiherr von Nettelhorst gelingt es ihm leicht, die Hand Josephine's zu erhalten. Bei Hardtenbruck's ist große Erregung: das Testament ist für recht befunden, Clara ist alleinige Besitzerin der ungeheuren Güter Hardtenbruck's. Nun zögert sie keinen Augenblick, Albert ihre Hand zu reichen, die sie ihm früher seiner Eltern wegen verweigert hatte.

Wiederum brillante Zeichnung der Charaktere! In Clara haben wir fast eine zweite Beatrix, nur daß Clara ihrer feindseligen Umgebung weit mehr gewachsen ist als die schüchterne Beatrix. Albert, Josephine und Otto werden den Leser kaum minder interessiren, als das schöne Grafenkind. Ein besonderes Interesse aber beansprucht der wackere Advocat Tengnagel de Raad, ein köstlicher Vertreter des unfreiwilligen Humors. Er, ein Sohn des „mächtigsten und ruhmreichsten Landes der Welt", der Niederlande, weiß nicht genug zu tadeln in dem erbärmlichen Deutschland. Wie schimpft er auf die Berge, das Regenwetter:

„Ach was", versetzte Tengnagel ärgerlich. „Sie sprechen wie der Blinde von der Farbe. Das Wasser in den Flüssen und Canälen Hollands thut einem Spaziergänger nichts zu Leide; und wenn er einen rechtschaffenen Schirm aufspannt, kann er auf den reinlichen, harten Klinkerwegen im ärgsten Regen Stunden weit wandeln, ohne sich sehr belästigt zu fühlen. Aber hier! — Aus dem Mac-Adam wird ein Papp, der sich bleischwer an die Sohlen hängt; die Wege klettern wie unsinnig Berg auf, Berg ab, und laufen in den dichsten Wald hinein, wo die nassen Zweige ganze Ladungen Wasser über den Wanderer ausgießen, wenn er sich dessen am wenigsten versieht; oder kleine Bäche poltern ihm entgegen an Stellen, wo Tags zuvor ein trockener Stieg war; — nein, geht mir mit eurer schönen Gebirgslandschaft."

Und wenn er wirklich einmal etwas Gutes in dem verhaßten Deutschland findet, so kann er nicht glauben, daß es Erbeigenthum der verachteten Nachbarn sei, es muß ihnen von Holland importirt sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Jahre 1876 versuchte sich Maria Lenzen wieder auf dem lang verlassenen Gebiete des historischen Romans und zwar in „Das Fräulein vom Sassenreich. Eine Historie vom Niederrhein." Meines Erachtens gehört diese Dichtung mit zu dem Besten, was in den letzten Jahren in dieser Gattung geleistet worden ist. Zwar fehlt der Hintergrund einer großen welthistorischen Begebenheit, welche der erfundenen Handlung ein bedeutendes Relief hätte geben können, zwar ragt keine der Geschichte angehörige Persönlichkeit in die Handlung hinein — trotzdem aber erhalten wir von der Lectüre einen mächtigen Eindruck. Die Dichterin hat es verstanden, unser Interesse vollständig gefangen zu nehmen; Wort und Handlung, Denken und Fühlen der Personen sind ganz danach angethan, uns in die graue Vorzeit lebendig zurück zu versetzen; tausend kleine Züge mit durchaus lokaler Färbung tragen dazu bei, die Illusion vollständig zu machen. Man muß staunen über die hier von einer Dame entfaltete ungemein reiche historische und klassische Gelehrsamkeit. Die Charaktere sind durchweg gut gezeichnet; die Schilderungen damaligen Lebens sind äußerst anschaulich. Meisterhaft ist die Darstellung des Kampfes zwischen Normannen und Sassen. Man lese nur die Episode aus dem Kampfe um das Stift, sie giebt einen Begriff der Frische und Anschaulichkeit, mit der die Dichterin darzustellen versteht. Aus dem ganzen Werke leuchtet reine Schaffensfreude und diese giebt der Dichtung den seltenen Glanz der Ursprünglichkeit.

Könnte man das nur auch von der letzten Sammlung der Lenzen'schen Novellen: „Schloß und Haide" sagen! Aber in dieser zeigt sich ein bedenklicher Zug zur Reflexion, der uns an der Dichterin ganz neu ist. Betrachtungen über die Welt und ihren Lauf stören sehr häufig den ruhigen Fluß der Erzählung und reißen den Leser aus der behaglichen Illusion. Nicht wenige dieser Reflexionen grenzen an Gemeinplätze.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das ist zu bedauern, namentlich in der ersten Erzählung „Arme Kinder", die im Uebrigen alle Vorzüge des Lenzen'schen Talentes an sich trägt. Den Inhalt bildet die Entdeckung eines alten Dokumentes, durch welches ein großes Besitzthum den unrechtmäßigen Inhabern genommen und den rechten Erben zugewendet, zugleich aber auch das Glück zweier Liebenden besiegelt wird.

Die folgende Novelle „Milian" leidet an einer psychologischen Unwahrscheinlichkeit, die in greller Weise hervortritt. Graf Milian hält seine Schwester Clarisse in strenger Gefangenschaft und sprengt Gerüchte aus, als sei sie nicht ganz bei gesundem Menschenverstande. Grund seines Verfahrens ist, sich in den Besitz ihres bedeutenden Vermögens zu setzen. Trotzdem aber kann er nicht verhindern, daß Clarisse einem von ihm gegebenen Feste beiwohnt und sich in den hübschen Fabrikherrn zur Felden verliebt. Milian's Gemahlin macht nun einen neuen Plan, nämlich, Clarisse mit ihrem blödsinnigen Bruder zu verbinden. Auf diese Weise brauche man doch nur die Hälfte von Clarissen's Vermögen herauszugeben. Milian ist damit einverstanden, die Verlobungskarten gehen ohne Clarisse's Wissen und Willen in die Welt hinaus. Günther zur Felden erfährt es, befreit Clarisse und führt sie zu seiner Mutter. Milian ist über die Flucht seiner Schwester tödtlich erschrocken; er hat sie wahrhaft geliebt und mit eifersüchtigen Augen gewacht, daß kein Anderer ihr Herz gewinne. Er glaubt, sie sei zur Gräfin Gunstorf geflüchtet — die Nachricht, sie sei nicht dort, wirft ihn auf's Krankenbett, von dem er nur als geistig zerrütteter Mensch aufsteht. Clarisse wird Felden's Frau.

Wer fühlt aus dieser Skizze nicht sofort die psychologische Unwahrscheinlichkeit heraus? Milian, der nach seiner Schwester Vermögen trachtet, der seiner Gemahlin mit dürren Worten die Berechnung seines und Clarissen's Vermögen

macht, Milian, der im ganzen Verlaufe der Erzählung zu seiner Schwester keine Spur von Liebe zeigt, der sie nur dann in Schutz nimmt, wenn an ihr seine adelige Ehre beleidigt wird — dieser Milian tritt auf einmal auf als liebewüthender Bruder, dessen Zuneigung soweit geht, seine Schwester einem Andern nicht zu gönnen! Das ist unwahr! Gewiß war es ein interessantes Problem, eine solche mächtige brüderliche Liebe zu schildern, dann aber mußte die Entwicklung eine ganz andere werden, dann durfte vor Allem nicht die Habsucht in's Spiel kommen. Zudem scheint mir Milians Charakter's ein wenig an Uebertreibung zu leiden.

Clarisse aber ist gut, sehr gut gezeichnet. Die Verbindung adeligen Stolzes und warmer Liebe ist meisterhaft dargestellt. Ebenso brillant ist der Fabrikant Günther mit seinem soliden, tüchtigen Wesen und seinem offenen Gemüthe. Als letzte reihe ich die Gesellschafterin Clarissens, das alte Fräulein von Markland an: ein Charakter, der mit so wenigen Strichen umrissen und doch so anschaulich vor uns steht.

Im zweiten Bande haben wir zunächst die große Erzählung: „Im schwarzen Veen". Die Composition der Handlung kann nicht befriedigen. Die Zahl der Personen ist zu groß; die Sprünge von einem Orte zum andern, von einem Theile der Handlung zu einem noch nicht mit ihr verbundenen zu zahlreich. Die Charaktere besitzen nicht die nöthige Anziehungskraft. Weit besser ist die letzte Novelle: „Cornelis Janssens Haus", eine Liebesgeschichte reizendster Art. Handlung und Charaktere sind gut erfunden und mit dem ganzen Reize Lenzen'scher Darstellungsweise ausgestattet. Dasselbe gilt von der kürzlich (1879) erschienenen größeren Erzählung: „Geheime Schuld".

Und so können wir von der liebenswürdigen Dichterin scheiden mit der freudigen Gewißheit, daß sie der besten eine ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

M. Ludolff.

Unter dem Pseudonym M. Ludolff verbirgt sich eine Dame, die Tochter eines rheinischen Juristen, Louise Huyn in Coblenz. Im Jahre 1875 trat sie zuerst in die Oeffentlichkeit mit der Novelle „Die unsichtbare Hand." An dieselbe reihten sich alsbald in der ‚Deutschen Reichszeitung': „Das Dombauloos", „Zwischen Neigung und Pflicht" und andere, welche zu einem Ganzen gesammelt 1876 bei Henry in Bonn herausgegeben wurden. Es folgten im Verlage von Hauptmann in Bonn 1877 „Der Talisman", 1878 „Die Tochter des Spielers" und 1879 „Verschiedene Wege."

Ludolff ist in jeder Beziehung eine vornehme Erzählerin. Vornehm vor Allem durch den edlen Gehalt all' ihrer Novellen. Nirgend macht sich eine aufdringliche Moral breit, nirgend giebt sie dem Leser lange Betrachtungen über das Endziel des Menschen und seinen Lebenslauf, und doch bildet den Kern der Dichtungen ein tief sittlicher und sittlich wirkender Gedanke. Und nur so sollte die Dichtkunst auf den moralischen Charakter des Menschen wirken: nicht durch Lehre, sondern durch lebendige Anschauung. Wie echt katholisch ist z. B. in „Verschiedene Wege" der Selbstmord behandelt! Die bis in's Innerste erschütterte Hedwig streckt ihre Hand nach dem Gifttranke aus; da aber fällt ihr Blick auf den schmalen Goldreif, der sie an den heiligsten Tag ihres jungen Lebens erinnert, an jenen Tag, an dem sie

laut und feierlich bekannte: „Ich glaube an ein ewiges Leben." Und das Fläschchen liegt zerschmettert am Boden. So ist der Religion der rechte Platz angewiesen; sie wirkt, wie es die Dichtkunst verlangt, durch das Beispiel, nicht durch die Lehre. Sie giebt das Factum, aus welchem die weiteren Cosequenzen zu ziehen dem Leser überlassen bleibt.

Vornehm ist Ludolff ferner in der Wahl ihrer Stoffe. Nicht zum Volke steigt sie herab — sie bleibt in den mit aromatischen Parfüms durchdufteten Salons der reich begüterten höheren Stände. Sie wendet zwar dem Volke nicht verächtlich den Rücken, gewährt ihm aber auch nicht, in ihren Dichtungen eine Rolle zu spielen — ein Fehler, der auch leider an der Gräfin Hahn zu tadeln war. Der echte Dichter kann des Volkes nicht entbehren; wenn irgendwo so zeigen sich in den unteren Classen die Leidenschaften in ihrer elementaren d. h. dichterischen Gestalt. Da haben Erziehung und gute Sitte ihre Wirksamkeit noch nicht in conventionelle Schranken gedrängt — wie verderbliche Fluten werfen sie alle Hindernisse zermalmend aus dem Wege. Der große Dichter giebt uns stets ein Weltbild, und sei es noch so klein; er umfaßt in engem Rahmen die verschiedensten Stände und Lebenskreise, und jeder Stand findet sein getreues Bild und sein Gegenstück.

Vornehm endlich ist Ludolff in ihrer Darstellungsweise — leider nicht ganz zu ihrem Vortheil. Zwar müssen wir ihr freudig unsere Anerkennung zollen, daß sie ihren Stil so kunstvoll componirt und so sauber glättet — aber entschieden zu tadeln ist es, daß sie ihn mit einer solchen Masse von Fremdwörtern, überladet und zwar meist mit solchen, die nicht allgemein üblich, sondern nur in vornehmen Kreisen eingeführt sind. Wenn die Erzählerin diese Fremdwörter nur in Gesprächen zur Anwendung brächte, so hätten sie noch einen Schein von Berechtigung, weil sie sagen könnte:

„meine Personen äußern sich ihre Lebenssphäre gemäß" — aber sie selbst gebraucht sie in der fortlaufenden Erzählung, und das ist entschieden zu tadeln. Jeder Schriftsteller sollte dazu beitragen, daß der centnerschwere unnöthige Ballast von Fremdwörtern endlich über Bord geworfen würde. Ein gutes schlichtes Deutsch ist nicht das letzte Mittel, um populär zu werden. Schade deshalb, daß Ludolff nicht auch populär zu schreiben vermag; ihre Novellen verdienten es, Gemeingut des katholischen Volkes zu werden. So aber wird sie nur Liebling des lesenden Publikums der höheren Classen werden und bleiben. Der geläuterte Geschmack wird mit Vergnügen diese sorgsam geglätteten, kleinen Kunstwerke lesen und wieder lesen.

Namentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß unsere Dichterin eine erstaunliche Erfindungsgabe besitzt: ein Geschenk, das leider nur wenigen Dichtern vollauf zu Theil wird. Ihre lebhafte Phantasie ersinnt die überraschendsten, eigenthümlichsten Combinationen, die, so sehr sie über die Alltäglichkeit der meisten Feuilleton-Erzählungen erhaben sind, doch nie den Boden der Realität verlassen. Unwahrscheinlichkeiten, kühne Eingriffe unkünstlerischen Zufalls sucht man bei ihr vergebens. Alles entwickelt sich glatt, ungezwungen, und natürlich, der Leser fühlt unwillkürlich: so und nicht anders konnte es geschehen. Nur in Einem Punkte fehlt die Dichterin. Mit Recht verlangt der Gesetzcodex der Poetik, daß jedes größere dichterische Kunstwerk einen Helden, aber auch nur einen, habe, um dessen Person und Geschicke sich die ganze Maschinerie bewegt. Nach diesem Mittelpunkte soll der Dichter die Bedeutung der übrigen Personen abmessen und ihnen demgemäß größere oder geringere Ausführlichkeit zuertheilen. Auf diese Weise erhält das dichterische Ganze Proportion und Gleichgewicht, kein Glied drängt sich unge-

bührlich vor, sondern nur insoweit, als seine Stellung zum Mittelpunkte es zuläßt.

Vergebens fragen wir aber bei den Novellen unserer Dichterin: wer ist der Held? Vergebens suchen wir den Mittelpunkt, auf den sich Alles, auch das Kleinste, bedeutungsvoll bezieht. Die Ludolff'schen Novellen haben fast sämmtlich nicht je einen, sondern mehrere Hauptpersonen. So schwankt des Lesers Interesse von einer zu anderen; bald verliert er die eine für lange Zeit aus den Augen, dann tritt die andere völlig in den Hintergrund und fremde Personen kommen in Thätigkeit. Das ist ein Mangel. Die Einheit des Kunstwerks bedingt den ungetheilten Genuß.

Leider muß dieser Ausstellung noch eine weitere angefügt werden: es fehlt der Dichterin die rechte Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Die Darstellung ist elegant und wohl ein wenig kalt. Sie spannt den Leser, aber sie vermag ihn nicht mit der unwiderstehlichen Gewalt des echten Dichters für Charaktere und Situationen zu interessiren. Der Ausdruck der Gefühle ist sorgsam geglättet, aber es fehlt ihm jene Wärme und Frische, jene elementare Gewalt, die uns von der Wahrheit der Darstellung siegreich überzeugt; die uns unwiderstehlich in den Gefühlkreis der handelnden Personen zieht und uns so mit denken und fühlen läßt, daß wir mit lebendigster Theilnahme der weiteren Entwicklung folgen. Mit einem Wort, es fehlt ihnen die dichterische Leidenschaft. Sämmtliche Novellen Ludolff's bieten eine ausgezeichnete Lectüre, man liest sie gern, sind sie doch so glatt und elegant, so von echtestem künstlerischem Geiste durchweht — aber man liest sie nicht mit allgemeiner Befriedigung. Man liest sie, ich möchte sagen, mit rein ästhetischer Freude an dem wundervollen Aufbau der Handlung und der tadellosen Dekoration; mit der Freude, die man an einem Meisterwerke der Skulptur haben kann, wo man

über der Vollendung und Reinheit der Formen, über der Sauberkeit und Eleganz der Ausführung vergessen kann, daß es doch nur eine Statüe ist, welcher der Meißel des Künstlers wohl die Form des Lebens, aber nicht das Leben selbst verleihen konnte. Die Ludolff besitzt zweifellos eine hervorragende künstlerische Anlage und Schulung, und diese verdeckt häufig genug den Mangel echt dichterischen Talentes. Dazu kommt, um den Leser völlig für die Schriftstellerin einzunehmen, die hohe allgemeine Bildung, die aus jeder ihrer Erzählungen hervorleuchtet: eine Bildung, die nicht allein das weite Gebiet menschlichen Wissens in ihren Bereich gezogen hat, sondern sich auch auf gründliche Kenntniß der Welt und der Natur erstreckt. Beweis davon sind die wahrhaft glänzenden Reiseschilderungen in „Verschiedene Wege."

Aber auch die Menschen kennt sie, am besten jene Gesellschaftskreise, denen sie selbst entstammt, und in denen sie zweifellos den größen Theil ihres Lebens verbracht hat. Das sind die Menschen, wie sie sind, die guten unter ihnen aber stets mit idealem Anflug; das ist die Gesellschaft, wie sie ist — oberflächlich, nur dem Genuß huldigend und dem Erfolg nachjagend, ohne tieferen Gehalt und darum für eine sinnige Natur durchaus ungenießbar.

Will man also mit aller Behaglichkeit eine angenehme Lectüre genießen, ohne fürchten zu dürfen, von Funken dichterischen Geistes elektrisch berührt zu werden, dann wähle man die Ludolff'schen Novellen.

Als die beste unter denselben muß ihre neueste, „Verschiedene Wege" bezeichnet werden. Die Erfindung ist brillant und die Composition bis auf die mangelnde Einheit tadellos; die Charaktere sind schöner, als in irgend einer ihrer anderen Erzählungen — kurz, was ihr reiches Talent nur Schönes und Gutes in sich vereinigte, hat sie in

dieser herrlichen Novelle den Lesern mit freigebiger Hand geboten.

Auf einer Bergtour wird der junge Gesandtschaftsattaché Eugen von Klein mit den beiden reizenden Töchtern des Obersten Thorens bekannt. Er widmet seine Aufmerksamkeit vorzüglich Reginen; diese aber liebt ihren Vetter, den jungen Gelehrten Hermann Thorens. Der Vater Reginens tritt ihrer Neigung zwar nicht hindernd entgegen, fördert sie aber auch in keiner Weise. Bis jetzt war die Liebe Reginen's ihrer Schwester Hedwig noch Geheimniß geblieben, eines Abends endlich verräth sie es ihr. Kein Wort des Schmerzes kommt über Hedwig's Lippen; sie selbst liebt Hermann, aber sie verbirgt ihren leidenschaftlichen Schmerz und schweigt.

Regine folgt nach einiger Zeit einer Einladung der Mutter Eugen's, trotzdem Hedwig ihr entschieden abräth, weil es Hermann kränken müsse. Die Weltluft gefällt Reginen gar zu wohl, während Hedwig's einziges Glück das stille häusliche Leben ist. In Frau von Klein's Innerem ist mittlerweile ein lang durchdachter Plan reif geworden. Ihr glänzendes Leben fordert große Mittel, ihrem Sohne wird die erstrebte Carriere verschlossen, wenn ihm nicht ein großes Vermögen zur Seite steht — sie will deshalb Eugen's Verbindung mit Regine, weil diese, wie ihre Informationen ergeben haben, ein enormes Erbtheil erhält. Eugen ist sofort bereit. Regine schwankt eine Zeitlang zwischen dem glänzenden Lion und dem einfachen Gelehrten, dann trägt Jener den Sieg davon. Am Sylvesterabend, bei einem Feste des französischen Gesandten, entscheidet es sich. Hermann fragt Regine geradezu über ihr auffälliges Benehmen.

Umsonst! Noch an demselben Abend muß Hermann es erfahren, daß er dem leichten Gesandtschaftsattaché weichen muß. Bei Hedwig gießt er sein von Zorn und Schmerz erfülltes Herz aus. Und Hedwig? Sie vergißt ihre arme

Schwester, nicht, sie fleht den geliebten, von leidenschaftlichem Zorne durchbebten Mann, Regine nicht zu hassen. Das wird er nicht, nur seine Verachtung wird der Doppelzüngigen zu Theil werden.

Hedwig überläßt sich ganz dem wilden Entzücken, Hermann wieder frei zu sehen. Bald genug jedoch kommt die Enttäuschung. Hermann reist ab, um, wie er selbst sagt, nie wieder den Fuß über Thorens' Schwelle zu setzen. Gleichzeitig verlobt sich Regina mit Klein. Hedwig ist außer sich vor Schmerz und Verzweiflung. Die Schwester kann sie ihres schmachvollen Verfahrens wegen nicht mit früherer Liebe behandeln, der Geliebte ist ihr verloren, ihr Vater liegt auf dem Sterbebette. Finstere Gedanken quälen ihre Seele.

„Warum nicht ein Dasein wegwerfen, das nichts als Enttäuschung, Kampf, Schmerz und inneres Elend in Aussicht stellte? Es ging ja leicht. Hatten nicht ein paar Tropfen jener Arznei genügt, ihrem Vater sanften Schlummer zu verschaffen — ein paar Züge davon würden auch ihr einen Schlaf bereiten, einen ewigen Schlaf, aus dem sie nie mehr erwachen würde zu dem Bewußtsein ihres Elendes, aus dem nichts mehr sie wecken könnte zu einem Leben, das ihr zur Qual geworden. Eine furchtbare Lockung lag in dieser Vorspiegelung für den jungen verirrten ungeduldigen Geist. Kaum wissend, was sie that, streckte die kleine weiße Hand sich nach dem Gifttranke aus, schon umschlossen die feinen Finger das Verderben bergende Glas — da fiel der Bethörten Blick auf den schmalen Goldreif, der einen dieser Finger zierte. Und von jenem kleinen Zeichen leuchtete ihr, als ein Lichtstrahl in dem momentanen Wahnsinn des von Leidenschaft geblendeten Verstandes, die Mahnung entgegen an jenen Tag, wo sie öffentlich bekannt und geschworen: ich glaube an ein ewiges Leben."

Zerknirscht läßt Hedwig das Fläschchen fallen — beschämt, daß sie einem irdischen Götzen eine solche Stelle in ihrem Herzen eingeräumt.

Regina wird Eugen's Frau, nachdem der Oberst ihm nochmals erklärt, daß sie Vermögen nicht besitze. Eugen glaubt es ihm aber nicht, wundert sich nur über den „alten

Knauser". Die jungen Eheleute reisen nach Paris, wo Eugen eine Anstellung erhalten. Der alte Thorens fühlt sich nach einiger Zeit dem Ende nahe; er spricht viel von Hermann Thorens, den er noch vor seinem Tode zu sprechen wünscht. Aber vergebens, ein Telegramm trifft den auf Reisen befindlichen Gelehrten nicht mehr, so kann denn der alte Oberst nur Hedwig ein Packet für ihn übergeben. Noch will er einige erläuternde Worte beifügen — ein Schlag hindert ihn daran.

Regine und Eugen treffen schleunigst ein, letzterer mit der süßen Hoffnung, jetzt ein großes Vermögen einheimsen zu können, erstere mit wirklichem Schmerze, der noch verstärkt wird durch die Oede und Kälte, die sie an Eugen's Seite, nun, nachdem der erste Rausch verflogen, empfindet. Auch Hedwig leidet unsäglich, aber ihr Blick ist vertrauensvoll nach Oben gerichtet.

Klein hat nichts Eiligeres zu thun, als heimlich des Obersten Zimmer zu durchsuchen. Er findet das Testament, öffnet es ohne Bedenken und sieht zu seinem unbeschreiblichen Aerger, daß er in der That eine Frau mit sehr geringem Vermögen geheirathet. Aber er findet auch das Packet an Hermann, ersieht aus den Briefen, daß der Oberst das enorme Vermögen des Großoheims in Verwaltung hatte, das nach des Obersten Tode an Hermann ausgeliefert werden solle. Klein ist rasch entschlossen, er schreibt in des Obersten Handschrift einen Brief an sich selbst, worin ihm der Auftrag gegeben wird, das Packet nur an Hermann selbst abzuliefern. So ist er wenigstens für einige Jahre Herr des großen Vermögens. Das Testament verbrennt er. Während dieser geheimen Arbeit tritt Hedwig unvermuthet in das Kabinet, Klein weiß jedoch sofort plausible Ausreden zu finden. Sie setzt solches Vertrauen in ihren Schwager, daß sie ihm sogar die Verwaltung ihres Vermögens überläßt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es folgt ein Zwischenraum von mehren Jahren. Hedwig wird nach langen Kämpfen die Frau eines edlen jungen Mannes, Gerhard Werning, dessen Vater ein intimer Freund des Obersten gewesen, und der selbst mit Hermann innig befreundet. Gerhard weiß von Hermann's Verhältnissen, es gelingt ihm aber nicht, von Klein auch nur das Mindeste zu erfahren. Erst als dieser, im Duell tödtlich verwundet, auf dem Sterbelager liegt, händigt er Hedwig das bewußte Packet aus.

Hermann kommt von seiner Reise um die Welt zurück und kehrt bei seinen Freunden Gerhard und Hedwig ein. Hedwig behandelt ihn mit schwesterlicher Zuneigung, ihre Liebe gehört ihrem Gatten. Hermann nimmt die Eröffnungen der beiden Gatten mit Ruhe hin; sein Herz hängt nicht mehr am Irdischen. Er hat die ganze Welt durchstreift, hat aller Welttheile Herrlichkeiten bewundert, aber Ruhe und Befriedigung hat er nicht gefunden. Und noch einmal tritt die schwere Versuchung an ihn heran: er rettet Reginens Kind vom sichern Tode, und sie, die Sündige, die ihn so schwer getäuscht, windet sich vor seinen Füßen in qualvoller Reue, ihn beschwörend, ihr seine Liebe wieder zuzuwenden. Er sieht in die glänzenden Augen des schönen Weibes, das er so unsäglich geliebt — dann wendet er sich ab, seine Rechnung mit der Welt ist abgeschlossen, in den Mauern des Klosters findet er die Ruhe seines Herzens.

Die Idee der reizenden Dichtung ist in meisterhafter Weise nach allen Seiten hin entwickelt. Dreifach verschiedene Wege sind es, auf denen drei durchaus verschieden geartete Menschen einem heiß ersehnten Ziele zustreben. Keiner erreicht es; wohl aber werden zwei auf ihre Weise glücklich, weil sie das ewige Ziel über dem Zeitlichen nicht vergessen haben. Hedwig, die durch schweres Leid zu ruhigem Genusse des Daseins sich durchgekämpft; Hermann, der nach harten

Prüfungen endlich in den Hafen seelischer Ruhe einläuft. Regine hingegen, der die Herrlichkeit der Welt als das Höchste gilt, der jeder ernstere Gedanke abgeht, findet ein reuevolles schmerzliches Ende. Am Besten durchgeführt erscheint die Läuterung Hedwig's. Den übrigen Personen konnte ein gleiches Maß der Ausführlichkeit nicht gewidmet werden, weil die Novelle dadurch zu einem Romane hätte werden müssen. In diesem Falle wäre freilich die Umkehr Hermann's, bez. der Läuterungsprozeß, der sich in ihm vollzieht, zu einer höchst wirkungsvollen Episode geworden. Denn gerade Hermann ist die liebenswürdigste Person unter all' den liebenswerthen der Erzählung. Die Gediegenheit seines Charakters, die rührende Treue seiner Neigung macht ihn dem Leser zum Freunde. Die Verfasserin hat es verstanden, Hermann's Charakter in allen Situationen treu durchzuführen. Ich erinnere nur an seine Haltung in der folgenschweren Unterredung mit Regine. Hundert andere Erzählerinnen würden hier aus unserm Gelehrten einen liebverzweifelnden Schäfer gemacht haben; ihr Hermann würde bei der grausamen Eröffnung Reginens ohnmächtig hingesunken sein und später die Ohren mitleidiger Menschen mit seinen Klagen gequält haben — dieser Hermann aber bleibt trotz alles inneren Schmerzes ruhig mit jeder Miene, ja, er vermag es über sich, der Frau von Klein zu der bevorstehenden Verlobung ihres Sohnes mit Regine zu gratuliren. Solch' ein Held konnte später allerdings der Lockung der reuigen Geliebten widerstehen und die Einsamkeit des Klosters zu seinem Aufenthaltsorte wählen. Eine ähnliche Kernnatur ist Oberst Thorens, ein Cavalier in des Wortes bester Bedeutung, ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle. Eugen von Klein ist das männliche Ebenbild seiner leichtsinnigen Gemahlin.

Gelungen wie die Charakterschilderungen sind die Bilder aus dem gesellschaftlichen Leben der Bundeshauptstadt Bern, wie z. B. die poesievolle Schilderung des Sylvesterfestes beim französischen Gesandten. Gelungen endlich sind die zahlreichen Naturschilderungen, zu denen namentlich die in der Schweiz spielende Handlung so manchen Anlaß bot. Wahrhaft glänzend ist nachfolgender Reiseflug Hermann's, den in seinen schönsten Stellen folgen zu lassen ich mir nicht versagen kann.

„Dampfeskraft versetzte ihn im Fluge in die Wildniß und Verwirrung des Urwaldes, in die gewaltige Größe amerikanischer Bodenverhältnisse. Mitten durch diese hin, hinaus in den endlosen Ocean der Prairien geht es.

Herrliche und erschreckende Gegenden reihten Bild an Bild. Freundliches Hügelland, reiche, fruchtbare Landstriche, von silbernen Strömen durchzogen, belebt von üppiger Vegetation, weite, wie ein Meer sich ausdehnende Prairien, mit ihrer balsamischen Luft, jener wunderbar trocknen Atmosphäre, die, gesättigt durch die angenehmsten Wohlgerüche, alle Nerven der Empfindung belebt, berauscht, begeistert — und ungeheure Ebenen, welche kein Hauch von Leben durchzieht, wenn nicht hie und da ein Trupp dahinjagender Antilopen oder hoch oben in den Lüften ein Pelikan sich zeigt, vulkanischer Boden, Gletscherterrain, trostlose Einöden voll Teufelsgras, den Artemesia-Büschen, unabsehbare Wüsten, unfruchtbare Flächen ohne Leben, ohne Flüsse oder Bäche. Und weiter, immer weiter geht's. Gewaltige Ströme zeigen sich; hohe, schneegekrönte Berge tauchen auf, grüne Wälder, lachende Thäler, malerische Schluchten und dürre Haiden, wilde, öde Stätten, steile, kahle Felsenwände in einer Wüstenei von dunkler, melancholischer Größe. Das Alles wechselt sich ab. — Höhen geht es hinan — durch Berg und Felsen hin, über kühne Brücken und schauerliche Abgründe weg, mächtigen Strömen, reißenden Flüssen entlang; vorüber an kultivirten Farmen und freundlichen Ansiedlungen, an isolirten Zeltstationen und den Dörfern der Indianer, mitten durch die lachenden Jagdgründe der armen Stämme hin, deren eigenstes, theils verlassenes, theils noch behauptetes Gebiet unbarmherzig zerschneidend. Wen kümmert das? — Vorüber an den Lagern der verdrängten Sioux und den improvisirten Stationsstädten der Wildniß, vorüber an der Mormonen entlegenem Asyl und den Zelten der Chinesen, die ihr

himmlisches Reich verlassen, um in Amerika's Erde nach Gold zu graben. — Weiter, nur weiter zu gen Westen. — Hinter uns liegt Green-River mit seiner wunderbar pittoresken Reihenfolge architektonischer Hügel, wo sich die Natur erschöpft zu haben scheint, allerhand phantastische Formen zu bilden. Kühner, mächtiger und steiler werden die Gebirge, näher und näher rücken sie aneinander, bis sie endlich in ein Labyrinth wundervoller, enger, zerrissener Schluchten zusammenschmelzen. Auch da geht es hindurch. Alles durchzieht das eilende Dampfroß, dessen Weg menschliches Genie gebahnt, das immer größern Triumph feiert, je mehr sich die Bahn nähert dem großartigsten und schwierigsten Punkte der ganzen unermeßlichen Strecke — der Sierra-Newada!

Von deren majestätischen Formen und gewaltigen Zacken umgeben, steigt der eiserne Weg höher und höher neben Abhängen von bodenloser Tiefe vorbei, durch dunkle Felsentunnels, zwischen leuchtenden Schneefeldern hin, bis endlich der höchste Gipfel mit dem Donnersee erreicht ist. Der Sierra-Newada grandiose Gebirgsscenerie offenbart sich nun Stunde um Stunde, ehe nach Ueberwindung jener gigantischen Höhe von 6800 Fuß über dem Meeresspiegel der Zug langsam über Berge und Hügel hinabgleitet in das reiche Thal von Sakramento, das lachende Eldorado von Californien, so manches Europamüden Zauberreich. Gastlich winkt daraus dem Reisenden entgegen das von Ocean zu Ocean verfolgte Ziel — San Francisko, vor kurzer Frist noch eine kühne, bunte Zeltstadt, heute bereits die zu hoher Bedeutung erstandene Königin des stillen Weltmeeres.

Getragen von den ultramarinblauen Wogen, begann das stolze Schiff, das wenige Jahre später im Hafen Yokahamma ein Raub der Flammen werden sollte, kühn die gewaltige Aufgabe, mit seinem Räderwerk des weiten, stillen Oceans ganze Breite zu durchfurchen und ohne einen einzigen Ruhepunkt die immense Strecke von fünftausend Seemeilen zurückzulegen. Nur den großen, weiten Himmelsbogen über sich, um sich nichts als die unermeßliche, scheinbar in's Unendliche sich verlierende Wasserfluth glitt das schwache Werk von Menschenhand durch diese hin, deren erhabene Größe im Verein mit den strahlenden Sternen, die in tropischer Pracht hier niederglänzten, von einem Schöpfergeist erzählten, vor dem die erfindungsreichste Intelligenz, die begabteste Geistes- und Schaffenskraft des Menschen demüthig sich beugen muß.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Japan mit seinem dem Fremdenverkehr damals gänzlich unzugänglichen Innern, China, das himmlische, von dem Riesenwerk der großen Mauer umschlossene Reich mit seinen höchst irdischen Menschen und seinem geheimnißvollen Peking, das die für gewöhnliche Sterbliche unzugängliche Kaiserstadt umschließt, es bannt mit all den Wundern seiner schwimmenden Städte, seines Produktenreichthums, seiner selbstständigen ohne anregende Berührung mit der Fremde entstandenen Industrie und Kunst, unseres Weltumseglers Fuß für einige Zeit. Rasch floh ihm diese hin, und weiter drängte es ihn auf seiner gewaltigen Tour. Wieder umfing ihn nur der Himmel, Luft und Wasser; durch das chinesische Meer ging es in den indischen Ocean, wo der Hafen von Bombay mit seinen glänzend heitern Farben zur Rast einlud. — Bombay, das Thor Indiens, von wo der Handel seine Beziehungen nach Europa, Ostafrika, dem südlichen und südöstlichen Asien erstreckt und ein wahres Völkergemisch in steter Bewegung hält, dort, wo alle Erzeugnisse der Natur und Kunst des Orients und des Occidents in unendlicher Mannigfaltigkeit sich vereinigen, konnte der junge Gelehrte nicht vorüber; er mußte durch dies Thor eindringen. Und erst nachdem er sich einen Streifzug in Indiens schätzereiches Land gestattet, des dem Himalaya entströmenden Ganges Fluthen und an den Ufern des h. Stromes entlang brahmaistischer Weisheit und Gelehrsamkeit nachgeforscht, kehrte er nach Bombay zurück zur Einschiffung nach Suez.

Durch des Jahres 1869 zweites Wunderwerk, den Kanal von Suez, erreichte er afrikanischen Boden. Noch einmal hemmte sich sein Schritt. Aegypten fesselte ihn. Obwohl jedoch dies überreiche Feld zu ergiebigem Studium sein reges Interesse erweckte, blieb doch sein Augenmerk einem andern Ziele zugewandt. Es galt dem gelobten Lande, Palästina. — Von ehrerbietiger Schauer durchdrungen, wanderte er über den geheiligten Boden, auf dem die Erlösung der ganzen Menschheit vollzogen worden, betrat er die hohe Stadt, welche selbst der Muselmann nennt: El-Kods, d. i. die Heilige. Diese heilige, geweihte Stätte, welche aus der Ungläubigen Händen zu befreien, Tausende und Tausende Vaterland, Heimath, Weib und Kind verlassen, um in feuriger Begeisterung mit dem Kreuz in der Hand zu siegen oder zu sterben und die seitdem das Ziel unzähliger Pilger ist und bleiben wird, so lange die Erde steht, sie sah auch unsern Wanderer in ihren Mauern.

Er kniete an dem glorreichen Grabe, das allen Gräbern auf dem weiten Erdenrunde die Trostlosigkeit genommen; er schritt die

Via Dolorosa hinan, den von der Tradition genau bezeichneten Schmerzensgang, auf dem der Herr von Pilatus Hause das Kreuz nach Golgatha trug; er stand auf Golgatha, wie auf dem Hügel Moria und der Höhe Zion — herniederschauend auf das alte Salem, das zum stolzen Jerusalem geworden, nunmehr zwischen dem dunklen Grün der Cypressen und der es umgebenden Hügelkette von Ruinen da lag wie eine Königin, die zur trauernden Wittwe geworden. Und weiter schweifte sein Blick über die ganze Umgebung, in das weite Land hinaus bis zu dem Spiegel des todten Meeres, hin über alle jene Stätten, an die sich die heiligsten, wichtigsten und interessantesten Erinnerungen knüpfen.

Dem Blicke nach lenkten sich Hermann's Schritte. Unermüdlich wanderte er auf dem geweihten Boden, doch auch das h. Land, es konnte ihn für die Dauer nicht halten. Ueber die schöne blaue See winkte ihm die heimische Erde. Sie zog ihn zurück und des mittelländischen Meeres herrliche Fluth durchschiffend, führte ein deutsches Schiff ihn zurück nach Cadiz, von wo aus er vor sechs Jahren die Fahrt in weite Fernen unternommen.

Nicht ganz so hoch wie „Verschiedene Wege", aber hoch genug können die ferneren Novellen Ludolff's gestellt werden, in erster Linie „Der Talisman".

Die Erfindung und die Composition der Handlung ist eine höchst glückliche. Ich will versuchen, sie in den äußersten Umrissen zu skizziren.

Richard Horstner lebt bei seinem Onkel, dem reichen Banquier Horstner, in den glücklichsten Verhältnissen. Sein Leichtsinn verführt ihn jedoch zur Verschwendung, so daß er, um dem Onkel seine Verlegenheit nicht bekannt werden zu lassen, zu Anleihen bei dem Cassirer des Hauses, Eckert, greift, und bei ihm tief in Schuld geräth. Die unbehagliche Lage Richard's wird noch dadurch gesteigert, daß sein kinderloser und verwittweter Onkel zu einer neuen Ehe mit einer schönen englischen Kunstreiterin Georgy schreitet, die in dem Neffen ihres Gemahls einen Nebenbuhler sieht. Sie will ihn verderben. Nachts muß ihr kleiner Bruder Leo von Richard's Finger den Brillantring ziehen und ihn ihr

bringen. Diesen legt sie in eine Schublade, und nimmt die zweitausend Thaler, die ihr Mann hineingelegt, heraus. Tag's darauf findet der alte Banquier den Ring, die Casse ist leer. Kurz darauf kommt Eckert und läßt wie zufällig seine Brieftasche fallen: es kommen Geldscheine an's Licht, die der alte Horstner sofort als die entwendeten erkennt. Eckert behauptet, er habe sie von Richard — nun ist das Schicksal des jungen Mannes entschieden. Seine Vertheidigung wird nicht angenommen, mit Schande beladen kehrt er in die Arme seiner Mutter zurück. Sie aber glaubt an ihn, und noch eine andere — seine Jugendgespielin Anna Dorner. Das wird sein Talisman. Den Bemühungen Richard's gelingt es, sich in einem geachteten Hause in Bordeaux Stellung zu verschaffen. Als er einige Zeit dort ist, besucht er einen Circus und findet dort, zu seinem unsäglichen Erstaunen, den kleinen Leo, den seine Schwester zu den Kunstreitern gesandt. Von ihm erfährt Richard, in welcher Weise man mit ihm verfahren. Er nimmt Leo mit sich, trifft zu Hause aber das intriguante Weib nicht mehr am Leben, sie ist mit ihrem Pferde gestürzt. Es klärt sich nun Alles auf, Richard wird wieder in Gnaden aufgenommen, und bald wirkt der „Talisman" in Horstner's Hause als jugendliche Gattin.

Das ist für den geringen Umfang der Erzählung doch eine recht inhaltvolle Handlung. Wäre die Darstellung von intensiverer Lebendigkeit und Wärme, fänden die Aeußerungen der Gefühle beredteren Ausdruck, so wäre die Erzählung vortrefflich zu nennen.

Die dritte Novelle Ludolff's „Die Tochter des Spielers", schließt sich insofern an die eben besprochene an, als einige Personen, deren Existenz in dem „Talisman" angedeutet wurde, hier handelnd auftreten. Der Inhalt ist folgender:

Lord Percy Graham hält in New-York einen Knaben, Eugen Burko, vom Selbstmorde zurück und bringt ihn zu seiner alten Amme, Miß Brenner. Dort bleibt er. Im Laufe der Jahre heirathet er die Tochter Miß Brenner's, und lebt mit ihr in glücklicher, mit einer Tochter, Helene, gesegneten Ehe. Lord Percy wandert inzwischen planlos in der Welt umher; er liebt seine schöne Verwandte, Elisha Melville. Diese aber berechnet klug, daß nicht Percy, sondern sein Bruder Edward Erbe der ungeheuren Familiengüter wird; sie wartet deshalb, ob nicht dieser ihr einen Antrag mache. Aber vergebens. Edward wird durch einen Unglücksfall dem Tode nahegebracht und vertraut auf dem Sterbebette seiner Verwandten: daß er in Paris heimlich eine Gattin, mit der er rechtlich getraut, und ein Kind habe. Elisha verspricht für sie zu sorgen, schreibt aber gleichzeitig an Percy, daß sie seine Werbung annehme, und datirt ihren Brief vom Tage vor dem Unglücksfall. Nach Edward's Tode reist sie nach Paris, wo sie zu ihrem namenlosen Schrecken findet, daß das Kind Edward's ein Knabe ist. Die Mutter des Kindes stirbt plötzlich, Elisha nimmt den Knaben und die auf die Ehe Edward's bezüglichen Papiere mit sich und giebt ersteren einer alten Frau in Pflege. Zu Hause sagt sie nichts; denn wenn sie es gethan, hätte Percy nicht als Erbe seines Bruders auftreten können, und sie wäre nicht die Gattin eines reichen Mannes geworden. So ist sie denn Percy's Gemahlin. In Amerika ist Burko inzwischen der Spielwuth anheim gefallen, seine Frau gestorben, sein Kind bei Verwandten in Deutschland, er selbst lange Zeit im Gefängniß. Sobald er frei geworden, holt er seine Tochter aus Deutschland und zieht mit ihr nach Paris. Sie sieht bald ein, daß er sein glänzendes Leben nur dem Spiele zu danken hat, sie bemüht sich, ihn abzuhalten, aber vergebens. So ziehen sie in der Welt umher. Auf diesen

Reisen findet Helene ihren Jugendfreund, Leo Grant, der sie innig liebt. Beider Herzen finden sich. Die Studien Leo's machen wieder eine Trennung nöthig; nach Verlauf dieser Zeit ist Helene aber verschwunden. Leo forscht nach, und die Spur führt ihn nach London, freilich erfolglos.

Burko lebt aber doch in London mit Helene, in übeln Verhältnissen. Ein früherer Spielgenosse Burko's, Lord Elmswater, Elisha's und Percy's Sohn, will Helene heimlich zur Ehe, sie weist ihn aber stolz ab. Der Lord verunglückt in seinem Wagen — Leo ist gerade zur Stelle, er bringt die Leiche zu Lord Percy's Palast. Elisha's Schmerz ist grenzenlos — und da sieht sie Leo, das leibhaftige Ebenbild Edward's. Ihr Gewissen regt sich. Sie legt ihrem Gatten ein offenes Geständniß ab, und dieser thut schleunigst alle Schritte, um das begangene Unrecht zu sühnen. Leo wird Herr von Elmswater. Nach einiger Zeit findet er auch Helene und macht sie zu seiner Gattin.

Wie man sieht, laufen hier bis zum Schluß zwei Handlungen unvermittelt neben einander, erst am Schluß berühren sie sich, aber auch da noch ist die Verbindung eine ziemlich lose. Haupthandlung ist doch, ihrer Bedeutung nach, nicht etwa die Geschichte Burko's und Helenens, sondern die Percy's, Elisha's und Leo Grant's. Die Streifzüge Burko's nehmen einen großen Raum ein, und fördern doch die Handlung nicht im Mindesten. Die künstlerische Haltung der Erzählung würde viel gewonnen haben, wenn die Verfasserin die Erlebnisse des Spielers bedeutend gekürzt hätte.

Außer diesen drei Erzählungen hat Ludolff noch einen Band kleinerer herausgegeben, die im Wesentlichen dieselbe Physiognomie zeigen. Ueberall gute Erfindung, mit nicht immer guter Composition, und geschmackvolle Darstellungsweise. Bedeutend, den schon charakterisirten gleichstehend, ragt unter diesen die Erstlingserzählung „Die unsichtbare

Hand" hervor. Der seltsame sensationelle Titel wird durch den Verlauf der Novelle durchaus nicht gerechtfertigt, er würde besser in einen andern umgewandelt. Die unsichtbare Hand spielt nur in dem Traume eines jungen Mädchens eine höchst unschuldige Rolle, greift aber nirgend einflußreich in die Handlung ein. Oder soll die unsichtbare Hand das Walten Gottes bedeuten? In diesem Falle ist die Handlung nicht danach angelegt, es mit Evidenz erkennen zu lassen.

Hildegard Bolten lebt als Waise bei ihrem Onkel, dem Buchhalter Bolten. Freude hat sie nicht im Hause; denn von der Frau ihres Onkels wird sie gar nicht geachtet. Vor einigen Jahren ist ihr Vater gestorben, ein berühmter Professor, aber ein armer Mann; ihr Verlobter Hermann Fels ist in ferne Länder gegangen, um sich in seinem Fache, der Medizin, weiter auszubilden und das noch mangelnde Vermögen zu erwerben. Schon zwei Jahre wartet Hilda auf seine Rückkehr, stets aber denkt sie mit Vertrauen seiner letzten Worte und wahrt in Treue den schmalen Goldreif, den er ihr zurückgelassen.

In Hilda's trostloses Dasein fällt endlich ein heller Glücksstrahl. Ihre Tante von mütterliche Seite, die Freiin von Gerolding, ladet sie ein, zu ihr kommen und bei ihr zu bleiben. Hilda schwankt keinen Augenblick, die Einladung anzunehmen, wenngleich sie nicht mit leichtem Herzen die Reise antritt. Der Empfang bei der Tante ist indessen herzlicher, als Hilda erwartet hatte. Sie befindet sich zum ersten Male seit langer Zeit wieder recht heimisch und behaglich. Nach wenigen Tagen aber schon kommt ein tiefes Leid über sie: sie liest in einer englischen Zeitung, daß ein Schiff untergegangen sei, und sich unter den Verunglückten auch Dr. Fels befinde. Eine schwere Krankheit ist die Folge dieser entsetzlichen Entdeckung. Nach einigen Monaten erst

genest sie. Nach dieser Zeit kommt der Neffe der Freiin, Leo von Gerolding, auf das Schloß zu Besuch. Er ist ein nicht böser, aber leichtsinniger junger Mann, der zum Zeitvertreib der schönen Cousine den Hof macht. Die Tante hat jedoch höhergehende Plane. In einem intimen Gespräche mit ihrem Neffen eröffnet sie demselben, daß sie ihr Testament, worin sie ihn zum Universalerben eingesetzt, nicht bestehen lassen könne, daß sie vielmehr ihr Vermögen zwischen Hilda und ihm theilen müsse. Wenn er jedoch geneigt sei, Hilda zu heirathen, so wolle sie Alles beim Alten lassen. Leo bedenkt sich nicht lange. Hilda ist ja ein schönes und gutes Mädchen, er selbst ist ein ungemein liebenswürdiger Mann, sie wird also mit Vergnügen ja sagen. Indessen ist die arglose Hilda nicht so schnell dazu bereit, nur einer Quasi-Ueberrumpelung von Seiten der Tante giebt sie nach, und wird Leo's Braut. Der junge Lebemann macht an der Seite seiner schönen, edlen Verlobten innerlich die besten Vorsätze — sobald er aber in die Residenz gekommen, verfliegen sie vor den glühenden Augen seiner früheren Geliebten, Blanca von Trelo. Das schöne intriguante Weib weiß ihn wieder ganz an ihren Siegeswagen zu fesseln und ihm den Gedanken einer Aufhebung seiner Verlobung nahe zu legen. Nur der Gedanke an seine Tante hält ihn zurück. Indessen schwindet auch diese Rücksicht: seine Tante stirbt am Schlage. Leo ist nun Alleinerbe. Uneingedenk des Wortes seiner Tante, daß Hilda die Hälfte des Vermögens erben solle, wenn Leo sie heirathe, löst dieser die Verlobung, und hält sich streng an die Bestimmungen des Testamentes. Hilda's Schmerz, zum zweiten Male in ihrem Vertrauen getäuscht zu sein, ist unsäglich. Sie nimmt das Legat in Empfang, und zieht sich mit der Gesellschafterin ihrer verstorbenen Tante, Fräulein Berger, in tiefe Zurückgezogenheit zurück. Aber das Auge der Liebe findet sie doch,

Hermann Fels erscheint plötzlich in ihrem Hause. Er war bei jenem Schiffbruch glücklich gerettet.

Nach fünfzehn Jahren finden wir Hilda als glückliche Gattin an der Seite ihres Hermann, und muntere Kinder umspielen sie. Leo und Blanca sind dem Abgrunde rasch zugegangen: Beide sind Schauspieler geworden, und Leo stirbt elend in den Armen Hermann's und Hilda's.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Adalbert Stifter.

Daß Stifter einen so großen Ruhm erlangte, daß seine Schriften in so weite Kreise drangen und gern gelesen werden von allen Freunden edlerer Lectüre, hat er, abgesehen von seinen dichterischen und künstlerischen Vorzügen, wohl in erster Linie der tief sittlichen Haltung, der moralischen Hoheit all' seiner Werke zu danken. Es dürfte kaum irgendwo eine Stelle zu finden sein, die man im Interesse der weiblichen und jugendlichen Leser lieber hinweg wünschte; Alles ist durchweht von dem Hauche jungfräulicher Reinheit; Inhalt und Geist, Handlung und Wort tragen den Stempel echtester Frömmigkeit, echtesten Seelenadels und rührender Herzens-einfalt. Es ist nicht künstlich gemachte Frömmigkeit, nicht äußerlich aufgetragene Farbe, sondern des Dichters innerste Natur. Sowenig wie das Blatt des Baumes ein anderes Colorit zeigen kann als das ihm von der Natur bestimmte, sowenig kann Stifter in seinen schriftstellerischen Erzeugnissen seine Natur verläugnen: christlich, fromm, aus innerstem Herzen katholisch. So ist der Gesammt-Eindruck seiner schriftstellerischen Arbeiten. Will man indessen nach einzelnen Stellen suchen, seine Katholicität zu beweisen, so ist es gar nicht schwer, solche zu finden. Nur ein Katholik kann den Gebrauch des Weihwassers so begreifen und andeuten, wie es Stifter (Studien III 35, Bunte Steine 51) gethan; so von der Verehrung zur Gottesmutter und dem hl. Meßopfer

sprechen, wie Stifter (Bunte Steine 50. 226); so die heil. Handlungen schildern, wie Stifter (Studien II 288). Ist man damit aber nicht zufrieden, will man es aus seinem eigenen Munde hören, so findet sich in „Bunte Steine" auf S. 173 eine Belegstelle. Er spricht dort von den Festen der katholischen Kirche und hebt folgendermaßen an: „Unsere Kirche feiert verschiedene Feste, welche zum Herzen dringen. Man kann sich kaum etwas Lieblicheres denken als Pfingsten, und kaum etwas Ernsteres und Heiligeres als Ostern." U. s. w.

Indessen können solche Stellen wenig beweisen, der Geist des Ganzen ist allein maßgebend. Stifter legt seine Gesinnung in die Handlung, er läßt sie unvermerkt auf den Leser wirken, sie weht ihm wie Duft aus der Blüte wohlthuend entgegen. Es ist ein kindlich frommer Geist, der mit freudiger Gläubigkeit den Satzungen der Kirche folgt, wenig weiß von den Wirrnissen modernen Lebens, und sich unwillig abwendet von Allem, was mit dem Anstrich des Ungewöhnlichen, Außerordentlichen eintritt in den eng umgrenzten, friedlichen Kreis seines Daseins. Wir finden nirgend in Stifter's Werken Begebenheiten und Ereignisse, die bedeutend abweichen von dem gewöhnlichen Gange des Lebens; jeder Leser kann sagen: das ist auch mir schon passirt, oder es ist gar nicht ausgeschlossen, daß es an einem der nächsten Tage geschieht. Nur einmal geht Stifter über diese Grenze hinaus, in „Abdias", aber nicht zu seinem Vortheil, denn er hat märchenhafte Motive in den sonst so natürlichen Verlauf der Erzählung verwebt. Stifter hat in der That nur ein geringes Erfindungs- und Combinationstalent, oder vielmehr, er versteht es nicht zu finden, Geschehenes zusammenzufassen, Eigenes mit dem Thatsächlichen innig zu verschmelzen, und so ein reich gegliedertes dichterisches Kunstwerk zu schaffen. Andererseits könnte man freilich auch vermuthen, daß Stifter mit wohl berechneter Absichtlichkeit seinen Werken

einen so hohen Grad von Schlichtheit verlieh. Denn er betont in der Vorrede zu „Nachsommer" ausdrücklich, daß er einfach sein wolle gegenüber der Gespreiztheit der modernen Dichtkunst, die ihrem Verfalle zugehe. Mordgeschichten voll leerer und schlechter Menschen wolle er nicht liefern. Indessen dürfte diese Selbstvertheidigung nur den Mangel an Erfindungskraft verdecken sollen; wer erfinden kann, der wird es nicht lassen wollen. Daß es Stifter aber nicht kann, beweisen seine Werke. Am frappantesten die historische Erzählung „Witiko". Was geschieht in den drei Bänden des weitläufigen Romanes? Ein Minimum! Witiko kämpft für Herzog Wladislaus, verlobt sich, verheirathet sich und setzt sich zur Ruhe. Von romantischen Zuthaten zum geschichtlich Feststehenden ist nicht die Rede. Gerade so ist es in „Nachsommer". Der Kern der ganzen Erzählung läßt sich mit wenigen Worten wiedergeben. In „Der Hochwald", „Die Mappe meines Großvaters", „Der Hagestolz", „Das Haidedorf" ist die Handlung die denkbar einfachste. In „Feldblumen" ist sie ein wenig complicirter, aber noch weit entfernt von einer novellistischen Verwicklung.

Aber, wird man fragen, womit füllt denn Stifter seine Bogen und Bände aus? Die Antwort ist leicht: mit den eingehendsten Schilderungen der Menschen, der Dinge und der Natur. Stifter ist seiner ganzen Anlage und Neigung nach dichterischer Maler. Liest man Novellen wie: „Der Hagestolz", „Der Hochwald", „Die Mappe meines Großvaters", so wird man sofort gewahr, daß nicht die Handlung es ist, derentwegen der Dichter seine Phantasie in Thätigkeit setzt, sondern die Beschreibung, die Schilderung, und eben deshalb vermag man Stifter's Werke nicht leicht in eine der stehenden Kategorien der Dichtkunst einzurangiren. In erster Linie ist es die Natur, in ihren unzähligen Gestaltungen und Erscheinungen, der er seine ganze

Aufmerksamkeit und Sorgfalt widmet. Unstreitig geht er darin weiter, als es die Gesetze der Dichtkunst erlauben. Welchen Eindruck macht es, wenn die Schilderung des Hochwald's nicht weniger als dreißig Seiten, die Darstellung von Victor's Wanderung zu seinem Oheim in „Der Hagestolz" nicht weniger als ein und fünfzig Seiten einnimmt, während der ganze Umfang der ersten Novelle nur neunzig, der zweiten nur hundertzehn Seiten umfaßt! Das ist doch ein entschiedenes Mißverhältniß, man verliert das Ziel ganz aus den Augen, man verirrt sich in dem üppig wuchernden niedrigen Gestrüpp, anstatt unter lichten Bäumen zu wandeln. Der Leser geht mit den handelnden Personen spazieren, bewundert mit ihnen die Schönheiten der Natur, aber schließlich wird man verstimmt, daß immer die erwartete Handlung noch nicht eintritt. Dazu kommt, daß Stifter keineswegs blos das Große, Erhabene der Natur darstellt, sondern auch das Winzige, Verschwindende mit gleicher Behaglichkeit. Für ihn hat Alles, was draußen webt und lebt, wächst und singt, seine Bedeutung. In gleichem Werthe steht bei ihm der Berg wie der kleine Hügel, der Wald wie der kleinste Strauch, die größte Blume wie das winzigste Gräschen, Alles umfaßt er mit gleicher Innigkeit. Auch das ist ein Mißverhältniß, wie es sich namentlich in „Der Nachsommer" zeigt. Seitenlange Beschreibungen widmet er den verschiedenen Rosen- und Obstbaumarten, nicht als ob er eine Erzählung, sondern ein Handbuch der Rosen- und Obstcultur zu schreiben habe. Man braucht nicht einmal, wie es vielfach Kritiker gethan haben, auf Lessing's ästhetischen Codex, auf „Laokoon" zurückzugehen, um derartige ausschweifende Schilderungen zu verurtheilen; jeder Leser fühlt das Unberechtigte heraus.

Häufig genug aber ist er in der Lage, dem Dichter dankbar zu sein für seine Schilderungen und ihm seine

Ausführlichkeit zu verzeihen. Denn Stifter ist Meister in der Naturmalerei, er ist dichterischer Maler aus innerstem Drange, aus innigster Liebe zur schönen Natur. Wie es Victor auf seiner Wanderung zum fernen Oheim geht, so dem Dichter: sein Herz geht auf in der unermeßlichen Natur und vergißt die kleinen Leiden und Miseren der Alltäglichkeit. Und was er empfindet inmitten unendlicher Schönheit, das vermittelt er kunstvoll dem Leser. Es mag kaum einen Dichter, Sealsfield vielleicht ausgenommen, geben, der Aehnliches geleistet hat. Sealsfield übertrifft Stifter an Großartigkeit der Auffassung und Glut des Colorits — aber Sealsfield hatte auch vor sich das üppig wuchernde Leben der Tropе, und das erklärt Alles — dagegen steht er weit unter Stifter an gründlicher, durch tiefes Studium erworbener Kenntniß der Naturerscheinungen. Wer im „Condor" die Lichteffecte der oberen Regionen so meisterhaft zu schildern versteht, hat mehr gethan, als bloß die Wolken ziehen sehen. „Derartige Schilderungen des Details, mag das Auge des Malers auch ihre seltensten Farbenspielungen beobachten, sind doch nur möglich auf Grund naturwissenschaftlicher Studien, denen sich das Naturleben mit allen seinen Geheimnissen erschließt." (Gottschall.) Die Kunst besteht darin, das auf dem untersuchenden Wege des Verstandes Ergründete dem Leser dichterisch zu vermitteln. Es darf nicht ein Abwägen von Ursache und Wirkung sein, sondern zwanglos, ohne Andeutung des inneren nothwendigen Zusammenhanges, muß die Wirkung aus der vorher geschilderten Ursache hervorgehen. Das darzustellen ist Stifter unerreichter Meister. Eine einzige Stelle wird es dem Leser zu beweisen vermögen:

„Victor war nie auf einem so großen Wasser gewesen. Das Dorf zog sich zurück, und die Wände um den See begannen sehr langsam zu wandern. Nach einer Weile streckte sich eine buschige Land-

zunge hervor, und wuchs immer mehr in das Wasser. Endlich riß dieselbe gar von dem Lande ab und zeigte sich als eine Insel. Gegen diese Insel richteten die zwei Rudernden ihre Fahrt. Je näher man kam, desto deutlicher hob sie sich empor, und desto breiter wurde der Raum, der sie von dem Lande trennte. Ein Berg hatte ihn früher gedeckt. Man unterschied endlich sehr große Bäume auf ihr, Anfangs so, als wüchsen sie gerade aus dem Wasser empor, dann aber auf bedeutend hohem Felsenufer prangend, das fallrecht mit scharfen Klippen in die Flut nieder ging. Hinter dem Grün dieser Bäume wanderte ein sanfter Berg, der von dem Abende lieblich geröthet war." (Studien III 45.)

Das ist, trotz der hohen Einfachheit des Gegenstandes, eine kunstvolle Schilderung. Die optischen Effecte sind genau berechnet und anschaulich zur Darstellung gebracht. Ferner:

„Es war unterdessen schon der Abend gekommen. Einige Berge lagen mit dunklen Wolkenstücken in Umarmung, andere ragten wie glühende Kohlen aus den Trümmern und Inseln des blassen Himmels, schillerten ungesehen über dem Haupte des Jünglings." (Studien III 92.)

Es würde zu weit gehen, wollte ich weitere Schilderungen als Beispiele ausheben; eine jede Erzählung Stifter's bietet deren in Menge. Je kürzer sie sind, desto mehr Genuß bieten sie dem Leser. Namentlich „Das Haidedorf" und „Abdias" haben wahre Perlen echter Landschaftsmalerei aufzuweisen. „Ueberall zeigt sich, wie Carus Sterne treffend hervorgehoben, das Bestreben, uns eine besondere, mit Malertakt ausgewählte Landschaft vorzuführen, in allen Beleuchtungen, welche ihr die Tageszeit, in allen Wandlungen, welche ihr der kreisende Gang der Monate zu geben vermag. Unübertrefflich sind insbesondere die Waldstudien, die Schilderungen des Waldes, mit seinem belebenden Hauche, mit seiner Urfrische und immer neuen wechselnden Gestaltung, wie er das Gebirge hinanklettert, und sich in zauberhaften Durchblicken nach den Thälern öffnet, dunkelumlaubte Bilder in leuchtenden Farben bietend." (Janssen.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stifter's Neigung zu eingehenden Beschreibungen zeigt sich auch bei den Verrichtungen und Gegenständen des gewöhnlichen Lebens. Witiko's Besuche, die erste Praxis des Urgroßvaters in „Aus der Mappe meines Urgroßvaters", die Reisen des „Ich" in „Der Nachsommer", Essen und Trinken, Pferdeabspannen und Pferdetränken, Alles wird haarklein beschrieben. Wie weit das gehen kann, mag folgende Schilderung eines höchst einfachen Vorganges beweisen:

„— — so fing er im Winter, ehe die Erde fror, einen Zaun um die Wiese zu ziehen an, fuhr im nächsten Frühjahre damit fort, bis, ehe die Blümchen die ganze Wiese weiß und gelb überzogen, dieselbe von allen Seiten mit einem starken stattlichen hohen Gehege umgeben war. Er hatte die Pfähle aus Eichen gemacht, und unten anbrennen lassen, daß sie doch eine gute Zahl von Jahren hielten. Die Spelten zu den Mittelstücken waren Tanne, schlank gespalten und gut in einander geflochten — eine Art, wie man bei uns bis dahin die Zäune nicht gemacht hatte, und wie sie ihm in andern Ländern, die er früher besucht hatte, vorgekommen waren. Zur Einfahrt der Wägen in die Wiese hatte er eine Holzgitterthür machen lassen, die mit einem eisernen Schlosse verschlossen war. Schlüssel dazu wurden sieben verfertigt u. s. w." (Studien II 50.)

„Der Knecht holte nun eine Magd, welche in einem Kübel Wasser, dann Stroh und Sand brachte, um damit eine der hölzernen Kufen zu scheuern, die als Pferdefuttertrog vor dem Hause standen. Der Reiter war von seinem Tische aufgestanden, sah der Arbeit zu und leitete sie. Als sie fertig war, wurde die Kufe vor sein Pferd gestellt. Der Reiter nahm nun selbst den flachen, länglich runden Korb, in dem der Knecht Haber gebracht hatte, in seine Hände, schüttelte den Haber, und gab einen Theil davon, mit seinen Händen abmessend, dem Pferde in die Kufe. Als dieses davon fraß, und in seinem Essen fortfuhr, ging der Reiter wieder zu seinem Tische, setzte sich dort nieder und sah vor sich hin.

Nachdem eine gehörige Zeit vergangen war, stand der Reiter wieder auf und ging zu seinem Pferde. Er ordnete ihm neuerdings sein Futter, und gab ihm jetzt auch Heu, welches der Knecht gebracht hatte. Er blieb nun bei dem Pferde stehen." (Witiko I 11.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergebens fragt man sich: Was bezwecken so eingehende, immer wiederkehrende Schilderungen von Alltäglichkeiten, von Verrichtungen, die der Feder eines Dichters in keiner Weise würdig sind? Homer durfte das thun, aber wir leben denn doch in einer anderen Zeit, und ein moderner Homer würde mit ein paar Worten darüber hinweg gehen. In der monströsen historischen Erzählung „Witiko" nimmt die durchaus nicht interessante Versammlung der Herzoge und Bischöfe 56 Seiten, das Gericht über Witiko 30 Seiten, historische Erörterungen 22 Seiten ein. Das ist durchaus gegen die Natur des historischen Romanes, in dem Alles — weltgeschichtliche Situation, Charaktere und Conflicte — ungezwungen aus der Handlung hervorgehen sollen.

Daß sich Stifter's Neigung auch auf die Costümmalerei und all' das Beiwerk eines historischen Romans erstreckt, ist klar. Ueberall dieselbe in's Minutiöse gehende Detailmalerei. Sogar der Stil hat vielfach darunter gelitten, wie folgende Proben beweisen mögen:

„An dem Wege des Wanderers wallten oft die Wellen des Korn's, das Jemanden gehören mußte, Zäune umgaben es, die Jemand gezogen haben mußte." (Studien III 39.)

„Er knöpfte den Rock, den er an hatte, fest zu." (Studien III 113.)

„Als er mit dem Spruche fertig war, nahm er eine Kristallflasche, die hinter ihm auf einem Brette gestanden war, schenkte sich aus der Flasche einen Wein, der in derselben enthalten war, in ein Glas, das er in der Hand hielt. (Studien III 113.)

„— — wenn wir den Fuchs aus dem Schnee, in den er sich verfiel, austreten mußten." (Studien III 73.)

Und solcher Beispiele könnte ich eine ganze Menge anführen, zum Beweise, wie sehr Stifter's Talent sich mit dem Ueberflüssigen beschäftigt, wie wenig er das rechte Maß kennt.

Das Alles sind große Mängel, allerdings, aber sie vermögen unserm Dichter von seiner Bedeutung nichts zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rauben; hätte er sie nicht, wäre er noch höher zu stellen, aber er ist auch so noch groß genug. Es liegt in seinen Skizzen und Novellen ein Schatz von Poesie verborgen, reich genug, ein Dutzend moderner Erzähler glänzend auszustatten. Doch der Schatz liegt tief; wer ihn finden und sich an seiner schimmernden Pracht erfreuen will, muß in sich selbst die Wünschelruthe tragen; wer sie nicht hat, wird die meisten der Stifter'schen Novellen gänzlich unbefriedigt aus der Hand legen, ja, wer Dichterwerke nicht anders zu lesen gewohnt ist, als nach einem opulenten Mittagsmahle behaglich auf dem Sopha ausgestreckt, wird bald in Morpheus' Armen liegen. Stifter setzt bei seinen Lesern ein so überaus feines Empfindungsvermögen voraus, als er selbst es besitzt, er verlangt vom Leser ein mit der Lupe bewaffnetes geistiges Auge, ein Hineinleben in die zartesten Gefühle des menschlichen Herzens. Wer nur am Aeußerlichen haftet, nur für grobe Eindrücke empfänglich ist — der greife nicht nach Stifter's Werken, er findet nicht die Spur des Gesuchten. Denn über Allem, was Stifter in den „Studien" geschrieben, schwebt ein idealer Hauch: Begebenheiten und Charaktere sind durchaus nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erhoben — aber wie ist Alles dargestellt! Des Dichters Kunst schleift kostbare Diamanten aus werthlosen Feldsteinen, die als keines Menschen Eigenthum offen auf dem Boden liegen. Wie der Dichter das erreicht, ist sein Geheimniß; es zu ergründen wäre so erfolglos, wie der Versuch, den Ursprung des Blumenduftes zu erforschen. Die Analyse zerpflückt die Blume, der Duft entschwebt in lichte Regionen, der kahle Stengel aber bleibt zurück; wer den größten Schaden dabei hat, das ist der Zuschauer, hier der Leser. Wer Stifter kennen lernen will in seiner ganzen Größe, muß zu seinen Werken greifen. Glänzte er durch hervorragende Erfindungsgabe, so wäre es ja leicht, seine Dichtungen zu charakterisiren;

aber es liegt eben Alles in der Zartheit der Empfindung, in der Feinheit der Darstellung. Wer vermöchte in einem noch so eingehenden Referate die überreichen Schönheiten einer Novelle wie „Feldblumen" wieder zu geben, die Großartigkeit des „Abdias", die tiefrührende Anmuth des „Hagestolz"? Wer wollte ihn wiedergeben, den reizenden, so leicht hüpfenden und doch so tiefsinnigen Humor in der erstgenannten Novelle? Den melancholischen Reiz der Novelle „Das alte Siegel"?

Am schönsten zeigt sich unstreitig die Eigenartigkeit des Stifter'schen Talentes in der Novelle „Feldblumen". Wie bescheiden der Titel! Es sind Blumen, die durch die Kraft und Sattheit des Colorits an exotische Gewächse mahnen, denen aber die Weichheit und Innigkeit heimischer Blumen nicht fehlt. Die einfache Herzensgeschichte ist von großer Schönheit, die Charaktere sind durchweg brillant. Namentlich ist der Erzähler selbst eine äußerst liebenswürdige Person, die uns ganz für sich einnimmt. Von welch' reizendem Humor sind die Briefe des Helden an Titus durchweht, ein Humor, der uns Einblicke in ein reiches und tiefes Gemüth verstattet.

„Ein Tagebuch ist eigentlich nur für den Führer desselben ansprechend, und ich müßte Dich schlecht lieben, mein Titus, wenn ich Dich erbarmungslos durch alle Tage meines Kalenders schleppte. Als wir an jenem Abende auf dem Rigi, mitten unter kalten Reisebeispielen von Engländern, Beide zwar so arm wie Kirchenmäuse, aber toll und lustig genug, Abschiedsfeste feierten, und in unserer Lyrik erst unsere Namen tauschen wollten, dann aber dieses sogar zu dürftig fanden, und versprachen unser ganzes künftiges Leben auszuwechseln d. h. uns gegenseitige gewissenhafte Tagebücher zu senden. — Als Alles dies vorfiel, konnte es doch unmöglich so gemeint sein, daß ich Dir jeden kahlen Tag übermache, der mich in dieser Hauptstadt überfällt, welche Hauptstadt mir oft kleinstädtisch genug und abgeschabt verkommt, gegen die freie gewaltige Residenzstadt der Natur. Du bist wohl noch der alte Narr, und ein hiesiger Freund, oder besser gesagt, nur ein

Bekannter, den ich unlängst erwarb, Amselm Ruffo, sagte, ich sei auch ein großer, aber unschädlicher, d. h. für Andere, mir selber aber beständig im Lichte. Es kann sein, und wenn Du eine stichhaltige Beschreibung eines Narren auftreibst, so sende sie schleunigst, dann läßt sich die Sache eher entscheiden — bis jetzt wußte ich keine. Bleibe fürerst nur der liebe, gute, schönheitsbegeisterte Narr, als welchen ich Dich kenne und ich will Dich einige Millionenmal mehr lieben, als die andern gescheidten Leute." (Studien I 34.)

Ein nicht minder kunstvoll gezeichneter Charakter ist der „alte drollige" Engländer Aston, der mit erstaunlicher Gewissenhaftigkeit für Freude und Vergnügen sorgt, sich tagelang mit Geheimnissen herumträgt, die schon Jedermann weiß. Die Mädchengestalten sind von hoher Anmuth und Frische. Die Heldin der Novelle, Angela, ist eine Idealgestalt aus Jean Paul'schen Regionen; man glaubt jeden Augenblick, sie müsse unseren Augen entschwinden.

Auch in Bezug auf die Schilderung ist Stifter in dieser Novelle am glücklichsten gewesen, die Schattenseiten seiner Malerei verschwinden völlig. Eine herrliche Schilderung enthält z. B. der zweite Brief, „Veilchen" überschrieben.

In „Abdias" zeichnet uns Stifter in großartigen Zügen das Bild eines Abkömmlings des auserwählten Volkes, aber ohne die Schattenseiten eines modernen Juden. Dieser Jude stößt uns nicht ab, im Gegentheil, er hat unsere ganze Sympathie. Wir bewundern die unbeugsame Energie seines Wesens, eine Energie, die nie das Ziel des Lebens aus dem Auge verliert, und, tausendfach zurückgeworfen von den Wogen des Lebens, immer wieder dem Ende zustrebt; die es sich nicht verdrießen läßt, stets wieder von vorn anzufangen. Abdias kennt nicht Ruhe, nicht Rast; Gold sammeln, reich und mächtig werden ist die Aufgabe seines Lebens. Mögen alle Schrecken der Wüste ihn bedrohen, räuberische Menschenhände ihn von Allem entblößen — er kennt keine Furcht und kein Genügen. Seine stolze Natur sehnt sich

nach Macht und Ansehen. Wenn er auf seinem Wüstenrosse thront, dann erweitert sich seine Brust; Räuber kommen:

„Abdias selber wurde empor gerissen, er hatte sein schwarzes Angesicht hoch gehoben, seine Narben waren Feuerflammen, die Augen in dem dunklen Antlitz weiße Sterne, der Mund rief weittönend und in Schnelle die tiefen Araberlaute aus, und wie er, die Brust gleichsam in Säbelblitze tauchend, immer tiefer hineinritt, hatte er den dunklen dürren Arm, von dem der weite Seidenärmel zurückgefallen war, von sich gestreckt, wie ein Feldherr, der da ordnet."

Für wen ringt Abdias? Für sein Weib Deborah, das ihn nicht liebt, weil die Blattern ihn häßlich gemacht, für sein Kind Ditha, dem Gott das Augenlicht nicht geschenkt hat. Das ist mit so erschütternder Treue dargestellt, daß man sich tiefer Rührung nicht erwehren kann.

In „Der Hagestolz" löst Stifter das Problem, die verknöcherte Seele eines alten Menschenfeindes weich werden zu lassen, durch den Einfluß eines jugendlichen Herzens. Es ist hochdichterisch, wie des Alten Seele nach und nach erzittert unter dem Drucke einer seit Jahren umgewohnten Gefühlsregung; wie sie sich gleichsam sträubt gegen die Tyrannei „unmännlicher Schwäche"; und wie schließlich die edle Natur siegt über die Kruste bitterer Erfahrungen.

Stifter läßt den Empfindungen nicht allzu großen Raum. Er öffnet uns nicht das Herz des Individuums, daß wir mit größter Klarheit sehen, was in ihm vorgeht; sondern aus den Handlungen muß der Leser sich ein Bild des augenblicklichen Gemüthszustandes machen. Das ist echt künstlerisch und wirkt am eindringlichsten auf die Phantasie des Lesers. Unwillkürlich, unbewußt, mit Blitzesschnelle empfindet unsere Seele, was augenblicklich das Herz einer Person freud- oder leidvoll bewegt. Der Dichter drängt uns nimmer eine Empfindung auf, er verlangt gar nicht von uns, daß wir das Dargestellte mit gleicher Innerlichkeit empfinden; aber er weiß, daß Leser von gleicher Feinfühligkeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht anders empfinden werden als er. Macht es doch auch er nicht anders, den wir seit Jahrhunderten als den Meister epischer Darstellungsweise bewundern, der alte Homer! Wie zart, gleichsam verschämt, deutet er an, was die Seele der holden Nausikaa erzittern läßt in ungewohnten Schwingungen, als sie den „göttergleichen" Odysseus einkehren sieht in die traute Behausung ihres Vaters! Keine blendende Schilderung — die einfache Thatsache bietet Homer seinen Lesern. Man hat den alten Dichter der Empfindungslosigkeit beschuldigt, während dieser Vorwurf dem empfindungslosen Leser gemacht werden muß.

Es kann indessen nicht geläugnet werden, daß in den jüngeren Werken Stifter's, namentlich in „Witiko", eine Marmorkälte herrscht, die den Leser eisig berührt. Was Kunst sein soll, erscheint hier als Manier. Und das geht so weit, daß in „Witiko", in allen drei Bänden, nicht ein einziges Mal gelacht wird! Welch' ein Unterschied gegen die Wärme der kleinen Novellen!

Auch im Stil stehen die drei Bände der „Studien" höher als alles Andere, was Stifter geschrieben. Manchmal werden wir an Jean Paul erinnert, manchmal an Goethe. Hier Bilderfülle, prächtige Gleichnisse, überraschende Wortspiele — dort vornehme Ruhe, vorsichtig berechneter Periodenbau mit den gewähltesten, elegantesten Wendungen. Stellen wie:

„Im Uebrigen reitet er unterschiedliche Steckenpferde und thut seiner Kappe jährlich ein paar Schellen und sauberes Pelzwerk zu, was ihm wohl Du und ich am wenigsten verargen können, denen gewiß derlei Glocken und Streitrosse nicht ausbleiben werden. Und am Ende ist mir ein phantasiereicher Greis mit seinen paar zugehörigen Narrheiten lieber, als jene erloschenen Menschen, die sich vorgestorben sind und ihren Körper, wie das leere Fach der Seele hinfristen."

(Studien I 51.)

„. . . . arglos eine wahre Rumpelkammer eines Herzens aufthut, worin Plunder und Kleinodien liegen, die nur Niemand geordnet hat, weil die einzige Hand, die es konnte, und der er es mit geduldigster Liebe überlassen hätte, längst schon im Grabe liegt — die seiner Gattin, deren leise, schöne Tritte in der Plunderkammer oft deutlich sichtbar werden, wenn der Zufall das eine oder andere unnütze Tuch von ihnen abhebt." (Studien I 51.)

„Mozart theilt mit freundlichem Angesichte unschätzbare Edelsteine aus, und schenkt jedem etwas; Beethoven aber stürzt gleich einen Wolkenbruch von Juwelen über das Volk; dann hält es sich die Hände vor den Kopf, damit es nicht blutig geschlagen wird, und geht am Ende fort, ohne den kleinsten Diamanten erhascht zu haben." (Studien I 58.)

„Er war ihr wieder gegenüber gesessen, sein leuchtendes Antlitz zu ihr empor gewendet, umwallt von dem flüssigen Gold der Haare, angeschaut von den zwei vollen Sternen ihrer Liebe." (Studien I 229.)

könnte Jean Paul geschrieben haben. In „Witiko" dagegen haben wir den reinen Chronikenstil mit seinen seltsamen Schnörkeln und Zickzack-Linien. Das soll naiv sein, ist aber nur affectirt. Hier kann Stifter nicht sagen, wie er es in der Vorrede zu „Der Nachsommer" thut: er habe in der Form die Einfachheit der Antike vor Augen gehabt, und viele, besonders moderne Leser, würden verblüfft sein, weil die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden wären. Ich möchte glauben, daß über Stifter's „Witikostil" alle Leser „verblüfft" werden. Wie ganz anders macht sich dagegen der rein objective Stil in „Abdias":

„So hatte Aron gesprochen und den Sohn hinausgeführt zu den Palmen, wo das Kameel lag. Dann segnete er ihn und tastete mit seinen Händen auf dem lockigen Scheitel seines Hauptes. Esther lag drinnen, auf dem Teppiche, schluchzte und schlug mit den Händen den Boden. (S. 193.)

Dann wieder, wie Abdias sieht, daß seiner Ditha das Licht der Augen wiedergeschenkt ist:

„Bisweilen, wenn ein kurzer Stillstand des Gespräches war, stand er auf, rang in der Finsterniß die Hände über seinem Haupte, oder er krampfte sie in einander, wie man in Holz oder Eisen knirscht, um die innere Erregung abzuleiten." (S. 195.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das ist echt homerische Ursprünglichkeit und Naivetät!

In den „Studien" haben wir einen geist- und gefühlbelebten Dialog — in „Witiko" giebt es Gespräche von unsagbarer Inhaltlosigkeit:

„Darauf sagte Wladislaw: „Ich werde Dir später antworten, Wratislaw." Otto, sprich.

Otto sagte: „Ich rede, wie Wratislaw geredet hat."

Dann sagte Wladislaw: „Leopold, sprich."

Leopold antwortete: „Ich rede wie Wratislaw."

Dann sagte Wladislaw: „Spitihnew, sprich."

Spitihnew entgegnete: „Ich rede genau so wie Wratislaw."

Dann sagte Wladislaw: „Wladislaw, Sohn Sobeslaw's, sprich."

U. s. w. (Witiko III 167.)

„So sind wir fertig", sprach der Kaiser „Hochwürdiger Erzbischof von Mainz, wie nennt man das, was Mailand übt?"

„Empörung", sagte der Erzbischof.

„Und Du von Köln", fragte der Kaiser.

„Empörung", antwortete der Erzbischof von Köln.

„Und Du von Trier", fragte der Kaiser.

„Empörung", antwortete der Erzbischof von Trier.

„Und ihr Andern", fragte der Kaiser.

„Empörung", riefen Alle." (Witiko III 344.)

Und dazu wirkt die Verbindung der Dialoge durch die unvermeidlichen — sagte, antwortete, entgegnete, erwiederte, schließlich so ermüdend wie das ewige „Ja, Conrad!" in „Bunte Steine". Wir wollen indessen ganz davon absehen, die „Studien" bleiben des Dichters bestes und würdigstes Denkmal.

Von Stifter's Leben läßt sich nur wenig erzählen. Er wurde geboren den 23. October 1805 in Oberplan am Böhmerwalde, als Sohn eines Leinwebers. „So in den beschränktesten kleinbürgerlichen Verhältnissen aufwachsend, erhielt er die ersten, mächtig nachwirkenden Anregungen von der umgebenden Natur: der düstere Böhmerwald mit seinen Waldseen, die Moldau mit ihren Felsufern und Burgen

prägten sich tief in das Gemüth des Knaben." (Gottschall.) Im Jahre 1818, nach seines Vaters Tode, brachte ihn sein Großvater in die lateinische Schule der Benedictiner-Abtei Kremsmünster, wo sich sein poetisches Talent schüchtern entwickelte. Nach acht Jahren bezog er die Universität Wien, die Rechte zu studiren. Mächtiger als das Jus zogen ihn aber historische, mathematische und naturwissenschaftliche Studien an. Nach Vollendung der juristischen Studien ertheilte er Unterricht in oben genannten Fächern, und blieb bei dieser Beschäftigung bis 1848. In seinen Mußestunden schrieb er die „Studien", die er anfänglich in der That nur als Studien betrachtete, ohne jede Rücksicht auf etwaige Veröffentlichung, nur das Drängen seiner Freunde bewog ihn zur Herausgabe. Inzwischen hatte er sich, im Jahre 1837, verheirathet, und zwar mit Amalia Mohaupt, der Tochter eines Offiziers. Im Jahre 1849 wurde er Schulrath und Schulinspector für Ober-Oesterreich, und blieb es bis 1865. Andauernde Kränklichkeit zwang ihn, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Leider genoß er der unfreiwilligen Muße nicht lange, denn am 28. Januar 1868 starb er zu Linz. Seine sämmtlichen Werke umfassen siebenzehn Bände, unter denen die „Studien" und „Bunte Steine" die besten sind.

IV.

Die Volkserzählung.

Friedr. Wilh. Grimme. | Heinrich Overhage.

Adolf Kolping. | Albert Teuckhoff.

Bernard Wörner.

Friedrich Wilhelm Grimme.

Grimme gehört im eigentlichen Sinne des Wortes der Provinz Westfalen, oder, wenn man den Kreis noch enger ziehen will, dem Sauerlande. Er besitzt im Lande der rothen Erde eine Popularität, um die ihn mancher Schriftsteller beneiden könnte; er ist bekannt und verehrt überall, sei es im städtischen Hause, sei es in der ländlichen Hütte, wenn auch nicht mit seinem Namen, so doch als Verfasser der in sieben starken Auflagen verbreiteten Sammlung von Schwänken und Gedichten in sauerländischer Mundart, „Sprickeln un Spöne, Spargitzen", sowie als Verfasser gern gelesener Kalendergeschichten. Und er verdient diese Popularität in hohem Grade. Denn er ist es gewesen, der zuerst westfälisches Volksleben, treu und lebendig, und dem Fassungsvermögen des Volkes entsprechend, dichterisch zur Darstellung brachte. Er verschmähte es, seine Stoffe anderen Kreisen zu entnehmen als den untern Volksklassen, die Handlung auf anderen Boden zu verlegen als auf den westfälischen. Er that wohl daran, denn im vaterländischen Boden gründet die Wurzel seiner Kraft. Er kennt seine Heimath und deren Bewohner durch und durch; er hat sie belauscht in ihrem Fühlen und Handeln, hat sich eingelebt in ihre eigenthümliche, starre und doch tiefe Empfindungsweise, in ihre kindliche Frömmigkeit und ihr unwandelbares Gottvertrauen; er hat ihren Liedern und Sprüchen, ihren

„todtschlaglaunigen" Schwänken und Geschichten unermüdlich sein Ohr geliehen; er hat nichts in dem für den Fernstehenden so einförmig scheinenden Leben der Dorfbewohner für unwerth gehalten, beobachtet zu werden. Und so finden wir denn in seinen Schwänken und Erzählungen Land und Leute unseres katholischen Westfalens, wie sie sind; er hat die Bauern geschildert, wie sie heute noch leben und handeln; er hat es verschmäht, mehr aus ihnen zu machen, als aus ihnen gemacht werden kann; ihnen Gefühle anzudichten, die stark nach Salonduft riechen. Seine Bauern reden, wie es ihnen um's Herz ist; sie offenbaren keine sublimen Gefühle, sondern Empfindungen, wie jeder andere Mensch auch; sie bewegen sich nicht in wohlgesetzten Redensarten, sondern drücken ihre Meinung manchmal ziemlich unverblümt aus; sie streben nicht nach hohen Zielen, sondern verfolgen recht greifbare Interessen. Und was sie ersinnen und planen, was sie fühlen und ausführen, ist himmelweit verschieden von den Conflicten und Ereignissen, die unseren zeitgenössischen Novellen und Romanen den Stoff liefern und Reiz geben. Die Handlung in Grimme's Erzählungen ist in der That von manchmal überraschender Einfachheit.

Was folgt daraus? Daß Grimme eine so ausgezeichnete Darstellungsgabe besitzen muß, daß sie im Stande ist, den einfachsten Stoff interessant zu machen. Wenn wir die „Memoiren eines Dorfjungen" lesen, wem lacht da nicht das Herz ob des naturfrischen übermüthigen Humors? ob der prächtigen Schilderungen ländlichen Lebens mit seinen biderben schalkigen Landleuten? Ob der originellen Dorf-Eulenspiegel und neckischen alten Weiber? Wie reizend ist Fastnacht geschildert, mit seinen mannichfaltigen Scherzen, und Ostern, mit dem mächtigen Freudenfeuer! Urkomisch sind alle jene Scenen, in denen Grimme das derbe Bauernthum mit dem feinen geschniegelten Modewesen in Contrast bringt.

Natürlich hat der Bauer stets die Lacher auf seiner Seite, seine Erbweisheit schlägt stets die erlernte Klugheit des Vornehmthuenden. Höchst ergötzlich ist es, wie die alte M'riefranz den gelehrt sein wollenden Küster, der nie die alten schönen Muttergottes-Lieder, sondern nur „lateinsche" spielen will, nolens volens zu ihrer Ansicht bekehrt.

Den eigentlichen Ruhm Grimme's begründeten seine „Schwänke und Gedichte" in sauerländischer Mundart. All' die kleinen Anekdoten, die seit Jahren von Mund zu Mund sich fortpflanzten, hat Grimme gesammelt und sie in dichterischer Form seinen Landsleuten von Neuem geboten. Sie waren nicht mehr die flüchtigen Schwänke, sondern Kabinetsstücke schönsten Humors. Der Ausdruck war gefeilt und pointirt, jede Wendung berechnet, und vor Allem: jede Person war scharf charakterisirt. So entstanden, ich möchte sagen, plattdeutsche Novelletten voll heitersten Laune. Manche der erzählten Stücke sind von wahrhaft zwerchfellerschütternder Wirkung. Die besten sind jedenfalls die, in denen die Prachtgestalten der Klosterleute und behaglicher Landpastöre auftreten, wie sie sich gegenseitig nasführen, den Wein austrinken und sonstigen Schabernack anthun. Das sind Geschichten, die sich den besten Schwänken in Fritz Reuter's „Läuschen un Rimels" an die Seite stellen.

Als hochdeutscher Erzähler figurirte Grimme's Name in den Sechsziger Jahren vielfach in seinem Volkskalender. Später sammelte er die meisten der dort veröffentlichten Stücke und gab sie unter dem gemeinschaftlichen Titel: „Schlichte Leute" in zwei Bänden neu heraus. Die kleinen Erzählungen verdienten in der That, der Vergessenheit entrissen zu werden. Sie sind echte Volksdichtungen, im edelsten Sinne des Wortes populär: voll Kraft und Saft, derber Charakteristik und lebendigen Humors.

Ein Kabinetsstück echtesten Humors haben wir in der schon erwähnten ersten Folge der „Memoiren eines Dorfjungen". Mit reizender Naivetät und liebenswürdiger Selbstironie erzählt Grimme hier die kleinen Leiden und Freuden eines kleinen Weltbürgers vom Lande, und zwischendurch knattert und prasselt das Feuerwerk blendenden Witzes. Schon der Eingang ist vielversprechend.

„Also — ich wollte euch die Geschichte meiner Kinderjahre erzählen. Das Erste, was ich da zu vermerken habe, ist, daß ich geboren wurde. Das mag allerdings Manchem nicht sonderlich merkwürdig vorkommen, ist aber doch für viele Leute von großer Wichtigkeit. Erstens: für mich selbst, indem es mir gar wenig Ergetzen machen würde, wenn ich nicht auf der Welt wäre, wo es so hübsch bunt und lustig zugeht und so viel Neues passirt; sodann für meine Eltern, denen erst durch mein Erscheinen die heilige Siebenzahl der Söhne voll ward; ferner für meine Frau, als welche sich vielleicht, wenn ich nicht geboren, mit einem andern, noch viel verkehrteren Manne durch die Welt schlagen müßte, da es doch mit mir so ziemlich leidlich geht; endlich für die Leser, die, wofern meine werthe Persönlichkeit ausgeblieben wäre, dieses Büchlein oder diese Läppchen gar nicht zu sehen, und die schönen Geschichten, die darin erzählt werden, nicht zu hören bekämen. Mit Rücksicht auf so viele Interessenten will ich denn dieses erste Ereigniß hier aufgezeichnet haben, und hinzufügen, daß ich einerlei Geburtstag mit dem lieben Christkindlein habe; weshalb ich denn jedes Jahr auf Weihnacht, wenn in der Kirche das freudenreiche Lied gesungen wird:

„Ein Kindelein so löbentlich
Ist uns geboren heute" —

nicht nur aus Leibeskräften mitsinge, sondern auch mitunter mal an mir selbst herunterschehe und eine bescheidene Anwendung auf meine eigene Person mache.

Dann erzählt er mit nicht geringer Selbstbefriedigung, daß er während des Hochamtes, gerade als der Pfarrer das Gloria in excelsis gesungen habe, geboren sei, und daß sein Vater, der Organist, auf die ihm in die Kirche gebrachte Nachricht einen „Lustigen" gespielt habe. Natürlich ist er ein höchst aufgeweckter Bursche, trotzdem aber stets geduldig

und ruhig in den Windeln. Als Wickelkind macht er auch, man höre und staune, seine erste „Bekanntschaft" und zwar mit dem Töchterlein der Hebamme. Natürlich meinte er später, als siebenzehnjähriger Jüngling, „steif und fest", er müsse das Mägdlein heirathen — freilich wurde nichts daraus; dazumalen war denn eine Zeitlang die Sonne finster und die Blumen des Feldes schwarz für ihn — „das machte sich aber mit der Zeit wieder." Vorläufig ist er noch ein Knäblein, aber was für eines!

„Meine Seele ward ein Ausbund von Verständigkeit, sodaß ich bald auf Commando „mein Bösköpfchen" schlagen, mit Handumdrehen die Frage: „wie geht's in der Welt?" beantworten und das vorgehaltene Licht oder den Fidibus, womit mein Vater die Pfeife angesteckt, ausblasen konnte. Einmal gar hätte ich fast ein allgemeines Weltmalheur angestiftet. An einem schönen Herbstabende, wo ich ungewöhnlich lange wach geblieben, steht meine Mutter mit mir in der Hausthür, und — ich sehe zum erstenmal den Mond und fange aus Leibeskräften an zu blasen, um auch dieser Lampe den Garaus zu machen. Ein wahres Glück, daß mein Athem damals noch zu schwach und dünn war; sonst — — nun, ich mag den Graus nicht aussprechen."

Dann kommen noch ganz ergötzliche Details über den Pastor, welchen der Autor vergessen hat, weil er nie von ihm etwas geschenkt erhalten, über den Postjohannes und die neue Post, und dann schließt der Autor das dritte Kapitel mit den Worten:

„Ihr seht, dürftig und lückenhaft sind die ersten Nachrichten aus dem Beginne meines historischen Zeitalters. Wer die Griechengeschichte kennt, hat dort die gleiche Erscheinung wahrgenommen."

Der Autor macht allmälig in der Cultur rapide Fortschritte. Die Geheimnisse der deutschen Grammatik gehen ihm, der bald über „Papa und Mama" hinaus ist, mit Leichtigkeit auf; nebenbei legt er sich mit vielem Fleiß auf die Musik, und pfeift bald auf der Mundflöte, mit jugendlicher Leidenschaft: „Ich bin liederlich!" Größere Triumphe

als diese künstlerischen feiert er, als er gleichzeitig mit seinem doch um zwei Jahre älteren Bruder ein Höschen erhält!

Der Autor wird größer, er ist schon sieben Jahr alt; demgemäß gewinnen auch seine Erlebnisse an Wichtigkeit. Er wird Messediener! Die Schilderung dieses Dienstverhältnisses ist ganz ausgezeichnet; freilich wird trotz des prächtigen Humors nur der Leser Verständniß dafür haben, welcher Katholik ist oder doch katholischen Geist und Brauch durch und durch kennt. Für jeden Andern verliert sie bedeutend an Reiz. Der Eintritt in die Schule ist das weitere große Ereigniß. Selbstverständlich lernt er sehr schnell.

„Bald befand ich mich im Genusse aller Rechte eines Abc-Schülers, durfte vor dem Beginn des Unterrichtes auf der Schule mitlärmen und über die Bänke springen, mit den übrigen Gelehrten um die Schule Verstecken spielen und „Hase und Hund" jagen — kurz, mein Gesichtskreis erweiterte sich bedeutend. Ich kam gleich in die unterste Leseklasse und las schon am zweiten Tage das Stückchen: „Als Claus zwei Tage in die Schule gegangen war, zeigte er seiner Mutter fünf Buchstaben, die er schon kannte." Dieser Claus mußte sich doch mit seinen simpeln fünf Buchstaben gewaltig vor mir schämen, da ich nach zwei Tagen Schulgehens seine eigene Geschichte schon lesen konnte. Unter den schönen Sächlein, die darauf folgten, kam mir als besonders schön vor: „Katharine sah ihre Mutter in den Garten gehen, um Kraut in die Suppe zu holen", das Sprüchlein: „Kinder, geht zur Biene hin"; doch die Krone war die Geschichte vom Apfelessen und Kernverwahren; es erregte die süßesten Gefühle und „brachte die Phantasie in eine angenehme Bewegung", war also, nach jener Regel der Poetik, wirkliche Poesie."

Mit dem Eintritt in die Schule schließt der Autor ab. Die zweite Folge dieser Memoiren findet sich im zweiten Bande der Novellensammlung: „Schlichte Leute". Der ersten steht sie an Echtheit des Humors nach, überbietet sie aber an prächtigen Schilderungen aus dem westfälischen Volksleben. Fastnacht mit seinen unbeschreiblichen Freuden, Ostern und Osterfeuer, die Dreifaltigkeits-Procession u. s. w. bilden den Inhalt der höchst anziehenden Schilderungen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Von bedeutender komischer Wirkung ist die Erzählung: „Blümlein der Andacht". Mehr ernster Richtung, echte Volkserzählungen mit tief sittlichem Kern sind: „Man soll keinen Jungen ersäufen; denn man weiß nicht, was draus werden kann", „Zwei Häuser und zwei Inschriften", „Herr Sebaldus", „Der Stationenberg" u. A.

Die reizende Humoreske „Der Churfürst in duplo" ist nicht in die gesammelten Novellen übergegangen. Vielleicht ist schließlich dem Dichter der Ton wohl ein wenig keck vorgekommen — und daran hat er so ganz Unrecht nicht. Grimme's Humor ist in dieser Piece etwas übermüthig geworden; er rennt ventre à terre und fühlt den hemmenden Zügel nicht mehr.

Nur nebenbei kann noch bemerkt werden, daß Grimme auch auf dem Gebiete der hochdeutschen Poesie (lyrische Gedichte, Balladen und Romanzen) Schönes geleistet; daß er verschiedene gern aufgeführte platt- und hochdeutsche Lustspiele veröffentlicht und den Schauplatz seiner meisten Novellen, das Sauerland, so launig beschrieben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Adolf Kolping.

Kolping's Name wird unvergeßlich bleiben in der Geschichte der socialen Bewegung. Er war es, der das segensreiche Institut der nun über ganz Deutschland und Oesterreich verbreiteten Gesellenvereine in's Leben rief, für die er unabläßig arbeitete, für die er immer weitere Kreise zu interessiren wußte. Darin sind alle Parteien sich einig, daß Kolping den Ehrentitel „Gesellenvater" mit vollem Rechte verdient, und daß sein Gesellenverein eine der großartigsten Schöpfungen auf socialem Gebiete ist.

Dabei blieb der rastlos thätige, hochbegabte Mann nicht stehen, auch das geistige Wohl seiner Schützlinge bildete einen Hauptpunkt seines unabläßigen Strebens. Wohl wissend, daß durch Unterhaltungslectüre am Besten und Eindringlichsten auf das Volk zu wirken sei, wandte er auch diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu und schuf den bald so beliebt gewordenen und weit verbreiteten „Katholischen Volkskalender", von dem wohl ein jeder Jahrgang eine oder zwei kurze Erzählungen von ihm enthielt.

Und da zeigte es sich, daß der große Agitator neben seinem eminent praktischen Sinn und seinem organisatorischen Talent auch eine fruchtbare Phantasie und eine außerordentliche Darstellungsgabe besaß. Daß seine Menschenkenntniß eine reiche und tiefe, war ja selbstverständlich;

bewegte er sich doch in allen Lebenssphären, und that er doch Einblicke in die verschiedenartigsten menschlichen Verhältnisse. Kurzum: Kolping bewies, daß er ein ebenso großer Volksschriftsteller als Agitator war.

Selbstverständlich schrieb Kolping seine Erzählungen nicht um der Unterhaltung seiner Leser willen — er suchte vielmehr in unterhaltender Weise sittlichend auf sein Publikum zu wirken. Jeder seiner Erzählungen und Skizzen liegt deshalb ein moralischer Gedanke, eine Sentenz zu Grunde. Aber, das muß sofort bemerkt werden: diese Tendenz macht sich nirgend in aufdringlicher Weise bemerkbar; echt künstlerisch geht sie vielmehr entweder aus dem Ganzen hervor oder aus den bei guter Gelegenheit angebrachten Bemerkungen einzelner Personen. Es kann nicht genug betont werden, daß der tiefe Gedanke, welcher einer jeden Dichtung zu Grunde liegen muß, sich nie in anderer Weise äußern sollte. Bei Kolping nehmen wir die zwanglos angebrachten Sentenzen seiner Personen doppelt gern entgegen, weil sie uns in vollendet schöner Form gegeben werden. Man lese nur folgende Sprüche, wahre Perlen, werth, in jedem Album so viele inhaltlose Gemeinplätze zu ersetzen.

„Der Künstler muß haben ein tiefes schauendes Gemüth, innere Augen, die nur Gott öffnet, und muß stillhalten können in sich selbst, damit das Erschaute erfaßt werde und das Gefaßte sich gestalte und wie lebendig werde in ihm selbst."

„Je mächtiger die Leute in die Flügel geschlagen, um so schlaffer lassen sie gewöhnlich die Flügel hängen, wenn der Ungesehene von Jenseits klopft am Herzenspförtchen."

„Jeder Mensch hat im Grunde einen ihm eigenthümlichen Boden, ich meine, eine Stellung im Leben, in die er von Natur aus hineinpaßt, die sagt ihm zu, die ist wie für ihn geschaffen und er ist wie für sie geschaffen, und nur in diesem ihm eigenen Boden, in seinem, ich möchte sagen, natürlichen Amte, kann er rechtschaffen wirken und gedeihen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wer immer weit vor sich voraussieht, kann nicht auf das gehörig Acht haben, was vor ihm liegt."

„Ein kleines Licht erhellt wohl ein kleines Stübchen und ein kleiner Ofen kann es warm machen, aber in einem großen Zimmer richten beide nichts Rechtes aus."

„Ohne Hemmniß auf dieser buckligen Welt nichts Großes im Menschenleben."

Das ist die ethische Bedeutung der Kolping'schen Erzählungen, daß sie einen hoch sittlichen Gehalt in schöner Form in sich bergen. Ohne daß der Leser es bemerkt, nimmt er den kostbaren Kern des Gelesenen in sich auf und verarbeitet ihn unwillkürlich weiter. Das moralische Gefühl wird geweckt durch die Kraft der Darstellung — der Dichter selbst hat nicht nöthig noch ein ermunterndes Wort hinzuzufügen, die Thatsachen treten an seine Stelle und predigen die ewigen Gesetze der göttlichen Gerechtigkeit.

Und was sind das für Thatsachen?

Wenn Du etwa glaubst, lieber Leser, in den Kolping'schen Erzählungen leidenschaftliche Affecte, kunstvolle Verwicklungen und brillante Charaktere zu finden, so bist Du in gewaltigem Irrthum. Nichts von all' den mehr oder weniger gut duftenden Ingredienzen einer moderner Novelle! Nichts aber auch von der trivialen Breite des Lebens, nichts von Spießbürgerlichkeit und kleinlicher Auffassung des Lebens! Kolping schildert Ereignisse, die täglich vorkommen, die aber tief eingreifen in den Gemüthszustand des Betroffenen, z. B. Leiden guter Ehefrauen mit leichtsinnigen Ehemännern — Gefahren, die alleinstehenden jungen Mädchen drohen — Noth und Elend, das aus den Leidenschaften der Menschen entsteht — u. s. w.

Namentlich aber ist es ihm um den Nachweis zu thun, daß jegliche Ueberhebung dem Menschen verderblich wird, daß standhaftes Beharren in seinem Stande und eifriges

Streben in den Grenzen seines Standes von Segen begleitet sein wird. Er führt den Beweis in glänzender Weise, durch Beispiele aus allen Schichten der Gesellschaft. Da wird der Eine reich durch unermüdliche Anstrengung und weise Einschränkung, der Andere, der Reiche, arm durch allerlei unverständige Experimente, durch Ueberschätzung seines Vermögens, durch Mitmachen der Moden und dergleichen.

Endlich wendet Kolping auch seine Aufmerksamkeit dem wichtigsten Institute der menschlichen Gesellschaft, der Ehe, zu. In zahlreichen Beispielen zeigt er, wie verderblich leichtsinnig geschlossene Ehen auf den Charakter und die Lebenslage der Betheiligten zurückwirken müssen, wie lediglich dort wahre Liebe und wahres Familienglück zu finden ist, wo selbstlose Hingebung den Herzensbund schloß, nachdem tiefe Prüfung der beiderseitigen Charaktere vorangegangen.

Was uns Kolping zur Bestätigung dieser Grundsätze erzählt, zeichnet sich nicht aus durch Neuheit und Eigenthümlichkeit der Erfindung, wohl aber durch vortreffliche Ausführung. Sowie Kolping erzählt, so muß der wahre Volkserzähler erzählen. Schlicht, ohne einfältig zu sein; populär, ohne in's Triviale zu verfallen; tief, ohne das Verständniß des Volkes zu übersteigen; gemüthvoll, ohne sentimental zu werden. Wie Wenige verstehen das, und wie Viele pochen trotzdem auf ihr angebliches Talent als Volksschriftsteller! Und Kolping, der die Gabe populären Erzählens in hohem Grade besitzt, sagt so bescheiden, in der Vorrede zum ersten Bändchen seiner „Erzählungen": „Die Erzählungen machen keinerlei künstlerische Prätensionen . . . . Der Verfasser hat nicht für die Kritik geschrieben, sondern für Leser, denen es mehr um die Sache, als um die Form zu thun ist."

Diese Bescheidenheit ist eine Ungerechtigkeit des Verfassers gegen sich selbst. Wer solche Schilderungen, der von

allen Menschen verlassenen Armuth, solche Bilder häuslichen Glückes und stiller Zufriedenheit, solche Schilderung vortrefflicher Charaktere entwerfen kann, der ist ein Dichter nicht gewöhnlicher Art. Man lese nur Geschichten wie: „Was eine gute Frau vermag", „Handel und Wandel", „Toms", oder endlich „Bleib' daheim" und man wird sein hervorragendes Darstellungstalent anerkennen müssen. Ja, man wird sich sagen müssen, daß diese Anschaulichkeit in den Schilderungen, verbunden mit mäßiger Anwendung gelungener Bilder, selten ist in der Bellettristik. So z. B.:

„Hinter mir her kam die Nacht geschritten, immer mächtiger, riesiger, und hüllte Feld und Wald, Weiler und Dörfer und bald auch mich in ihr dunkeles, feierliches Gewand, daß es mir selbst immer feierlicher und ernster im Gemüthe ward und meine Seele sich immer heimlicher, gleichsam in mein Herz zurückzog. — Thautropfen, Thränen der Nacht, hingen bereits an meinen Locken; kühl flüsterte der Abendwind mir um die Wangen, während er in Zweigen und Blättern mit leisem Rausch, gleichsam das Nachtgebet der Natur sprach. Von Ferne bisweilen noch das Anschlagen eines Hundes, ein leiser Windstoß durch die Blätter, doch immer schwächer und schwächer — dann wieder eine Weile tiefe Ruhe."

Oder:

„ . . . hob sich vom fernen Rhein her die Tagesleuchte Gottes über dem Horizont und spiegelte sich in ruhiger freundlicher Majestät an jedem der unzähligen Thautropfen, die an jedem Blatt, an Baum und Strauch, an jedem Grashalm und an jeder Blüthe hängen. Da öffnete sich die ganze Natur mit geheimer Wonne dem Lichtmeer, das die Erde überströmt, kein Lüftchen weht, kein Blatt regt sich, nur der Lerchenchor wirbelt sein Danklied in die Lüfte — —."

Das sind Schilderungen, die wohlthuend abstechen von den geistlosen langathmigen Beschreibungen, die in der neueren Erzählungsliteratur leider so häufig sind. Auch im Stil ist Kolping nur zu loben: klar, schlicht und natürlich fließt sein Vortrag dahin.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kurz, Kolping ist ein Volksschriftsteller, auf den wir stolz sein dürfen. Aber in dies Gefühl berechtigten Stolzes mischt sich auch der Wermuthstropfen herzlichen Bedauerns, daß der treffliche Mann nach einem bewegten, arbeits=, aber auch fruchtvollen Leben, so früh aus dieser Welt schied. Er starb im Jahre 1865 zu Köln; geboren wurde er zu Kerpen im Jahre 1813. Fortgeführt in seinem Geiste wird sein Werk durch den Generalpräses der katholischen Gesellenvereine, Herrn Schäffer, der auch die Redaction der trefflichen, von Kolping begründeten „Rheinische Volksblätter" übernommen hat.

Heinrich Overhage.

Seine dichterische Begabung ist es jedenfalls nicht, die Heinrich Overhage in diesem Büchlein eine Stelle anweist; denn Niemand wird ihm nachsagen können, daß er eine fruchtbare Phantasie und hervorragende Darstellungsgabe besessen. Aber er ist ein Volksschriftsteller im guten Sinne des Wortes; er weiß was dem katholischen Volke am Herzen liegt, was am meisten seine Theilnahme erregt, weiß wie es denkt und fühlt: er kennt seine guten und bösen Eigenschaften, wie der Arzt die Stärke und Schwächen seines Patienten. Die guten Eigenschaften dem Volke zu erhalten, die bösen durch eindringliche Lehre und anmuthig eingekleidetes Beispiel unschädlich zu machen, ist die unverkennbare Triebfeder seines schriftstellerischen Wirkens. Die Belehrung ist ihm das Höchste, erst in zweiter Linie folgt die Unterhaltung. Wie er seine Belehrung anbringt, das ist ihm gleichgültig, wenn sie nur in's Volk dringt und auf fruchtbaren Boden fällt. So kann man denn eigentlich nicht sagen, daß Overhage Novellist im strengen Sinne des Wortes ist: also Erfinder und Erzähler interessanter Begebenheiten; höchstens kann man ihn einen Skizzisten nennen. Nirgend in den zehn Bändchen seiner katholischen Erzählungen finden wir, daß er ein spannendes Ereigniß aus dem Leben, eine verwickelte Begebenheit, geschweige denn ein interessantes Problem aus der Psychologie behandelt — überall ist der

denkbar einfachste Stoff Gegenstand seiner Darstellung. Vergehen und Strafe, Tugend und Lohn, das ist der Hauptinhalt seiner Skizzen. Die Moral ist eben die Hauptsache. Nicht wenige seiner Stücke können überhaupt, nach den üblichen Arten der erzählenden Dichtkunst, gar nicht classifizirt werden — wie soll man es nennen, wenn der Autor uns in ein Kloster oder zu einem Landpfarrer führt, uns das Leben und Treiben in ersterem und bei letzterem, verbunden mit seitenlangen moralischen Ermahnungen und Betrachtungen eingehend schildert?

Doch davon muß abgesehen werden, man darf es Overhage nicht zum Vorwurf machen, daß er eine streng künstlerische Form verschmähte, hat er doch auch ohne diese seinen schönen Zweck erreicht, dem Volke ein unterhaltender Lehrer zu sein. Gerade in unsern Tagen, in welchen das Autoritäts-Princip in Entsetzen erregender Weise mit Füßen getreten wird, sollten Overhage's Schriften wieder Beachtung finden. Denn er ist ein überzeugungsfester Monarchist, ein Feind jeder revolutionären Bewegung. Er benutzt häufig in seinen Skizzen die Gelegenheit, gegen die Helden des Jahres 1848 und die doctrinären Republikaner eine Lanze einzulegen. Am unterhaltendsten thut er es durch den Mund des trefflichen Klosterkochs, Frater Bernardus, der folgende gelehrte Betrachtung anstellt:

„Ich bin ein Monarchist, wenn unser Monarch auch kein Monarchist sein sollte. Denn wie ein Papst die Christenheit regiert, ein General den ganzen Orden, ein Provinzial die ganze Provinz, ein Guardian das ganze Kloster, ein Koch die ganze Küche, so soll auch ein Einziger das ganze Reich regieren. Denn mehrere Hähne vertragen sich nicht lange auf demselben Hofe, und Ruhe wird erst dann entstehen, wenn der Oberhahn die übrigen weggebissen und nach gemachtem Flügelschlag sein stolzes Kikeriki, in menschliche Sprache übersetzt: Vici! angestimmt hat. — Mehrere Köche in derselben Küche und bei demselben Topfe bekommen nothwendig Debatten, zumal wenn es weibliche sind. Entstehen aber über die Methode der Kochkunst

Differentien, so wird man endlich zu den Argumentis ad hominem, zu Schäumern und Blasröhren greifen, und während man sich die Köpfe wund schlägt, läuft die Suppe über, alle Kraft aus den Markknochen und alle Fettäuglein rennen in's Feuer, der Braten verbrennt und die im Winkel lauernde Katze stiehlt die Küchlein. — Würde ich wohl diesen Mittag so viel Ehre und Lob von wegen der Kochkunst eingeerntet haben, wenn ein mir coordinirter Koch mitgekocht hätte? — — Wenn kein Guardian im Kloster wäre, so wollte Bruder Asinus Lector, Bruder Hircus Gärtner, Bruder Potator Kellner und Bruder Prodigus Oeconom werden. Welche Revolution würde hierdurch im Kloster ausbrechen! Ich wenigstens zöge es in diesem Falle vor, zu emigriren.

Dazu rechne man, daß in einigen Skizzen die Dorfinsurgenten sehr üble Erfahrungen machen, und man kann über die ernste Gesinnung des Autors nicht mehr im Zweifel sein.

Daß im Uebrigen auch alle echten Bürgertugenden in glänzenden, das Abweichen von den rechten Wegen in grellen Farben geschildert wird, ist klar. Indessen muß man dem Autor lassen, er bleibt stets bei seiner einfachen, schlichten Weise, die sorgfältig bemüht ist, jede Uebertreibung zu vermeiden. Hin und wieder belebt ein liebenswürdiger Humor die kleinen Skizzen auf angenehme Weise. Dafür nur ein Beispiel:

„Mit vier Gerichten werde ich anheut meine hochwürdigen Gäste bewirthen, sagte Bruder Bernardus, aber die Krone von allen wird ein Hase sein, am Spieße langsam gebraten, reichlich gespickt und mit einer Butterflut begossen, denn das ist die Hauptsache bei eines Bratens Präparation, daß nie eine Ebbe eintritt. Ich habe alle meine Beredsamkeit anwenden müssen, um ihn aus der Jagdtasche des Försters, worin er so fest lag, wie an einer eisernen Kette, herauszulocken, hab' ihn glücklich aus dem Gefängniß gerettet und will ihm ein Asyl in unserm Kloster bereiten. Ich habe eine Malice gegen den Hasen, denn er hat eine frappante Aehnlichkeit mit dem Aufhebungs-Commissar dieses Klosters, der den Kohl aus unserm Garten fraß. „Der Mensch war wirklich eben so hager, wie Lampe da am Spieße." — Dieses sprechend, hob er den Hasen auf und hielt ihn in aufrechter Stellung.

„Sein Raseur muß ihn über den Löffel barbiren, um der zwischen den Knochen vergrabenen Haare habhaft zu werden. Führtest du nichts Böses im Schilde — dacht' ich — so wollt' ich dich einen Monat ausfüttern, daß du dich wieder vor anständigen Leuten sehen lassen dürftest. — Da, Meister Lampe, du dauerst mich — sprach er und steckte dem Hasen ein Stückchen Speck in den Mund. — Ja, der Commissarius Lampe machte gerade ein so spitziges Mündchen, wie der Bursche am Spieße, als er uns das Aufhebungs- und Plünderungs-Decret vorlas, und — meinen Hals gewettet gegen ein Scherbchen von dem Nagel Ihres kleinen Fingers! — hätt' ich mit den Stülpen gerappelt und hätte Pius seinen Gürtel aufgehoben, er hätte gelaufen, wie weiland dieser Springinsfeld, wenn er einen Schuß hört, zumal, da sein Körper ihm keine Schwierigkeit in den Weg legte."

Overhage's Darstellungsweise ist ruhig und schlicht; nie erhebt sich sein Stil über das Maß des Gewöhnlichen. Er schreibt ganz, wie das Volk es gern mag. Daß er dies vermochte, hat er nicht zum geringsten seiner Stellung als Pfarrer zu verdanken, die ihn in täglichen intimen Verkehr mit dem Volke brachte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Albert Tenckhoff.

Es ist lebhaft zu bedauern, daß Tenckhoff sich nicht weiter auf novellistischem Gebiete versucht hat; man durfte nach den beiden Bändchen „Westfälische Geschichten", die er in den Jahren 1867 und 1869 zu Paderborn, wo er als Gymnasiallehrer wirkt, erscheinen ließ, noch Treffliches von ihm erwarten. Es offenbart sich in den vier Erzählungen ein frisches dichterisches Talent, verbunden mit einer schätzenswerthen Gabe zur Darstellung und Charakteristik. Die Handlung der bescheidener Weise so genannten „Geschichten" spielt, wie schon der Titel andeutet, in Westfalen, namentlich im Münsterlande; die Darstellung hat eine ausgeprägt provinzielle Färbung. Die ungezwungen als Glied der Entwicklung in die fortschreitende Handlung eingelegten Scenen aus dem westfälischen Volksleben, wie Hochzeitsfeste, Kirmeß u. s. w. verbinden sich mit anschaulichen Schilderungen der ländlichen Natur, wie mit volksthümlichen Ausdrücken und Wendungen zu einem schönen Bilde westfälischen Lebens. Wie in Grimme's Erzählungen, so entwickelt sich die Handlung auch bei Tenckhoff auf dem Dorfe; beide Schriftsteller unterscheiden sich aber scharf. Grimme's Dorfgeschichte muthet uns an wie ein von Bergen umgebenes Thal, dem noch keine Eisenbahn und kein Fuß eines reiselustigen Touristen genaht; in patriarchalischer Einfachheit, wenig bewegt von Leidenschaften und Seelenkämpfen, lebt der Landmann für sich hin, seinen Acker

bestellend, sein Pfeifchen rauchend und mit seinen Nachbarn harmlose Scherze machend. Tenckhoff's Bauern dagegen haben ein rasch pulsirendes Blut in den Adern, sie haben ein lebhaft empfindendes Herz, und vermögen den Regungen ihrer Seele kräftigen Ausdruck zu geben. Und trotzdem bleiben sie stets innerhalb der Grenzen, welche ihnen Leben und Bildungsgang zuweist. Es sind keine Auerbacher, sondern derbe westfälische Jungen; keine Barfüßele, sondern natürliche lebhafte Landmädchen.

Die beste der Tenckhoff'schen Erzählungen ist unstreitig „Lisbeth" (Band II), eine Geschichte, wie sie häufig vorkommen mag, die der Leser aber nicht oft so ergreifend zu lesen bekommen wird. Lisbeth, die Tochter des Kötters Steffen, liebt den armen Schulzensohn Franz. Ihre Eltern, namentlich ihre Stiefmutter begünstigen jedoch den reichen Erlenbauer Christoph auf jede Weise. Lisbeth hat einen schweren Stand. Ihren Franz darf sie nicht sehen, während der Erlenbauer ihr jeden Tag seine plumpen Schmeicheleien zu Füßen legt. Schließlich kommt es so weit, daß Christoph von Lisbeth's Eltern die Erlaubniß erhält, sie als seine Braut betrachten zu dürfen. Franz vermag das nicht mehr anzusehen, er geht in die Fremde. Der alte Natzmeier besorgt den dürftigen Verkehr der Liebenden. Christoph erreicht natürlich bei Lisbeth nichts, schließlich versucht er Gewalt und Drohungen. Nun aber tritt Lisbeth's Vater, den sie während seiner Krankheit so aufopfernd gepflegt, auf ihre Seite und weist dem frechen Erlenbauer die Thür. Die Stiefmutter verfällt vor Aerger in ein hitziges Fieber, das sie allmählich dem Tode nahe bringt. Weiteres Elend bleibt nicht aus. Der Erlenbauer bringt eine bedeutende Hypothek des Steffen'schen Hauses an sich und kündigt sie, glaubend, er könne die verhaßte Familie nun zu Grunde richten. Jetzt erinnert sich aber Lisbeth eines Wortes des alten Natzmeier,

sie geht zu ihm, und er verspricht zu helfen. Richtig, er bringt kurz darauf nicht allein die nöthige Summe, sondern auch den Franz. Nun wendet sich Alles zum Guten.

An trefflich und eindrucksvoll dargestellten Scenen hat die einfache Erzählung keinen Mangel. Mit Vergnügen wird man lesen, wie die vereinigten Burschen und Mädchen den übermüthigen Erlenbauer beim Flachsraufen hinauswirbeln; wie Lisbeth von demselben rohen Freier angefallen wird, und wie ihr getreuer Fidel sie befreit; wie endlich der erzürnte Steffen dem allgemein Verhaßten die Thür weist. Die Charaktere sind vorzüglich dargestellt, obenan die einnehmende Lisbeth und der alte ehrliche Natzmeier. Eine durchaus einfache, aber ausdrucksvolle Sprache vervollständigt wirksam den dichterischen Effect der Erzählung.

Nach dieser dürfte „Die Haideschenke" zu nennen sein. Die Erzählung versetzt uns in die traurigen Zeiten Napoleonischer Gewaltherrschaft zurück. Der mächtige Corse, gereizt durch England's hartnäckigen Widerstand gegen seine Eroberungsgelüste, verhängt die Continentalsperre. An sich schon reizte diese Maßregel zur Schmuggelei, obgleich sie mit schweren Strafen verboten war; dazu kam aber noch, daß es galt, den Todfeind zu schädigen, und sich einen nicht geringen Vortheil zu verschaffen. So machten sich denn Leute wie der Poggenkämper, Manns und schließlich auch der lange mit seinem Gewissen kämpfende Kröger nichts daraus, allnächtlich den Douanen mächtige werthvolle Ballen vor der Nase vorüber zu führen. Endlich aber kommt es an den Tag, durch den Verrath des alten Haidefritz. Die Betheiligten trifft harte Strafe; Kröger wird gefangen nach Frankreich abgeführt und sieht seine Heimath nie wieder.

Diese einfache Geschichte ist ungemein flott erzählt, die Charaktere sind durchweg anziehend dargestellt. Sehr gelungen ist der lange Manns, eine Prachtgestalt. Selbst der Haidefritz

erweckt unser Interesse, trotzdem wir sein schmähliches Handeln streng verurtheilen müssen. Aber der Erzähler hat seine Schurkenstreiche sehr gut motivirt; blinde Rache treibt ihn unwiderstehlich. Sein Handeln resultirt nicht aus angeborener Bosheit, sondern aus maßloser Rachgier, und das ist ein dichterisch sehr gut verwendbares Motiv.

In „Verschiedene Wege" hat er es nicht so gemacht; hier treibt Naturanlage den Helden, Anton Schüren, zu schändlichen Thaten: wir wenden uns deshalb mit Abscheu von einem solchen Menschen ab. Im Uebrigen ist auch diese Erzählung recht interessant. Der alte Sporkmeyer wird Jedem gefallen, ebenso Mutter Schüren und die beiden Töchter. Wenn die moralische Tendenz nicht so sehr unter dem Tuche hervorblickte, würde man die Erzählung höher stellen können.

Die letzte Erzählung des zweiten Bandes, „Durch Nacht zum Licht" behandelt ein altes Thema, die Rückkehr eines Irreligiösen zum Glauben, in entsprechender Weise. Die kleine Dorfrevolution von 1848 giebt dem Ganzen einen angenehmen historischen Beigeschmack.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bernard Wörner.

Am 26. Juli 1873 trug man zu Bamberg einen Mann zu Grabe, dessen Tod nicht allein in der Stadt seines Wirkens, sondern weit in Deutschland's Gauen bedauert wurde. Es war ein Mann in der Vollkraft seines Wirkens, nur vier und vierzig Jahre war er alt geworden, und doch hatte er sich in raschem Siegesfluge die Herzen Tausender erworben. Es war Bernard Wörner, der Inspector des Post- und Bahnamts in Simbach, der beliebte Volksschriftsteller und Erzähler.

Am 28. December 1828 wurde Bernard Wörner zu Hessenthal im Spessart als Sohn eines Dorfschullehrers geboren. Seinen Vater verlor er sehr früh, die Mutter wandte jedoch Alles daran, den talentvollen Sohn studiren zu lassen. Er kam zunächst an die Studienanstalt zu Aschaffenburg, von dieser aber, weil sein jugendlustiger Sinn ihm manche Differenz mit den strengen Lehrern verschaffte, an das Gymnasium zu Bamberg. Hier und später an der Universität Würzburg arbeitete er mit eisernem Fleiße, und machte sich namentlich die neueren Sprachen zu eigen. Im Jahre 1850 trat er in den Thurn und Taxis'schen Postdienst, 1852 wurde er Assistent am Oberpost- und Bahnamte zu Bamberg. Fünf Jahre blieb er in dieser Stellung um dann zum Official, 1866 zum Verwalter der Güterexpedition befördert zu werden, bis er 1871 zu jener Stellung erhoben wurde, in welcher ihn der Tod früh und jäh überraschte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Wörner", sagt einer seiner Freunde in einem Lebensbilde (Hausschatz 1874 S. 123), „war an erster Stelle Beamter, an zweiter erst Literat. Wenn Einer, so war er es, der, von der Wahrheit: des Mannes Kraft gehört seinem Berufe — völlig durchdrungen, diese auf's Beste und Eifrigste zu bethätigen suchte; obgleich sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen läßt, daß er unter anderen, besonders financiell besseren Verhältnissen eine ganz andere, seinen geistigen Anlagen wie seiner besonderen Vorliebe zur Wissenschaft ungleich mehr zusagende Lebenslaufbahn angetreten hätte. Allein nur vom Dichter gilt: poëta nascitur, non fit. Sonstige Berufsarten lehren den Beruf gar nicht selten erst im Berufe, wie wir dies an Wörner trefflich bestätigt finden. Keiner seiner Collegen mag das meist Mechanische seines Dienstes schmerzlicher empfunden haben, als er, dessen Geist vom Triebe des Schaffens erfaßt war. Gleichwohl machte Pflicht und Gewissen ihn alles Andere auf so lange vergessen, als Amt und Dienst seine Kraft beanspruchten . . . . . Kaum war das Abendessen eingenommen, da harrte schon der gut beleuchtete Arbeitstisch seines Eigenthümers und Herrn, um in der Regel bis zwölf Uhr Nachts, sehr oft auch bis ein und zwei Uhr Morgens Zeuge zu sein, von der Rührigkeit seiner Feder. Da wurde nun meditirt und skizzirt, revidirt und corrigirt und obendrein die weitverzweigteste Correspondenz erledigt."

Kein Wunder, daß eine solche rastlose, weder Tag noch Nacht kennende Thätigkeit den selbst kräftigen Körper Wörner's aufrieb.

Zu einer größeren dichterischen Schöpfung hat es der früh Verstorbene nicht gebracht, obschon sein schönes Talent ihn wohl zu bedeutenden Leistungen befähigte. So hat er denn nur eine Reihe von Novellen hinterlassen, die er in drei Sammlungen, deren Titel den Hauptinhalt ungefähr

andeuten, vereinigt hat in: „Amt und Welt", „Lust und Leid", „Lebende Bilder". Wörner hätte aber getrosten Muthes seine sämmtlichen Novellen in eine einzige Sammlung zusammenfassen und sie unter dem Gesammttitel: „Das menschliche Leben" vereinigen können. Denn in der That sind die Novellen Wörner's ein wahres Kaleidoskop. Alle Stände und Lebenslagen gelangen zur Darstellung. Der Reichthum an gut erfundener Handlung, an interessanten Charakteren, an packenden Situationen scheint unerschöpflich zu sein. Namentlich wird „Lust und Leid" oder vielmehr nur das Leid, die Misere des Beamtenthums in den verschiedensten Variationen zur Darstellung gebracht. Und dabei zeigt der Dichter eine Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, der Wissenschaften und Künste, die in Erstaunen setzen muß. In einer jeden Novelle zeigt er uns die „menschliche Komödie" von einer anderen Seite und den Menschen in einer neuen Situation. Hier sehen wir den kärglich besoldeten Beamten im Kampfe mit bitterer Noth und herzlosen Vorgesetzten, dort den talentvollen jungen Beamten, kämpfend gegen kleinherzige Büreaukratie und Nepotismus; hier den edelsinnigen Jüngling, sich wehrend gegen den Despotismus des Militärs, dort den Ausgestoßenen der Menschheit mit seiner großen Seele, und hier wieder den Polizeimann, dem sein Amt die Handhabe bieten muß, um seinen Gelüsten fröhnen zu können — und so geht es weiter in buntester Reihe. Die verschiedensten Stände des Lebens treten auf, und zeigen uns ihren Beruf von seiner heiteren und düsteren Seite.

Es sind farbenreiche Gemälde mit den seltsamsten Lichteffecten. Manches hat einen ganz romantischen Anstrich. In die Alltäglichkeit des Lebens hinein schleichen plötzlich unheimliche Gestalten; in die Nacht tiefsten Elends fällt unvermuthet der belebende Sonnenstrahl des Glücks; er, der bis jetzt glaubte, von Niemanden beachtet zu werden, sieht

sich auf einmal inmitten einer Intrigue, ja sich selbst als Mittelpunkt derselben. Und überall ist Wörner Herr seines Stoffes. Meister aber ist er da, wo er den Kampf des Talentes schildert, des Talentes, das durch sich selbst zur Geltung gelangen will, und zu stolz ist, etwa durch die abgestandene Tochter eines alten Geheimraths zu Amt und Würden zu gelangen; Meister auch da, wo er die Misere des kleinen Beamten zum Vorwurf nimmt. Welch' tiefergreifende Schilderung entwirft er nicht von dem Leben des armen Schreibers Rohn! Mit blutendem Herzen arbeitet er sich mühsam durch's Leben. Zu Hause eine halbblinde mürrische Gattin, im Amte einen hochmüthigen Vorgesetzten, schluckt er Tag für Tag den zehrenden Büreaustaub, von dem Wörner folgende treffliche Schilderung entwirft:

„Das ist nicht der grobkörnige Chausseestaub, der dem Wanderer in das Gesicht fliegt, nicht der trockene Staub des Feldes, welchen ein leichter Regen tilgt, nicht der flockige Staub des behaglichen Wohnzimmers, welchem die Magd allmorgentlich mit Wasser und Wischer steuert, nicht der heiße Staub der Wüste, den der Samum packt und in die Luft wirbelt. Nein! Dieser Staub ist ein feiner, flüchtiger, ein präparirter und unbesiegbarer, es ist — ein Culturstaub. Dieser Staub ist das unscheinbare und doch das stärkste Bindemittel im Amte. Er schlingt um Alles, was dem Dienste geweiht ist, das unzerreißbare Band des stillen Einverständnisses und Sichgenügens. Er kommt nicht zur Thüre und nicht zum Fenster herein — das Bureau selbst ist seine Geburtsstätte. Er wird im Amte, gewissermaßen aus sich selbst erzeugt. Die Acten sind seine Wiege, die Acten sind seine Heimath und sein Horst. Hier entpuppt und vermehrt er sich, ruht behaglich auf ihren Deckeln und schiebt seine Pioniere in sie hinein. Die vergilbten Blätter, welche der Bureaumann und der Gelehrte mühsam durchforschen, — sie sind sein Werk. Und wer es wagen sollte, ihn aus seinem Heimgarten zu vertreiben, wird an dem Brennen seiner Augen, dem Spannen und Husten seiner trockenen Brust bald genug fühlen, daß er es mit einem starken, grausamen, unüberwindlichen Feinde zu thun hat."

Da wird eine Stelle erledigt, die für Rohn eine gute Verbesserung bieten dürfte. Er meldet sich. Und nun schwebt er in Hangen und Bangen:

„Bangen und Hoffen zermartern den aufgeregten Geist, tausend quälende Zweifel und Bedenken, muthloses Harren, selten durchleuchtet von einem schwachen Hoffnungsschimmer, und das ungestüme Verlangen nach endlicher Entscheidung machen die Stunden zu Tagen, die Tage zur Ewigkeit. Da und dort tauchen Privatnachrichten auf. Landfremde Namen werden dabei genannt, und unser Herz zieht sich krampfhaft zusammen . . . . . Man stellt sich stark, man hört sie scheinbar mit Gleichmuth an, während schneidender Schmerz die Brust durchzieht und man den Colporteur für seine freundlichen Mittheilungen zu Boden schlagen möchte."

Aber Rohn hofft umsonst, er bekommt nicht allein die erbetene Stelle nicht, sondern wird sogar aus dem Amte entlassen. Nun tritt der Versucher an ihn heran. Rollen Gold, wie er sie nie zusammen gesehen, geschweige denn besessen, sollen sein eigen sein, wenn er ein schurkisches Unternehmen mit seiner Unterschrift unterstützt. Hier Glück und Geld — dort seine alte Armuth, aber auch ein reiner Name. Er kämpft nicht — er flieht vor der Versuchung. Endlich leuchtet ihm wieder die Sonne des Glückes, seine Noth hat ein Ende.

Und in einer zweiten Novelle führt uns der Dichter ein weibliches Seitenstück zu diesem armen Schreiber vor: „Die Wittwe des Accessisten". Als Mädchen ist sie dem Manne ihrer Liebe gefolgt, Noth und Elend hat sie mit dem kärglich besoldeten Beamten getheilt — da stirbt er; sie muß mit ihrem Kinde in's elterliche Haus zurück. Was sie hier von einem mürrischen Vater, einer hochmüthigen, grausamen Schwester zu erdulden hat, ist tief rührend geschildert. Sie wird endlich von einem Freunde ihres verstorbenen Mannes, Herrn von Wels, aus ihrem Elend gerettet; er übergiebt ihr die Verwaltung eines seiner Güter.

In diese treffliche Novelle hat Wörner glänzende Schilderungen des geräuschvollen, jugendübermüthigen Studentenlebens verwebt. Schade ist es, daß Wörner die prächtige

Gestalt des adelsstarren Präsidenten von Wels nur im Hintergrunde gehalten hat, denn sie ist so schon sehr wirkungsvoll. Sie gemahnt, in ihrem unabänderlichen Festhalten an den Principien des Adels, an einen Felsen am Meere, den Jahrhunderte hindurch die tosenden Wellen bestürmt, der immer ihrer Wuth widerstanden, endlich aber weichen muß und nun dem Schiffer eine reizende Aussicht eröffnet. Er ist Aristokrat durch und durch, Feind aller Neuerungen und der Herrschaft des Plebs. Höchst charakteristisch ist der nachfolgende Brief an seinen Sohn:

„Ministerium und System sind also gefallen. Der Fürst hat seine treuesten Diener, die Stützen seines Thrones, die Träger seines absoluten Willens dem souveränen Plebs geopfert. Wer hinfüro vom Adel zu einem Staatsamte gelangen will, muß mit sogenannten Patrioten concurriren, mit Eckenstehern fraternisiren und das Proletariat cajoliren, um auf seinen schmutzigen Schultern emporzusteigen."

Und ferner, als sein Sohn die Wittwe des Accessisten zu heirathen gedenkt:

„Eduard! Die Welt aus den Fugen. Also wieder eine Mesalliance, wenn ich recht verstanden habe? Du wirst niemals groß und mächtig werden, wie unsere Ahnen. Die Gefühle überrumpeln Dein schwaches Herz und gehen mit Deinem Verstande durch. In Gottes Namen! Du bist selbstständig, Du bist Richter, Baron, Gutsbesitzer. Thue, wie Dir beliebt! Ziehe fort am Staatskarren, bis Dir die Peitsche dankt, oder quittire! Pfropfe ein falsches Reis auf den uralten Stamm Derer von Wels, oder spiele freiwillig den Malteser! Von Deinem Vater wirst Du keine Einsprache erleben. Ich gehe auf mein Gut. Dort kann ich noch gebieten und herrschen, wie unsere Vorfahren thaten. Das letzte Band ist zerrissen. Adieu!

P. S. Mache niemals den Versuch, Deine Erkorne, die Du zur allgemeinen Rührung mit einem romantischen Nimbus umhüllest, und die einst als Bettlerin vor mir stand, auf irgend eine Weise in meine Nähe einschmuggeln zu wollen. Du dort — ich hier, damit Friede sei zwischen uns! — —"

Von dieser Gesinnung ist Wörner ein entschiedener Feind. Er ist Volksmann durch und durch, ein wahrhafter Freund

des soliden, ehrenwerthen, in sich tüchtigen Bürgerstandes. Ueberall verurtheilt er den blos äußerlichen Prunk ohne innere Tüchtigkeit. Das zeigt am Besten die Erzählung: „Am Ziele", eine der besten von Allen. Der Sectionschef Maurer wird zu seinem Fürsten gerufen; hier erfährt er, daß es sich um die Bildung eines neuen Ministeriums handle, und aus den Worten des Monarchen fühlt er heraus, daß er berufen ist, an die Spitze desselben zu treten. Und nun legt er seine Principien dar, zeigt sich als echter Freund des Volkes. Maurer's Ansichten aber sind offenbar Wörner's Ansichten, das geht deutlich aus dem ganzen Verlaufe der Erzählung hervor. Der Arbeiteraufstand ist mit großer Anschaulichkeit und höchst lebendig geschildert.

In den düstersten Farben, schwarz in schwarz gemalt, erscheint die Novelle „Geheime Gewalten". Selten ist das Elend junger Talente in ohnmächtigem Kampfe gegen steifleinene Büreaukratie, mit ihrem elenden Anhängsel und selbstsüchtigen Interessen, ergreifender dargestellt. An packenden Scenen bietet gerade diese Novelle genug.

Als letzte bedeutende Leistung darf „Mein Princip" erwähnt werden. Doctor Stein will reich und einflußvoll werden, und dieses Zweckes wegen verschmäht er es, in die Hütten der Armen hinabzusteigen. Einmal giebt er selbst dem dringenden Flehen eines armen Arbeiters Frank, zu seiner Frau zu kommen, nicht nach, denn sein Princip erlaubt es nicht. Die Frau stirbt; ihr Sohn aber wird der Schützling eines angesehenen Barons, und erringt sich durch sein Talent und seinen Fleiß eine glänzende Stellung. Stein hat mittlerweile sein Ziel erreicht, er ist sogar Herr von Stein geworden. Frank bewirbt sich um seine Tochter Bertha. Er erhält sie. Am Verlobungsabend führt Frank, der Sohn, seinen Vater ein —

„Herr von Stein reichte dem Verwalter die Hand entgegen. Dieser steht, als habe ihn der Schlag getroffen, stumm und regungslos wie eine Bildsäule. Sein starres Auge scheint das Antlitz des Geheimraths zu durchdringen. Die halb geöffneten Lippen bewegen sich, ohne einen Laut hervorzubringen. Seine Brust hebt und bewegt sich stöhnend, sein graues, buschiges Haar strebt in die Höhe, das runde, volle Gesicht zieht sich in die Länge, wie vom Starrkrampfe gefaßt, ein heller, unheimlicher Strahl fliegt darüber hin und läßt aus jedem Zuge Entsetzen, unsäglichen Abscheu leuchten. Ein convulsivisches Zittern durchbebt den Körper, er beugt sich für den Augenblick wie unter der Schwere einer Last. Im nächsten Augenblicke aber richtet er sich hoch auf, macht einen Schritt rückwärts, streckt drohend die Hand aus und ruft mit lauter, durchdringender Stimme: „Er ist es! — Er ist's! Ich kenne seine Stimme, seine Züge aus Millionen noch nach hundert Jahren, denn sie haben sich unauslöschlich meinem Herzen eingegraben. Diese Stimme hat mich in jener Nacht, als ich für mein todkrankes Weib auf den Knien um Gottes willen zu ihm flehte, unbarmherzig hinausgetrieben, weil ich das Werk der Barmherzigkeit nicht zum Voraus bezahlen konnte. Ich rannte in der Dunkelheit fort von Straße zu Straße, von Arzt zu Arzt, und als ich endlich Hülfe an das Bett der Wöchnerin brachte, war es zu spät. Ludwig, mein Ludwig! Das ist der Mann, den ich in unserer tiefsten Noth als den Mörder Deiner armer Mutter anklagte, der die Dulderin kaltblütig seiner Geldgierde opferte! Ich werde ihn dereinst vor dem Richterstuhle Gottes für das Leben belangen, welches seiner unmenschlichen Handlung verfiel, und für all' den Jammer, welcher über uns hereinbrach. Komm, Ludwig, komm zu Deinem Vater! Der Fluch der Armuth würde von Neuem auf mir lasten und die Erinnerung mich erdrücken, wenn ich diese fürchterliche Stimme täglich hören müßte. Fort, fort zur Stelle! In diesem Hause kann Dir nie und nimmermehr ein Glück erblühen!"

Das sind die Folgen des Princips. Die Gäste stehen verwirrt; die Kunde verbreitet sich; der herzlose Parvenü bekommt seinen Lohn.

Unter den Novellen in „Lust und Leid" und in „Lebende Bilder" ist keine, die irgend eine hervorragende Stelle einnimmt, es sind so zu sagen nur Ferienarbeiten. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß dieselben ohne allen

Werth sind, sondern nur, daß ihr Inhalt nicht so bedeutend ist, wie in den übrigen.

Wörner ist der Volksschriftsteller par excellence. Seine Darstellungsweise ist, wie schon die angeführten Proben beweisen, kraftvoll und packend überall. An edlen Gedanken hat er einen großen Reichthum aufzuweisen, und diese Gedanken bietet er in schöner, faßlicher Form. Deshalb und aus den in der Charakteristik angeführten Gründen, darf man sagen: Wörner ist der Volksschriftsteller par excellence.

Inhalt.

Seite

I. Der sociale Roman.

Ferdinande von Brackel 3
Sebastian Brunner 25
Fernan Caballero = Cecilia Böhl 46
Lady Fullerton 73
Gräfin Hahn-Hahn 90
Philipp Laicus = Wasserburg 105
Franz von Seeburg = Ottilie Wildermuth . . . 119

II. Der historische Roman.

Conrad von Bolanden 131
Heinrich Conscience 152
Franz Isidor Proschko 165
Cardinal Wiseman 183

III. Die Novelle.

Antonie von Haxthausen 193
Maria Lenzen 209
M. Ludolff = Luise Hensel 235
Adalbert Stifter 255

Herbert = Friedrich Reiter

Seite

IV. Die Volkserzählung.

Friedrich Wilhelm Grimme 273
Adolf Kolping 280
Heinrich Overhage 286
Albert Tenckhoff 290
Bernard Wörner 294

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Varhol.
1.x
117 9214

W

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

03SR3785
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
03
SR
3785